# Die Glocken von Sanct Alban.

Stadt- und Familien-Roman
aus
bewegten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts.

Von
Franz Trautmann.



Erster Theil.

Regensburg, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1875.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Blätter, in traulicher Weise und sagenhaftem Anlaute nur mild Ernstes oder Frohes vor Augen zu rücken und so, wie ich es in vielen meiner Erzählungen aus vergangenen Tagen versuchte, dem, in heutiger Zeit hinlänglich bewegten, Gemüthe eine Art träumerischer Ausruhe zu bereiten.

Denn es handelt sich hier um eine jener bedeutsamen, politischen Katastrophen des deutschen Städtelebens, welche ihren Grund meistens im edlen Drange nach Freiheit fanden, doch wegen Mangel an Vorsicht und in Folge nimmersatten Ehrgeizes, oft für lange zum Unheil ausschlugen — um eine Zeit, in welcher wilde Leidenschaft waltete, und die Wirklichkeit oft schroff herantrat.

Deshalb mögt Ihr manchen verhängnißvollen, fast dämonischen Gestalten begegnen.

Aber sie sind weit überragt von solchen, welche uns theuer werden durch die holde Klarheit ihres Wesens, die Tiefe und Reinheit ihrer Liebe und die Treue für die höchsten moralischen Ueberzeugungen — all mit Dem sie unsere eigenen heiligsten Gefühle bestätigen und stärken und uns in „Wahrheit" den Frieden der Seele in noch weit höherem Maße bringen, als ihn irgend der schönste „Wahn" verleihen könnte.

Hinwieder erscheint dann auch, zur Seite ernster Vorgänge irgendwie wohlanmuthende, unbewußt heitere, oder bewußt muthwillige Persönlichkeit — und so reiht und mischt sich Alles bunt — wie es eben in der Welt ist, von je war und sein wird.

Gleichviel — nehmt freundlich an, was ich Euch diesmal vorführe, blickt mit mir auf die Geschicke der Tage, in welchen sich die Menschen der Macht und des Glanzes unseres deutschen Vaterlandes nicht so bewußt sein durften, wie jetzt wir — und preiset mit mir die Vorgänge in den Gemüthern der Edlen, der Fälligen und der Bösen!

Die Namen Vieler derselben sind in den Annalen der Einzelngeschichte genau verzeichnet.

Betreffs Mancher ist es nicht der Fall — und am wenigsten sind überall die äußeren und inneren Anlässe des Handelns näher angegeben, sondern im Beginne und im weiteren Zusammenhange mit Anderem dem forschenden und erwägenden Blicke überlassen.

So bediente ich mich denn des Rechtes und der Pflicht eines Jeden, welcher ein Bild entschwundener Zeit in der hier gewählten Form zu entwerfen, unternimmt.

Damit folget mir über erhabenes Ringen, Licht und Freude, über Selbsttäuschung, Thorheit und List, und über Dunkel und Trauer hinweg bis dahin — wo die Wolken des Geschickes sich wieder lichten, und sich alle, oft so düsteren Wirrnisse und schrillen Mißklänge des Irdischen auflösen — in das ungetrübt Sorgenlose, Freudige, das ewig Harmonische — des Jenseits!

# Erster Theil.

# Im Abendscheine.

Man zählte anno Domini 1679.

Wer den Sommer über bis Herbst dieses Jahres einige Aufmerksamkeit auf die nicht zahlreichen Personen richtete, welche nach den Geschäften und Mühen des Tages an den Ufern des Rheines nächst der edlen Stadt Köln lustwandelten — dem waren sicher drei junge Herren nicht entgangen.

Es waren diese Norbert Dresen, Neffe des alten, reichen Kaufherrn Bernhard Dresen, wohnhaft im „Karbunkel", einem zu Köln wohl bekannten Hause — Heinrich Thonet, Sohn eines gleichfalls sehr reichen Kaufherrens, welcher seit etlichen Jahren den durch seine Zinnen und Eckthürme so alterthümlich herschauenden „Wolkenburgerhof" am Cäcilienkloster und der „Wollküche" innehielt — und noch ein Dritter, Namens Paul Nigge.

Die Spaziergänge dieser jungen Herren konnten um so weniger unbemerkt bleiben, als sich der Letztgenannte sehr auffällig benahm. Denn manches Mal riß er sich plötzlich von den beiden Anderen los und schritt drollig

zornig voraus, oder er schlenderte unmuthig hintendrein — wenn er nicht gar rasch linksum machte, ganz allein in die Stadt zurückkehrte und sich dann mindest am nächsten Abend nicht sehen ließ. So eigenthümlich benahm sich Herr Paulus Nigge, und man möchte wohl etwas Näheres über ihn erfahren.

Die Sache ist aber so.

Er war von Frankfurt am Main gebürtig und Stiefsohn des angesehenen und höchst wohlhäbigen Herrn Ulrich Goldstein, welchen Stiefvater er ungemein lieb hatte, ohne jedoch mit ihm, wie das hie und da in der Welt vorkömmt, in voller Eintracht leben zu können. Denn erstens hatte Paul sehr viel Jugendfeuer und ungemein freie politische Gesinnungen, Herr Goldstein aber höchst aristokratische — und zweitens verlangte Paul durchaus freie Wahl in Betreff einer Lebensgefährtin, während der Stiefvater rastlos bemüht war, gewisse Annäherungen an eine mit ihm weitläufig verwandte Patriziertochter, Namens Ignatia Lersner, zu vermitteln.

Nicht daß Paul Nigge die Vorzüge dieser Jungfrau, mit welcher er, nebenbei gesagt, in Kinderjahren viel verkehrte, bestritten hätte. Aber wegen jenes Drängens war er in eine Art Feindseligkeit gegen sie gerathen, je mehr es Herr Goldstein darauf anlegte, ihren Werth und ihre „wahrscheinliche" Geneigtheit in's rechte Licht zu setzen, desto widerborstiger wurde Paul — und so kam es nicht selten zu namhaften Auftritten zwischen dem Stiefvater und Stiefsohn. Um nun derlei Streitigkeiten zu vermeiden und jede Gefahr zu beseitigen, der

Ignatia Lersner zu begegnen — sei es im Lersnerhause, wo sie bei ihrer Großmutter lebte, oder bei Gelegenheit eines Besuches im Hause Goldstein — beschloß Paul eines Tages, seine Heimath zu verlassen und nach Köln am Rhein zu ziehen. Einmal, weil er da auf vertrauliche Freundschaft mit Norbert Dresen und Heinrich Thonet rechnete, welche er früher zu Frankfurt kennen gelernt hatte und schwärmerisch verehrte — und dann, weil er sich der stillen Hoffnung hingab, eine Lebensgefährtin nach seinem Sinne zu finden und dadurch allen weiteren Zudringlichkeiten seines Stiefvaters ein Ende zu machen. Kaum den Entschluß gefaßt, hatte er sich schon zur Reise angeschickt, und die Abschiedsworte seines ihn noch heiß umarmenden Stiefvaters waren: „Zurückhalten könne er ihn, als volljährig geworden, nicht. Indessen rathe er ihm dringend, sich wohl zu verhalten und zu keinen Thorheiten, namentlich „in Politicis" hinreißen zu lassen. Denn desfalls wäre er im Stande, ihn, trotz aller stief- und so zu sagen rein väterlichen Liebe, zu e n t e r b e n — statt daß er ihm zum schon eigenen mütterlichen Vermögen ein wohl fünfmal größeres hinterlasse, wenn er sich gut aufführe."

Auf dies hin war Paul Rigge bald zu Köln eingetroffen, wo er von Norbert und Heinrich in gewünscht freundschaftlichster Weise empfangen wurde, bald darauf er dann seine Heirathsprojekte in Angriff nahm, wobei sein Gesichtspunkt einfach dieser war: Unstreitige Schönheit und allgemeine Anmuth, geistige Bedeutsamkeit zur Seite holder Bescheidenheit — Herzensgüte per se — und zum Ganzen völlige Gefahrlosigkeit der

Umstände, durch welche er in ein „Pantoffelregiment“ seiner Gemahlin, oder gar noch dazu ihrer Verwandten hineingerathen könne.

Bei solchen Anfoderungen — in Verbindung mit rasch auflodernden Feuer, zugleich leicht erregbarem Argwohn irgend welcher Pantoffelgefahr und bei wenig Kunst, denselben zu verhehlen, konnte der Erfolg seiner Bemühungen nicht wohl der gewünschte sein, und schon wenige Monde nach Beginn derselben hatte er mit mehreren Werbeversuchen Schiffbruch erlitten. Denn entweder glaubte er Entdeckungen gemacht zu haben, welche ihn selbst zum Rückzug bestimmten, oder man begriff von Seite irgend einer Familie diese und jene Erkundigung nicht, fühlte sich verletzt, wurde kälter — und da zog sich dann Herr Paul eben so schnell und im Grunde noch schneller zurück, als er seinen Angriff gemacht hatte. Diese mißglückten Versuche schwächten jedoch seinen guten Muth für wieder wo anders keineswegs ab, und es wäre ihm jeder eigentliche Zorn erspart geblieben, wenn er seine Niederlagen nur verschwiegen hätte. Da er aber Aufrichtigkeit für die erste Freundespflicht hielt, so brachte er es nie über sich, ein sonderbares, neues Erlebniß zu verhehlen — und von da her schrieb sich eben jener Groll und jenes Entfliehen bei Gelegenheit der Spaziergänge am Rhein. Denn Norbert und Heinrich ließen es an gutmüthigem Spott nicht fehlen, besonders wenn er betreffs einer nächsten Werbung auf ganz sicheren Erfolg hoffte.

Nun denn, über den Tag hatte er sich doch immer wieder eingefunden.

Einmal aber, in den letzten Tagen des Herbstes, war das Maaß seines Grimmes ganz voll geworden und er hatte seinen Freunden zugedonnert: „Er werde trotz allem Gezweifel siegen, sobald er nur wieder Grund zum Werben finde. Dann habe ihr ewiges Gespötte und Urgiren auf Erfolg ein Ende. Und damit sage er bis auf Weiteres Valet! Nichts für ungut, aber gegen diese bisherige abscheuliche, unverantwortliche Nergelirung und so zu sagen, Torquirung müsse er, als Mann von Charakter, auf das Feierlichste protestiren — Donnerwetter —!"

Nach diesen Worten war er mit wallendem Mantel, den etwas schief auf dem Kopf stehenden Hut auf das blond behaarte, kurz geschorene Haupt drückend und mit seinen ziemlich langen Beinen weit ausholend, nach Köln zurückgeeilt, wobei ihm Norbert und Heinrich mit wohlwollendem Lächeln nachschauten und der Meinung waren, der herzgute, sonderbare Geselle werde am übernächsten Abend schon wieder kommen.

Aber er kam nicht — und immer nicht.

So lustwandelten denn Norbert und Heinrich allein dahin, und die zeitweilige Ungestörtheit war ihnen im Grunde erwünscht. Denn ungeachtet aller Geneigtheit für Paul Nigge schien ihnen seine Gegenwart nicht unbedingt nöthig, wo sie über etwas Besonderes zu verhandeln hatten.

Was das war, wird sich bald zeigen.

Noch vor Kurzem hatten sie eigentlich nur von Geschäften und politischen Dingen gesprochen, insbesondere von der Zukunft des deutschen Vaterlandes — wozu

die etwaigen Pläne König Ludwigs XIV. und die Haltlosigkeit der meisten deutschen Fürsten in ihrer Pflicht für Kaiser Leopold I. hinlänglichen Stoff boten. Nun so tief sahen die beiden Freunde wohl nicht in das Gewebe der Intriken, wie die spätere Zeit hierüber Aufschluß gab. Aber so viel war ihnen aus Verschiedenem, was man hörte, denn doch klar, daß Deutschland an den Rand des Verderbens kommen müsse, wenn die Fürsten den unverkennbaren Einflüsterungen Ludwig's immer mehr Gehör schenkten: „Der deutsche Kaiser beabsichtige, ihnen alle Gewalt zu nehmen, weshalb man ihm möglichst viele Verlegenheiten bereiten und mit Hilfe Frankreichs ein anderes, als das Habsburger Haus auf den deutschen Kaiserthron bringen müsse."

Nach derlei Gesprächen kamen die Freunde etwa auf den Churfürsten von Köln zu reden, nämlich auf dessen ziemlich klare Geneigtheit für Frankreich und seine Bemühung, mehr als herkömmliche Rechte geltend zu machen — und zuletzt meist auf die Stadt selbst. Da erschien es dann tröstlich, daß Köln, trotz vieler Einflüsterungen, nach wie vor treu deutsch gesinnt sei, sicher jede schädliche Absicht von Außen zurückweise — und daß es, was das Innere und das städtische Regiment betreffe, der größere Theil der Bevölkerung sehr gerne sehe, wenn sich freiheitlich gesinnte Männer von Bedeutung bemühten, Mißbräuche abzustellen, welche im Laufe der Zeiten aufgekommen seien.

Es gab also genug Anlaß zu mehr oder minder eingehenden Unterredungen zwischen Norbert und Heinrich; und ward, wie früher oft, von Paul Nigge ein

überschäumendes Maaß von Franzosenhaß und Zorn auf Bürgermeister und verschiedene Rathsherren dazu gegossen, redete man sich so eifrig in das Verschiedenste hinein, daß Thorschluß meist schon vorüber war, wann man in die Stadt zurückkehrte.

Aber seit dem letzten Sturme mit Paul Nigge waren jene Gespräche in den Hintergrund getreten, und es hatte sich etwas Anderes geltend gemacht, womit Norbert und Heinrich dasselbe Gebiet betraten, auf welchem der nun schon lange schmollende Freund Paul zu Scherz und Spott herausgefordert hatte — es war jenes der Herzensfragen — der Wünsche nach eigenen, beglückenden Verbindungen.

Welche Schritte da von Seite der zwei Freunde je geschehen würden, konnte für die Kölner Jungfrauenwelt nur von wesentlichem Belang sein.

Zwar waren die jungen Herren noch nicht selbständig. Aber man wußte zu wohl, daß Norbert eines Tages der Erbe des alten Herrn Bernhard Dresen werde, und Heinrich ein noch größeres Vermögen von Seite seines Vaters in Aussicht habe. Zudem waren sie in Beziehung auf Charakter, Geschäftstüchtigkeit und Bildung rühmlichst bekannt — und zu Allem fand ihr Aeußeres, wie die ganze Art und Weise, in welcher sie sich gaben, allseitigen Beifall. Kurz, man war darüber so ziemlich Eins: „Die beiden jungen Männer seien den annehmbarsten Persönlichkeiten Kölns beizuzählen — Norbert mit seiner edlen, schlanken Gestalt, seinen schwärmerischen, fast schwarzen Augen, dem wohlwollenden Zug um den schön geformten Mund und dem von Freund-

lichkeit durchleuchteten Ernst seines ganzen Gehabens — Heinrich mit seiner etwas kleineren, rührigen Erscheinung, dem lebensfrohen, entschiedenen, etwas neckischen Ausdruck seines Angesichtes und seinen in das Blaue spielenden, ziemlich hellen Augen."

Insoferne man nun die gar so regelmäßigen Spaziergänge der Freunde in Betracht zog, blieb kein Zweifel, man werde bald von gewissen Annäherungen hören. Denn daß da draußen von gar nichts, als politischen und Handelsgegenständen gesprochen werde, schien nicht wohl annehmbar — und man täuschte sich nicht. Indessen war um so weniger Etwas zu erfahren, als von beiden Freunden Keiner dem Anderen, volles Licht über den Gegenstand seiner Wünsche verleihen wollte, gerade, als fürchte Jeder auf Bedenken und Einwurf zu stossen — und wiewohl Heinrich Thonet einmal schalkhaft drohend sagte: „Aus der und jenen Aeußerung könne man denn doch mit ziemlicher Sicherheit auf eine gewisse Jungfrau schließen," so ließ sich Norbert doch auf nichts ein und wünschte vor Allem eine Auskunft über jenseitige Absichten. Er erreichte aber nichts. Im Gegentheil, Heinrich wurde unter Beibehaltung guter Laune immer hartnäckiger und erklärte zuletzt ganz fest:

„Norbert möge sich jede weitere Mühe ersparen. Er könne nichts gestehen, als daß sein Auge allerdings auf eine Tochter Kölns gerichtet sei, und zwar mit ziemlichem Wohlgefallen. Indessen seien da wahrscheinlich schon nähere Absichten und sichere Hoffnungen eines Anderen vorhanden. Sollte er hierin irren, werde er den Namen der Jungfrau nennen — womit aber noch lange nicht

gesagt sei, daß er deshalb selbst an's Ziel kommen werde, oder es am Ende auch nur wolle. Bemerke er aber, daß er jedenfalls unterliegen müsse, so nenne er Niemand — schon deshalb, um sich durch weitere Gespräche über ein verfehltes Ziel nicht vergeblich aufzuregen. Und um den Gegenstand seiner Neigung bald und gründlich zu vergessen, werde er dann wahrscheinlich dem lange gehegten Wunsche seines Vaters nachkommen, also Köln verlassen und eine Commandite zu Amsterdam errichten. Wodurch übrigens dem gegenseitigen Freundschaftsverhältniß, wie selbstverständlich, nicht der mindeste Eintrag geschehen könne!"

So sprach Heinrich Thonet, und die Heiterkeit, mit welcher er es that, schien Norbert ein Beweis, daß sein Freund wirklich nicht zu tief von Liebe ergriffen sein könne und sich eine Entfernung von Köln wohl zweimal überlegen würde, falls er mit seinem Plan nicht zu Ende komme. All mit dem kam es in kürzester Zeit dahin, daß nur mehr vom Ziel Norberts die Rede war, ohne daß derselbe etwas Näheres verrieth, — bis er denn eines Abends, froh aufgeregt, eintraf und die Nachricht brachte: „Er habe die Geliebte heute wieder gesehen und sogar einige Worte mit ihr gesprochen." Bei dieser Gelegenheit vergaß er sich so, daß es wirklich überflüssig erschien, mit dem Namen der Jungfrau länger hinterm Berge zu halten. Weshalb er die Hand des Freundes mit aller Wärme ergriff und sagte:

„Also denn, lieber Heinrich, kein Geheimniß mehr zwischen uns — es ist Margaretha Gülich, die ich liebe."

„Also wirklich wie ich mir dachte," versetzte Heinrich. „Ja schön ist sie wohl und sicher auch tugendreich — aber —"

„Aber nicht aus vornehmem Stande und nicht reich!" fiel Norbert ein. „Solltest du das in Anschlag bringen, du, mit deinen menschenfreundlichen Ansichten? Sagtest du nicht selbst einmal, sie sei des trefflichsten Mannes werth? Weißt du noch, es war im vergangenen Jahr, als wir das Haus Gülich verlassen hatten. Du warst vom Vater Gülich hinaufgebeten worden, weil ich aufmerksam gemacht hatte, du stündest unten in Wind und Wetter."

„Weiß noch recht wohl," versetzte Heinrich lächelnd, „und glaube immer, du hast mein Hinaufkommen nicht allein aus Erbarmen wegen Wind und Wetter veranlaßt, sondern, damit ich das Glück genöße, die Schönheit Margarethens zu bewundern und somit deine Hingerissenheit um so besser zu begreifen, wenn sie später laut würde." Er klopfte Norbert neckisch auf die Schulter. „Ja, wie gesagt, schön ist sie, im wahren Sinn des Wortes und besitzt ohne Zweifel alle Vorzüge der Seele. Wenn mich mein Vater so oft in das Haus Gülich geschickt hätte, wie dich dein unvorsichtiger, alter Oheim, und wenn ich meinen Blick nicht schon auf eine andere Persönlichkeit gelenkt hätte, so wären vielleicht in mir selbst lebhafte Wünsche nach dem Besitze Margarethens wach geworden. Indessen hätte mich doch Etwas in Unruhe versetzt, nemlich die Hauptperson der ganzen Famile — Herr Niklas Gülich. Seine auffallende Geschäftsvernachlässigung einerseits, wie anderer-

seits sein unverkennbares Streben, sich politisch geltend zu machen — sein oft rasches Hervorbrechen, wie verhängnißvolles Schweigen und unheimliche Lächeln — das Alles wollte mich nie recht anmuthen und sagte mir, es könnten bei näherer Berührung mit ihm allerlei, vielleicht sehr große, Verlegenheiten in Kauf zu nehmen sein. Er ist ohne Zweifel sehr freiheitlich gesinnt. Aber mir ist, in Folge nur einiger Gespräche, als ob sich mit dieser schönen Eigenschaft eine gewisse nicht gut verhüllte Ehrsucht verbände und eine Lust zur Gewaltthätigkeit, welche nur der Gelegenheit bedürfte, um sehr unangenehm zu werden. Vergib, daß ich dies Alles eben jetzt ausspreche."

„Du thust ihm Unrecht," entgegnete Norbert. „Vergiß nicht die Verschiedenheit menschlicher Temperamente, nicht, daß er Vieles, weit über seinen Stand hinaus, gelernt hat und zu sprechen weiß, aber auch gelegentlich rasch abbrechen will, da er keine Stellung hat, der zu Folge man ihm überall praktische Kenntniß zuerkennen müßte! Auch ist es natürlich, daß ihn hie und da eine kleine Eitelkeit befällt, weil ihn sogar Männer, wie Judendunk und Hesselmann respektiren; ungezählt die Geneigtheit, deren ihn mein tiefschauender Oheim würdigt. Der sagte bei mancher Veranlassung, es wäre gut, wenn alle Leute so freisinnig, vernünftig und gebildet wären, wie Herr Gülich."

„Nun denn," sagte Heinrich, „mit all Dem nimmst du mir die Möglichkeit, dich zu weiterer Ueberlegung zu veranlassen. Ich will nur gesagt haben, was viel-

leicht mich beunruhigt hätte. Wäre ich aber einmal überzeugt gewesen, daß mir durch ihn keine Inconvenienzen erwüchsen, so hätte ich mich viel schneller beworben, als du. Diese Worte gefallen dir wohl besser, als meine früheren."

„Gewiß," fiel Norbert froh ein. „Mein Plan ist auch schon gemacht. Wahrscheinlich schon morgen Abend ein Besuch bei Mutter Anna Gülich und der Großmutter, um mir Ueberzeugung von der Geneigtheit Margarethens zu verschaffen. Dann wende ich mich an Herrn Gülich — und dann an meinen Oheim, bei welchem ich mich viel leichter zu thun hoffe, als du dich gegebenen Falles bei deinem Vater thätest. Solltest sehen, wie dein alter Herr unter seinem grünen Augenschilde heraus auf dich blickte, wenn du die mittellose Tochter eines Lintwaarenhändlers zur Gemahlin wolltest."

„Ganz richtig," sagte Heinrich, „ja ohne großen Kampf wäre es nicht abgegangen. Da es bei dir hoffentlich anders beschaffen ist, desto besser. Also sieh zu. Morgen Abend findest du mich hier, und wenn du auch sehr lange ausbliebst, erwarte ich dich gleichwohl. Ich zweifle nicht, daß du gute Nachricht bringst, denn du hast doch wohl eine Ahnung, daß dir Margarethe zugethan sein dürfte —."

„Allerdings, allerdings, — ganz verhaßt glaub' ich ihr nicht zu sein."

„So, nicht ganz verhaßt?" scherzte Heinrich. „Also gut. Je schneller ich dich kommen sehe, für desto trefflicher halte ich deine Aussichten."

„So ist es," fiel Norbert in gleichem Tone ein. „Sollte sich aber morgen Paul wieder eingefunden haben, verstehst du, so verräthst du nichts. Denn blühte mir etwa doch kein Glück —"

„So könnte er dir vorwerfen, es gehe anderen Leuten eben so, wie ihm!" warf Heinrich hin. —

Bald darauf kehrten die Freunde in die Stadt zurück, und es wurde im Ganzen nicht mehr viel gesprochen. Denn Norbert erwog, wie er seine erste Aufgabe zu ganz rechter Zeit in Angriff nehme — und Heinrich hing auch seinen Gedanken nach.

Somit ist bekannt geworden, was dazumal an den Ufern des Rheines verhandelt wurde.

---

## Die Anfrage — ein freundlicher und ein grollender Freund — in der Schreibstube.

Seit einer Weile klang die Ave Maria-Glocke von Sankt Alban in Köln zu einer traulichen Rückstube im Eckhause der Straßen Obermarspforten und Quatermarkt herüber, welche nach dem Garten hinaus lag.

Dieser Garten, kaum so groß, als ein mäßiger Saal, bestand, wie bei den meisten Häusern der enggebauten Stadtgegend, nur aus einem kleinen Rasenplatz, welcher am vorderen Rande mit einem Halbdutzend schlanker Rosenstämme beflanzt war. Einige hundertjährige Weinreben verkleideten die hohen, düsteren Mauern der anstoßenden Häuser mit einem bereits gelb und braun durchmischten, grünen Teppich, unter welchem einige doppelt vergitterte Fenster hervorlugten. Ungeachtet jener geringen Ausdehnung hatte aber das Gärtchen doch eine Laube, die von einem Weinstock und von Geißblatt umrankt war, und in der Ecke ragte ein Taxbaum mit seinem dunklen Grün empor. Am Rasen waren ein paar Sitze angebracht.

Das Geläute hielt ein, und noch in neununddreißig Schlägen an die Glocke hallt es nach. Jeder, welcher sie vernahm, gedachte dabei der Seelen einer, vor Jahren im Rhein verunglückten Schaar Soldknechte, zu deren Andenken dies eigenthümliche Geläute gestiftet war.

Endlich war es ganz still.

Eine alte, stattlich gebaute Frau, welche sich am Fensterantritte der besagten Stube bei Beginn des Geläutes vom braunledernen, großen Lehnstuhl erhoben hatte, bekreuzte sich fromm, wandte sich zu einer anderen Frau von mittleren Jahren und viel weniger bedeutsamem Aussehen, welch Letztere zur Seite Norbert Dresens stand, und sagte:

„Der Herr segne uns den Rest des Abends und beschütze uns im Schlummer!"

„Amen," setzten die beiden Anderen hinzu.

Die ehrwürdige Frau Barbara, Wittwe des längst verstorbenen Kaufherrn Jörg Tönissen, setzte sich wieder, welchem Beispiel Jene folgten. Der hohe Ernst, welcher sich auf das noch immer angenehme Antlitz der Matrone gelagert hatte, veränderte sich in gewohnte Freundlichkeit, und indem sie den Blick auf Norbert ruhen ließ, sagte sie:

„Mein lieber Herr Dresen! Wir wurden von Gottes Mahnung zum Gebet in unserem Gespräch unterbrochen. Nun, zu solcher Sache, welche Ihr vorhabt, schadet ein Blick nach Oben nicht, denn ein Entschluß ist bald gefaßt. Doch ob er sicheren Halt und Grund habe, das erkennt der Mensch gar oft an der Kraft

seiner inneren Erhebung und am Segen der Ruhe und Sicherheit, die ihm, wie ein Wohlgefallen Gottes, dabei zu Theil wird. Also seht zu und ermeßt, wie Euch zu Muth war, und ob Ihr nichts gegen Euere Absicht empfunden habt."

„Nein, nein, auch nicht das Geringste!" betheuerte der Angeredete.

„Ei wie heiß und hastig," fuhr Jene fort, „wo es doch so viele, viele Geduld kosten mag. Nun denn, mir war auch, als habe der Himmel nichts gegen Eueren Wunsch — — doch wieder in einem Augenblick, als müßten Euch auf Eueren Liebeswegen Wolken nahen. Aber dann — ja dann würdet Ihr an Euer Ziel gelangen. Nun es ist eben nicht Alles eben in dieser Welt."

Sie schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu: „Im Uebrigen glauben wir Euch — ich und da meine Tochter, Anna Gülich — etwas Angenehmes sagen zu können. Es bedünkt uns wirklich — daß Euch meine Enkelin Margaretha von Herzen geneigt ist."

Freudigst erhob sich Herr Norbert Dresen und das üppige, kastanienbraune Haar von der lichten, hohen Stirne streifend, fiel er ein:

„Und wenn sie mir geneigt ist, was sollten mir Kämpfe gelten? Aber hat sie je Etwas gesagt, was Ihr so weit zu meinen Gunsten auslegen dürft?"

„Gesagt? Nun, wie Ihr das nehmen wollt" — versetzte Frau Anna Gülich, das gutmüthige Auge ein wenig senkend und die Hand ein wenig lüpfend, als ob sie in Gedanken nachrechne. „Ich weiß nur so viel, daß

sie immer besonders guten Muthes war, wann Ihr gelegentlich aus Auftrag Eueres guten Oheims in die Schreibstube meines Eheherrn Gülich kamt — oder gelegentlich einmal gar da herauf zu uns. Und wann immer die Rede auf Euch fiel, und Euch von uns, wie Ihr ja wohl verdient, günstige Worte zu Theil wurden, da sagte sie zwar auch nichts Bestimmtes. Aber daß ihr unser Lob recht willkommen sei, das war jeder Zeit so ziemlich erkennbar — ich kann Euch das nicht näher erklären."

„Genügt, genügt!" unterbrach Norbert Dresen. „Es beweist mir, daß ich mich bei einem und dem anderen freundlichen Blick doch nicht ganz täuschte. Aber wenn ich auch auf Margarethens Liebe hoffen dürfte, ob Herr Niklas Gülich —? Wie, wenn er einwendet, ich habe noch kein eigenes Geschäft? Wollt Ihr so freundlich sein, über meinen heißen Wunsch mit ihm zu sprechen und ihm das Nöthige über meine Lage auseinanderzusetzen? Sie hat am Ende, obschon sich eine wirkliche Verbindung sehr in die Länge ziehen kann, doch mehr für sich, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Oder soll ich mit ihm selbst anbinden? Ehrlich gesagt, das Erstere zöge ich vor, denn manches freundliche Wort, welches Ihr aussprechen könnt, darf begreiflich ich für mich selbst nicht gebrauchen."

„Gewiß," entgegnete die alte Frau Barbara, „wir wollen mit ihm sprechen, vielleicht heute, und ich hoffe das Beste. Denn gegen Euere Person läßt sich nichts einwenden, und habt Ihr noch kein eigenes Geschäft, so habt Ihr doch eine Stellung, die sich bessern kann,

in einem, etwa zwei, oder wenn auch erst drei Jahren. Das hätte nichts zu sagen. Die Hauptsache ist, daß man weiß, man gehöre zu einander. So ist es. Zudem sagte Gülich hie und da von gewissen Absichten Eueres Oheims, Herrn Bernhard Dresen, und es ist doch kein Grund vorhanden, weshalb er sie aufgeben sollte, vorausgesetzt, daß er —"

„Mit meinen Wünschen betreffs Margarethens einverstanden sein wollte!" fiel Norbert in die Rede. „Ich weiß wohl, was Ihr mit den „Absichten" meint, ehrenwerthe Frau Tönissen. Ihr meint, daß er mir die Führung seines ganzen Geschäftes überlassen wolle, um sich zur wohlverdienten Ruhe zu setzen. Ja daß es einmal so kommen wird, darüber ist kein Zweifel. Aber wann, das weiß der liebe Himmel! Ist mein Oheim auch oft angegriffen und längere Zeit unbaß, oder er denkt nur, er sei krank, und das ist meist der Fall — o da gibt es oft ganz heftigen Streit darüber — nun da redet er wohl in der Weise, als ob er schon morgen alle Last abschütteln wolle, und wer zu ihm kömmt, dem sagt er es. Doch ist das wirkliche oder eingebildete Unwohlsein fort, flugs sind alle Entschlüsse rein vergessen, da ist er voll Kraft und Lebendigkeit und poltert und lacht darauf los über den Wahn der Leute, daß es etwa schon mit seiner Thätigkeit zu Ende sei. Da seht Ihr. Also auf diese Hoffnung dürft Ihr nicht zu fest bauen, und ich will Euch deshalb gegen meine Absichten nachdrücklich selbst gewarnt haben, so ungern ich das thue, wie Ihr wohl begreift!"

Frau Barbara winkte freundlich ab.

„Wenn Euer Oheim für Euere Wünsche ist,“ sagte sie, „so wird er schon seiner Zeit einen Ausweg finden. Aber glaubt Ihr denn sicher, daß er ja sagt? Er ahnt etwa noch gar nichts?“

Die Röthe einer nicht unbedeutenden Verlegenheit wurde auf Norberts Wangen sichtbar.

„Ahnen —? O gewiß. Denn ich müßte mich sehr irren, wenn es ihm nicht aufgefallen sein sollte, wie flink ich immer bei der Hand war, falls es galt, Herrn Niklas Gülich einen kleinen Handelsvortheil zu verrathen und ihm möglichst darin an die Hand zu gehen. Und wäre ihm die besondere Wärme, mit der ich stets von Euch Beiden, Herrn Gülich und insbesondere von Margarethen sprach, ganz unwillkommen gewesen, so hätte er sich wohl anders benommen und mich nicht mehr zu Euch geschickt! Allerdings verlor er nie ein weiteres Wort. Aber gerade dies nicht Eingehen und nicht Fragen, hingegen dabei ein gewisses schelmisches Lächeln und in sich hinein Murren — nun Ihr kennt ja seine Art von alten Zeiten her — gerade dies schien mir immer zu beweisen, daß er gegen meine Neigung nichts habe und zugleich lustige Schadenfreude empfinde, daß ich mich nicht auszusprechen wage!“

„Nun das lautet ja ganz tröstlich,“ sagte Frau Anna Gülich. „Wenn nun aber Herr Dresen doch nicht so ganz unbedingt zustimmte, trotzdem er Euer Gefallen an der Margarethe begreiflich findet — wenn er um so schneller unbedingt **nein** sagte und Euch dann in keiner Weise behilflich werden wollte?“

„Unbedingt nein —?“ entgegnete Norbert. „Das glaube ich nie und nimmer. Wenn aber doch, so würde ich eben auf ehernen Ernst der Arbeit und des Ringens für mich selbst angewiesen sein. Das Bewußtsein, die Liebe und das Vertrauen Euerer Tochter zu besitzen, gäbe mir sicher die Kraft und den Stolz, allen Hoffnungen auf eine höhere und freiere Stellung bei meinem Oheim zu entsagen und, falls Gott ihn zu sich beschiede, auch aller Hoffnung auf eine Erbschaft. Ich würde dies meinem Oheim selbst erklären, ohne ihm im Geringsten feindlich gesinnt zu werden, mich auf meine Kenntnisse, auf die Achtung anderer, ehrenwerther Kaufherrn und Kleinhändler verlassen und dabei das Wenige nützen, was ich von meinem unvergeßlichen Vater erbte. In Kurzem, ich würde eben ein besonderes Geschäft zu gründen suchen, um in ein paar Jahren so viel zu erringen, daß ich einen eigenen Herd gründen könnte. Und wenn mich Margarethe so liebt, wie ich es wünschen muß, würde sie gewiß nicht abwägen, ob sie glücklicher wäre bei großem Vermögen von Seite meines Oheims — oder bei geringer Habe, die ich mir durch Fleiß und Tüchtigkeit erarbeiten mußte, um sie Mein nennen zu dürfen!“

Großmutter Barbara nickte ihm ruhig zu.

„Ihr schildert unsere Margarethe, wie sie sich gewiß und sicher bewähren würde,“ sagte sie, „und ich glaube daneben, daß Euch Euer Oheim seiner Zeit doch den ganzen Handel vererbte, eben weil Ihr die Kraft Euerer Vorsätze bewiesen hättet. Nehmen wir aber

an, daß Ihr wirklich für immer Euch selbst überlassen wäret, so will ich Euch für diesen Fall Etwas mittheilen.“ Sie rückte sich ein wenig bequem und fuhr dann fort: „Seht, ich lebe da meine alten Tage in meines Tochtermann's Haus und habe das, was ich nach meines seligen Eheherrn Tönissen Hinscheiden, als von Vaterzeiten Eingebrachtes, wieder zu Handen bekam, in zwei Hälften getheilt. Die eine Hälfte gab ich seiner Zeit an Gülich, damit ich ihm Etwas für meinen Unterhalt böte. Die andere ist noch mein Eigen und besteht aus baarem Geld und einiger guten Goldwaare mit Edelgestein. Das Ganze mag wohl nahe an zwei Tausend Thaler Werth haben. Gülich wollte mir diese Habe öfters in's „Geschäft“ verwenden, wie er sagte. Aber es stand mir das nie an. So gab ich denn das Geld stets für geringe, aber sichere Zinsen auf gewisse Grundstücke hin. Da ward es mir schon zweimal heimgezahlt, und in einem halben Jahre wird es wieden so kommen. Wohin dann damit, weiß ich noch nicht — wohl aber, falls Ihr desselben benöthigt sein solltet. Trifft das nicht zu, um so besser. Jedenfalls will ich dann letztwillig zum Vortheil Margarethens verfügen, und sollte ich gleichwohl unvorhergesehener Weise früher dahinscheiden, und somit meine Tochter, Frau Anna, die natürliche Erbin werden — so könntet Ihr doch ganz sicher sein, daß meine Absicht, Margarethen ein Heirathsgut zu sichern, treffenden Falles immer in Erfüllung ginge. Denn meine gute Tochter weiß ja, was ich mit der Habe immer wollte. Nicht wahr, Anna?“

„Das ist kein Zweifel," war die Antwort. „Bei all dem wär' es gut, wenn Ihr die Sache wirklich bald in Form des Rechts abmachtet."

„Stimme dir völlig bei," sagte Frau Barbara, „und hätte meinen letzten Willen längst aufsetzen sollen. Aber —" ein leichtes Lächeln wurde auf ihrem milden Antlitz flüchtig sichtbar — „aber ich meinte immer, dann müsse ich bald aus der Welt — und ich bin doch so gerne bei dir und Margareth."

Beinahe flüsternd hatte sie die letzten Worte gesprochen.

In Rührung bot ihr Norbert die Hand, verhieß ihr noch langes Dasein und dankte ihr für die gute Gesinnung, ihm nöthigen Falls hülfreich sein zu wollen. Zugleich lehnte er aber den Antrag ab, daß sie sich Zeit ihres Lebens je außer Besitz der Habe setze, bewies besten Muth für seine Zukunft und deutete an, daß sich dann günstigen Falles eine Geschäftsvereinigung mit Herrn Gülich herbeiführen ließe, wodurch Derselbe vielleicht mehr Handelseifer entwickeln möchte, als er bisher bewährt habe.

„Wie gut Ihr seid," sagte Frau Anna, „und wollte Gott nur, daß mein Eheherr Gülich diesen Eifer je gewinnen könnte! Aber ich glaub' es nicht. Er hat eben keine Lust am Handel und möchte, glaub' ich, etwas Anderes sein. Ja wenn er nur halbe Zeit auf das Geschäft verwendete, wie auf Gesetzbücher, Stadtverordnungen und so weiter, ja da stünde es viel besser um uns. Aber daran denkt er nicht, und so wird es bleiben, fürcht' ich. Vergebt mir meine Offenheit, Ihr flößt mir eben ganzes Vertrauen ein. Seht, unmuthig

kömmt er oft und geht stundenlang ab und zu, ohne ein Wort zu sprechen. Kömmt er gleichwohl heiter, so ist's wie übertrieben, schier fieberhaft, und als ob er irgend eine lustige Schadenfreude in sich berge — und ein nächstes Mal ist er wieder um so finsterer, als sei eine Erwartung getäuscht worden. Er reibt sich, weiß Gott in welchen Wünschen und Gedanken auf. Wenn wir dann fragen, wie und was, so schiebt er es auf gute Aussichten oder getäuschte Hoffnungen im Handel hinaus. Auch darauf, daß es ihm an Mitteln fehle, die besten Gelegenheiten zu ergreifen, oder auf dies und das. Aber wir glauben ihm das Alles nicht," fuhr Frau Anna stets redseliger fort, „sondern da steckt etwas ganz Anderes dahinter. Ja ich weiß es schon lange, er ist mit dem Regiment der Stadt nicht zufrieden und hat einmal einen gewaltigen Trieb, sich mehr einzumischen, als ihm am Ende doch zusteht. Ist er doch nur ein Lintwaarenhändler. Was soll denn dieses Redenhalten auf den Zünften, dies Alles besser machen wollen? Da kommen mir oft ganz sonderbare Gedanken, und wird mir unheimlich — gerade, als ob ich mich vor Etwas in der kommenden Zeit zu fürchten hätte. Bin wohl zu besorgt — aber ich kann mir nicht helfen, ich hab' einmal eine solche Empfindung!"

Norbert fühlte sich durch die Worte der Mutter Anna, mit welchen jene seines Freundes Heinrich in Einklang standen, eigenthümlich schroff berührt. Aber er wälzte sogleich Alles von sich. Denn daß die treffliche, aber in höheren Dingen unerfahrene Frau das

geistige Leben Gülich's durchaus nicht ermessen könne und da wohl manchmal Besorgnissen anheimfallen müsse, war ihm klar. Weshalb er Alles aufbot, die Befürchtungen der Frau Anna zu beschwichtigen, indem er die Rede auf die schlimmen Zustände Kölns brachte, mit deren Aenderung sich gar Viele beschäftigten — so sein eigener Oheim und dessen Freunde Judendunk, Hesselmann, sein Arzt der Rathsherr Mering und Andere, ungezählt sich selbst und Norbert. Hoffentlich falle schon die nächste Rathswahl besser aus, als die früheren, ein und das Andere werde und müsse folgen, und Die, welche für die Sache thätig gewesen, könnten schließlich nur Ehre davon tragen. Zu Diesen zähle denn Herr Gülich, welcher sicher ruhiger werde, je mehr sich allmählig von dem erfülle, was er als Patriot und guter Kenner städtischer Rechte wünschen müsse.

„Dank' Euch," sagte Frau Anna, „Ihr gabt mir besseren Trost, als Ihr wohl ahnen könnt. Dürft glauben, ich brachte schon mänche Nacht ruhelos zu und dachte über dies und das nach, so daß ich oft ganz wirr geworden bin."

„Freut mich von Herzen, daß ich Euch Eure Bedenken nahm," versetzte Norbert, rasch zum Hut greifend. „Nun laßt uns für heute scheiden, und ich stelle Euch anheim, Margarethe zu sagen, daß ich hier gewesen. Gute Nacht, ehrenwerthe Frau Barbara und Anna —" er küßte der Ersteren, welche sich vom Lehnstuhl erhoben hatte und vom Antritt herabgetreten war, die Hand und ihrer Tochter desgleichen. „So denn mit Gott!" Vielleicht läßt mich Herr Gülich entbieten."

„Wir werden noch heute mit ihm sprechen," sagte Frau Barbara, „und deshalb länger aufbleiben. Ihr könnt Euch dann morgen um die zweite Nachmittagsstunde zu ihm begeben. Aber tretet durch den Seiteneingang des Hauses ein —

„Versteht sich, versteht sich," rief Norbert, „damit mich Margarethe vom Kram aus nicht sieht! — also noch heute, Dank, tausend Dank. Aber halt, noch Etwas! Ihr wundert Euch wohl, daß ich mich nicht zuerst meinem Oheim anvertraut habe — o daran that ich ganz recht, ganz recht. Denn seht, wäre ich von Euerer Seite in gar nichts sicher gewesen, und wäre mir, trotz seiner etwaigen Zustimmung, kein günstiger Erfolg geworden, lieber Himmel, wie hätte er mich verspottet und verlacht — mein ganzes Leben lang — Ihr dürft es glauben — nochmals, mit Gott, gute Nacht!"

Unter gleich herzvollem Gruß der beiden Frauen verließ er rasch die Stube. —

---

Als er aus dem Hause getreten war und einen flüchtigen Blick zur Seite warf, sah er Margarethen an der Kramthüre lehnen, das goldblond gelockte Haupt auf die linke Hand gestützt, die tiefblauen Augen gedankenvoll zum Himmel gerichtet, und der Zeigefinger ihrer rechten Hand ruhte am Saum des entzückend schön geformten Mundes. Es war, als sei sie wachend in einen holden Traum versunken.

Norbert grüßte. „Sie bemerkte mich nicht," summte er. Und fort schritt er seines Weges, glücklich, sie doch selbst

gesehen zu haben. Und sie? Nein gesehen hatte Margarethe seinen Gruß nicht. Aber dennoch war es ihr, wie eine frohe Anwandlung, was sie plötzlich empfand, so daß sie sich, kaum als er vorüber, aus ihrem Geträume aufraffte.

„Wer schritt denn da so eben vorüber — wäre er es gewesen?"

Unwillkürlich wollte sie zur Klinke der Thüre greifen. Aber vor sich selbst erschreckend, ließ sie sogleich wieder ab und flüsterte vor sich hin:

„Der liebe, theuere Mann, so warm, so innig dachte ich an ihn. Ach wüßte er, wie ich ihm zugethan bin. Aber was hälfe es mir, wenn er es wüßte —?" Sie sah flüchtig auf die Nachbarhäuser. „Ei, wie rasch die Zeit bei dem thörichten Sinnen verstreicht, mindest schon eine halbe Stunde über Gebetläuten!" Sie machte Anstalten, das Kramgewölbe zu schließen. „Aber, wenn er es doch gewesen wäre — woher kam er denn?"

Bald eilte sie die Treppe hinauf. —

„Guten Abend, lieb' Großmütterlein, guten Abend, liebe Mutter!" sagte sie, oben viel langsamer eintretend, als sie heraufgekommen war. Sie legte einiges Geld auf den Schrein und fragte dann, ob sie den Tisch zum Abendbrod decken dürfe.

„Ja wohl, Grethe, deck' du nur," sagte Frau Barbara, welche wieder in ihrem Lehnstuhl saß, auffällig freundlich zunickend, „die alte Cordula ist mit ihrem großen Tractament schon eine gute Weile fertig."

„So? Ach ja, ich habe mich heute ganz wider Willen verspätet."

Margarethe nahm bei diesen Worten das Tischzeug heraus und sagte während des Deckens fast gleichgültig, was ihr aber sehr schwer wurde —: „Nun, Ihr hättet ohnedies nicht wohl Abendessen können."

„Weshalb denn?"

„Weil — war denn nicht Besuch bei Euch?"

„Ja wohl, Besuch war da," sagte Frau Barbara ganz und gar ruhig, „— so, da bin ich nun mit der Schürze zu Ende — sieh mal, Grethe, gefällt dir der Bandsaum?"

„Gut, recht gut gefällt er mir!" Rasch war Margarethe hinzugetreten. Worauf sie aber sogleich wieder zurückkehrte und das Tischtuch fleißiger, als je, mit der blütheweißen Hand glättete. So, Besuch!" warf sie hin. „Wohl der alte, gute Clasen! Fragte sich wohl an, ob wir zurückgelegte Waare haben?"

„Nein, der Clasen war nicht da," versetzte Frau Barbara, die fragliche Schürze auf's Neue besichtigend.

„So, also der Clasen nicht. Nun wohl der Doktor Absberg? Aber es fehlt Euch ja nichts, Großmütterlein."

„Gott sei Dank. Nein, der Doktor Absberg war auch nicht da."

„So, so!" Margaretha legte die Messer und Gabeln zurecht, welche sie aus der Tischlade ziemlich langsam genommen hatte, um viel Zeit zum Fragen zu gewinnen: „Hm, vielleicht unser lieber, ehrwürdiger Freund, Pater Thomas? Aber Der kommt ja meist früher."

„Ja sicher, viel früher, nicht wahr, Anna?"

„So ist's," entgegnete Frau Anna.

„Also Der auch nicht. Seht doch!“ Das Salzfaß, welches Margarethe eben holte, machte ihr recht viel zu schaffen, denn in der Eile warf sie es um und da mußte sie es doch wieder füllen und das Salz wieder ebenen. „Ja, da weiß ich jetzt nicht mehr zu rathen. Nun es liegt ja auch nichts daran. Es ist nur, daß man davon spricht. Ei, es wird doch nicht der große, ungeschlachte Herr Sachs, oder ein Anderer von Denen gewesen sein, die der Vater von den Zunfthäusern her kennt — sind mir gar nicht angenehm, obwohl ich nie zwei Worte zu ihnen sprach.“

„Nein, es war von all Denen keiner da,“ sagte Frau Barbara, die Schürze zusammenlegend, „und von den Letzteren gewiß am mindesten. Herr Gülich führt ja doch keine Freundschaft mit ihnen, so daß sie da Besuche bei uns in der Rückstube machen könnten. Ist recht gut so, sind mir eben so wenig angenehm, wie dir.“

„Also auch der Sachs nicht — so jetzt ist der Tisch gedeckt — — und der Herr Meshov nicht, der mir noch unheimlicher ist. Ach am Ende treibt Ihr nur Scherz mit mir und hattet gar keinen Besuch — — ei, was ist denn das? .. was liegt denn da auf dem Stuhl? Ein paar Handschuhe, die Niemand von uns gehören! Es muß also doch Jemand da gewesen sein, und ist mir doch, als ob ich vor ein paar Wochen — aber wenn sie der Herr, den ich meine, damals liegen gelassen hätte, säh' ich sie doch nicht erst jetzt —“

Du meinst, Herr Norbert Dresen?“ sagte Barbara. „Richtig, es sind seine Handschuhe. Die ließ er heute liegen.“

„Seht Ihr, also hattet Ihr doch Besuch. Und da laßt Ihr mich fragen und fragen!" Der letzte Stuhl war an den Tisch gerückt. „Also Herr Norbert Dresen! Was Ihr da sagt! Hatte wohl wieder einen kleinen Auftrag von seinem Oheim — ein kleines Geschäft für Vater Gülich?"

„Nein, er kam einmal so aus freien Stücken," legte Großmutter Barbara hin.

„Nun das ist recht freundlich von ihm."

„Ja wohl, recht freundlich," sagte Frau Anna, „haben auch gar gemüthlich von dem und jenem geplaudert. Schade, daß du nicht dabei warst."

„Nun ja, kann mir wohl denken, habt wohl viel vom alten Herrn Bernhard Dresen zu reden gehabt. Jetzt seht aber nur den Stuhl — ich weiß nicht, die Cordula sieht doch gar nichts. Ist jetzt am Stuhl da die Borte los geworden, und sagt sie mir nichts davon, daß ich sie wieder festgenäht hätte — ja was wollte ich sagen? Ihr spracht eben viel vom alten Herrn Dresen und seinem eingebildeten Unwohlsein, oder von Herrn Norberts Freund Heinrich Thonet — oder Herrn Paul Rigge — oder —"

„Ja wohl," unterbrach Frau Barbara, „oder von noch Verschiedenem. Von dir gelegentlich auch."

„Von mir? Ach wie kommt Ihr denn auf mich?"

„Ja wir fingen nicht an," sagte Frau Barbara, „Herr Norbert Dresen kam selbst auf dich zu sprechen und er — er hat dich recht gelobt."

„Ach was gelobt! Das sagt Ihr jetzt nur, um mich in Verlegenheit zu bringen."

„Nein, es ist schon so.“

Margarethe erwiederte nichts und warf noch einen Blick auf den Tisch, ob noch was fehle. Ja das Brod fehlte noch, und das war alsbald hingelegt. Dann trat sie flüchtigen Schrittes an die Thüre zum schmalen Vorsaal und öffnete sie.

„Cordula!“ mahnte sie mit silberheller Stimme.

„Was ist's?“ kam es aus der Küche.

„Gedeckt ist!“

„Ist Zeit!“ war die Antwort. Unter der Küchenthüre erschien die behäbige Gestalt der alt ehrsamen Schaffnerin des Hauses Gülich. „Wenn die Aepfelklösse ein wenig verbrannt sind, bin ich nicht Schuld; Ihr seid heut' so spät heraufgekommen, Jungfrau Grethe, 's hat schon lang von St. Alban 'rübergeläutet. Ich sag' Euch, wenn sie verbrannt sind, ich bin nicht Schuld.“

„Ach, was verbrannt — werden nicht sogleich verbrannt sein, muß doch selbst zusehen, ob es wahr ist!“

Margarethe wischte hinaus, in der Meinung, es sei den Anderen in der Stube nichts an ihr aufgefallen.

Aber die hohe Bewegtheit ihres Wesens, welche sie so gerne verborgen hätte, war von Großmutter und Mutter keineswegs unbemerkt geblieben, und in recht freudiger Rührung boten sich Beide die Hände.

Den holden Selbstverrath ahnte Margarethe noch immer nicht, als sie über eine Weile mit Frau Barbara und Anna beim schlichten Abendessen saß. Aber noch weniger ahnte sie, wie viel näher sie der Verwirklichung jener Träumerei sei, welche sie im Kram-

gewölbe als nutzlos von sich gebannt hatte — und nicht im Entferntesten, welches Gespräch mit Vater Gülich Frau Barbara und Anna im Sinne führten, wann er spät heimkäme, und sie schon schlummere.

---

Während das Alles vorfiel, war Norbert Dresen seines Weges nach dem Neumarkt geschritten. An der Ecke des Marktplatzes sah er drüben Herrn Niklas Gülich in Gesellschaft einiger Zunftmeister im Gespräch daherkommen. Er grüßte, was Herr Gülich gar freundlich erwiederte — und frohgemuthet schritt er weiter, die düstere Markmannsstraße entlang, dann merklich rascher hinab bis an den Rhein, dem schmalen Werfte zu, das sich am Ufer hinzog und durch gewaltige Bollwerke und thurmartige, hölzerne Krahnen zum Ausladen der Waaren verengt war, bis sich der Weg lichtete.

Immer eiliger wurden Norberts Schritte. Endlich wurde er Heinrich Thonets ansichtig. Dieser kam ihm mit freundlichstem Zuruf entgegen und als er genaue Nachricht des Geschehenen empfangen hatte, wünschte er in herzlichster Weise Glück; worauf er nicht nöthig hatte, zu eben so raschem Vorschreiten beim Onkel Bernhard zu drängen, weil Norbert selbst dazu entschlossen war, sobald er nur Gülichs Beistimmung habe.

So sprachen sich denn die beiden Freunde ungemein gut, und Norberts Glück gab sich stets freudiger kund, je wärmere Theilnahme Heinrich zeigte.

Als sie in die Stadt zurückgekehrt waren und sich nach brüderlichem Kuße und wärmstem Handdrucke ge=

trennt hatten, sah Heinrich seinem rasch heimwärts schreitenden Freunde eine Weile nach und begab sich dann langsam und immer langsamer — auch auf unwillkürlichen Umwegen — denn er war recht sehr in Gedanken versunken — zum Hause seines Vaters.

Er war dort angekommen, als eine langsam nahende, offenbar in Gedanken versunkene Gestalt seine Aufmerksamkeit erregte.

Eben war sie im Begriff, an Heinrich vorüberzugehen, als Letzter sie erkannte, durch die Worte: „Ihr seid es, Paul Nigge?" dem tiefen Sinnen entriß und sie zum Stehen brachte.

„Ah, Ihr seid es, Heinrich?" war die kalte Entgegnung. „Kommt wohl vom Rhein und habt Euch mit Norbert wieder die Zeit damit vertrieben, mich zu verspotten?"

„Wie könnt Ihr denn unschuldige Scherze und gutgemeinte Warnungen so übel deuten!" fiel Heinrich ein. „Hand darauf, wir sprachen lange Zeit gar nicht von Euch."

„So? nicht? Noch besser! Ich, welcher der Thor ist, Euch Beide so lieb zu haben, wie Ihr gar nie meritirt habt, ich komme gar nicht zur Sprache, wenn ich ausbleibe? Gut, daß man es weiß. Man wird Euch Herren gewiß nicht mehr molestiren, bis man Euch bewiesen hat, daß man sein Ziel doch erreicht — und kömmt dann vielleicht auch nicht mehr!"

„Aber lieber Paul —!"

„Nein, man wird Euch nicht mehr molestiren," polterte Paul auf. „Uebrigens glaube ich jetzt meiner Sache vollkommen sicher zu sein, und Ihr sollt mich beneiden!"

„Nein, nein, wir würden höchst erfreut."

„Ha, ha erfreut, wenn mich die schönste Jungfrau Kölns —? Aergern werdet Ihr Euch und trostlos sein, mich nicht mehr mit Euerem Spotte torquiren zu können."

„Aber bester Paul!"

„Ja, torquiren hab' ich gesagt, Ihr — Ihr — nichts für ungut — Ihr Tyrannen! Damit gute Nacht."

Herr Paul Nigge machte dabei eine heftige Wendung, gab dem Mantel einen Schwung über die Schultern und schritt gedankenvoll in derselben Richtung fort, in welcher er gekommen war.

„Toller und doch liebwerther Geselle!" — ließ ihm Heinrich Thonet folgen. „Was wird das wieder werden?"

Er trat in das väterliche Haus, begab sich aber nicht in die Wohnung hinauf, sondern öffnete die Schreibstube nächst dem Thor, machte Licht und setzte sich an das Pult, um noch einige Briefe zu besorgen.

„Hm, wie zerstreut—ich habe ganz unrecht angefangen," summte er bald darauf ärgerlich dahin, während sich ein gewisser wehmüthiger Ernst auf seinem sonst so lebensfrohen Antlitz geltend machte. Er nahm ein neues Blatt und begann von Neuem zu schreiben. Mehrmals hielt er ein und sann über Etwas nach — bis er mit

einer Handbewegung verrieth, er wolle sich die Sache aus dem Kopf schlagen. Sichtlich erzwungene Heiterkeit legte sich auf seine Züge, und er begann eben, weiter zu schreiben — als sich die Thüre öffnete, sein alter Vater, der klapprige Herr Markus Thonet — mit Licht in der Hand, den gewohnten grünen Augenschirm auf der Stirne — eintrat und in großer Verwunderung stehen blieb.

„Na pa — wa — was soll denn das sein?“ sagte der alte Herr. „Das hätte morgen doch auch noch Zeit gehabt. Was fällt dir denn ein, lieber Sohn, noch bei Licht zu arbeiten? Wenn du denn durchaus willst, so setze doch meinen zweiten Augenschild auf, ich lass' dir ihn herabbringen. Hast nicht das Exempel an meinem schwachen Gesicht und ewigen Augenflimmern? Den Schirm nimm — ich will sogleich hinaufschicken —“

„Viel Dank, lieber Vater, für Eure Besorgtheit,“ gab Heinrich, der sich erhoben hatte, lächelnd zurück. „Ich nehme ihn für empfangen, und wünscht Ihr vielleicht noch zu plaudern, lasse ich vom Schreiben ab.“

„Na versteht sich, das ist gescheiter. So weit darf der Eifer auch nicht gehen.“

„Und doch nimmt er beständig zu,“ entgegnete Heinrich. „So sehr, daß ich so ziemlich gesonnen bin, auf Euren lange gehegten Wunsch einzugehen. Ihr wißt, die Sache wegen einer „Commandite“ zu Amsterdam. Es wird mir allerdings schwer fallen, mich von Norbert zu trennen — und wohl auch von unserem seelen=

guten Paul Nigge. Aber es könnte denn doch sein, daß es besser ist, wenn ich nach Holland gehe."

„Na pa — was hör' ich? Na versteht sich, ist's besser für dich und mich und das ganze Haus Thonet!" rief der alte Herr voll Freuden. „Man kann sich ja schreiben und gelegentlich einmal zu Besuch kommen! Laß' dich an's Herz drücken, du guter, du ehrlicher — du folgsamer Sohn, du, du, du, meine Herzensfreude und mein Stolz!"

Er vollzog seine Absicht auch sogleich und zwar in solchem Eifer, daß ihm der Leuchter aus der Hand fiel, während sich beim Kuße seines Sohnes der fragliche Augenschirm weit zurückschob und nahezu ganz gerade in die Luft stand. Bis die Umarmung zu Ende war, fehlte wenig, daß das Licht ein Loch in den Boden brannte. —

## Bei Herrn Gülich — und bei Herrn Bernhard Dresen.

Auf dem vorgeschriebenen Weg begab sich Norbert kommenden Tages zu Herrn Niklas Gülich und traf ihn in seiner der Straße zu liegenden Wohn- und Studirstube.

Schon beim Empfang erkannte er, daß Frau Barbara und Anna das Ihre gethan. So sprach man sich gut. Das Ende der Unterredung war, daß sich der nicht sonderlich große, dabei etwas hagere Herr Gülich mit äußerst verbindlichem Lächeln des blassen Angesichtes gegen Norbert verbeugte, ihm zuthunlich die Hand drückte und seine unbedingte Erlaubniß zur Annäherung und Werbung bei Margaretha gab, vorausgesetzt, daß auch Herr Bernhard Dresen einwillige.

Dann fügte er bei:

„Die Aussicht auf eine vielleicht sehr lange Dauer der Verlobungszeit beirre ihn nicht. Dagegen rechne er auf unwandelbaren Beschluß Norberts, die einmal gefaßte Absicht unter allen Umständen durchzuführen. Denn wiewohl seine Tochter mittellos sei, zweifle er doch bei ihren unstreitigen Vorzügen nicht, daß sie an Mann käme. Welche Aussicht aber sehr getrübt, ja vielleicht für immer vernichtet würde, wenn hinsichtlich des jetzt zu begründenden Bündnisses je eine Sinnesänderung

eintreten sollte. Uebrigens könne er betheuern, es habe sich bisher Niemand in auffallender Weise genähert."

Daß es an der Gegenbetheuerung Norberts, unwandelbar treu zu bleiben, nicht fehlte, ist selbstverständlich. Sie wurde freundlichst aufgenommen, an verschiedenen Lobeserhebungen gebrach es nicht — und als Norbert von Gülich die Treppe hinab und bis an den Seiteneingang des Hauses begleitet worden war, gab es noch so viele Händedrücke, zuthunliche Worte und Verbeugungen, daß Erster nach endlicher Verabschiedung froh war, der Menge Cermoniels enthoben zu sein.

Nun galt es, dem guten Oheim Eröffnung über seinen Verlobungsplan zu machen. Eine ganz gute Laune und augenblickliche Gedankenfreiheit des alten Herrn waren Grundbedingungen eines günstigen Erfolges, und unter allen Umständen mußte die Sache Abends traktirt werden. Aber weder der heutige schien geeignet, wegen verschiedener Handelserwägungen — noch der nächste, wegen des wöchentlichen Besuches der Freunde des Oheims, des Syndicatspräses Judendunk, des Notars Doktor Hesselmann, des Hausarztes, Senator Mering, ungezählt Herrn Markus Thonet, welcher sich auch manchesmal einfand.

Desto mehr Hoffnung bot der drittnächste Tag, denn da waren keine Unterbrechungen zu fürchten — und als dieser gekommen war, erfuhr Norbert von des alten Oheims Diener, dem auch nicht viel jüngeren Everard, schon früh etwas sehr Angenehmes. Nämlich: „Sein Herr sei, wie man „zum Beispiel" sage, mit dem rechten Fuß aus dem Bett gestiegen, was er durch sein auf-

fallend donnerndes Wesen während des Ankleidens und verschiedene Drohungen, wie sarkastische Bemerkungen und Mahnungen bewiesen habe."

Diese Merkmale des Oheim'schen guten Humors wußte Norbert genau zu schätzen.

Allerdings, wer bei solchen Donnerwettern nur aus der Stimme des Oheims geschlossen, der hätte unbedingt auf grimmigen Ernst gerathen. Wer ihn aber dabei sah, der deutete das tyrannisch polterhafte und satyrische Gethue sogleich anders. Denn unter der drohenden Finsterniß des lebensfrohen, von schneeweißen Locken umwallten Angesichtes zuckte ein überaus freundlicher Zug hervor, und hinter den, von gewaltig buschigen Brauen überschatteten, blaugrauen, ungemeine Klugheit verrathenden Augen war ein so listiger Schalk sichtbar, daß es rein unmöglich war, an etwas ernstlich Böses zu denken.

War nun schon durch Everards Mittheilung gegründete Hoffnung auf günstige Laune vorhanden, so gaben einige lustige Worte nach dem Morgenimbiß neue Bestätigung — und womit Norbert des Oheims Wohlwollen noch besonders zu kräftigen glaubte, war der höchst erfreuliche Rechnungsabschluß einer, von Norbert auf eigene Wag' und Gefahr geleiteten Handelsunternehmung, von welcher er heute Abends Nachricht geben wollte.

---

Als Norbert zwischen fünf und sechs Uhr beim Oheim eintrat, nachdem er geklopft und ihm ein schnurres „herein!" zu Theil geworden war, fand er Denselben in

sein nußbraunes, mit ein wenig Fuchspelz verbrämtes Abendgewand gehüllt und in ganzer, bedeutsamer Gestalt auf den Stock gestützt, fast in Mitte des Zimmers, ersichtlich ein Auf- und Abschreiten unterbrechend.

Wozu der Empfang zu Theil wurde:

„Was will man da und so früh? Weiß er junger Mensch nicht, daß es eine halbe Stunde auf sechs Uhr ist, zu welcher Zeit sich meine besten Gedanken einstellen?" Und dazu ein äußerst bedrohlicher Blick. „Was soll's mit dem Papier unterm Arm? Dich scheint die Angst zu treiben, weil du so früh kömmst? He! Ist etwa die Sache schlecht ausgefallen? Donnerrr — — so geht es, wenn man Euch, junges Volk, wirthschaften läßt! Da muß man darauf bezahlen, das ist nicht gesund!"

„Wird nichts darauf zu bezahlen sein," sagte Norbert.

„So. Also das doch nicht? Aber gewinnen auch nichts. Gib einmal dein Papier her und lasse sehen!"

Er ließ sich in den Lehnstuhl nieder und überblickte die Rechnung.

Das Gewitter auf dem Antlitze des alten Herren verzog sich immer mehr.

„Da seht mir," sagte er, „da ist ja Alles ganz gut. Hm. Bin ein alter Fuchs, aber ich glaube, das hätt' ich nicht so gut gemacht. Schon der ganze Griff — so in's Frische hinein. Ja, junge Leute — keck — und richtig gewittert, wie's kommen werde. Muß es sagen. Hm. Wäre eben doch gut, wenn ich dir bald das ganze Geschäft übergäbe. He? Da hätte ich die Plage los, könnte meine Gesundheit schonen, mit der ich

oft so schlimm daran bin, daß ich mir Abends oft denke, morgen früh ist's vielleicht schon aus mit dir, und beerbt dich Norbert. Und auch deshalb wär' es gut, weil du im Falle deiner Selbstständigkeit doch gelegentlich auch einmal mit einiger Sicherheit an etwas gewisses „Anderes" denken könntest. Denn wenn du auf meine Erbschaft warten mußt —"

„Bester Oheim," unterbrach Norbert, „bitte Euch dringend, kommt mir nicht immer mit Geschäftsübergabe, oder gar mit dem Erben. Gott weiß, ich wünsche Euch die längste Lebensdauer und die ungetrübteste Gesundheit, damit Euer Geist und so viele Erfahrung sich immer wieder geltend machen können. Und dann wißt Ihr schon, daß ich Euch wegen Euer Gesundheit, vielmehr häufigen Nichtgesundheit gar nichts glaube —"

„Was, du glaubst mir nichts?"

„Nein, gewiß nicht! Ihr seid, kleine Un- oder Zufälle des Alters ausgenommen, so kerngesund, daß Ihr so gut daran seid, als ich, wo nicht besser. Ihr habt eine ganz vortreffliche Constitution, der Mering sagte mir das oft."

„Ja was Mering! Er und Du, Ihr versteht Beide von meinem wahren Zustande nichts. Jetzt weißt du's, kannst es ihm sagen."

„O da werde ich mich wohl hüten. Aber sagt Ihr mir, was Ihr mit dem an etwas Anderes denken gemeint habt!"

Herr Bernhard stützte sich mit beiden Händen auf den Stock und sah Norbert fest an:

„Nun was werd' ich denn da gemeint haben? Daß du dich einmal auf's Freien verlegen könntest."

„So."

„Ja, ja, sag' ich! Und ich müßte dein auffallendes Feuer schon gar nicht begriffen haben, wann immer sich Gelegenheit gab, von jemand Gewissem zu sprechen, oder gar von dessen Tochter. He, he, wie dir da die Zunge laufend wurde! O ich hab' dich gar gut verstanden. Setz dich einmal da her zu mir —!"

„Und Ihr zürntet mir nicht?" sagte Norbert freudig, indem er rasch Folge leistete.

„Ja was! Darauf lasse ich mich nicht ein. — Wir reden nur überhaupt, daß dich deine jetzige Stellung entmuthigen muß. Solltest aber sehen, mit welchen verzweifelten Zickzack-Kreuzfragen dir der grundkluge Herr Niklas Gülich daherkäme, wenn du es je wagtest, Etwas laut werden zu lassen."

„Theuerster Oheim — ich habe schon mit ihm gesprochen."

„Was?! Er junger Mensch hat ohne meine Erlaubniß – ?! Nun, was sagte er denn? Strich er dir nicht durch deine ganze Hoffnung?"

„Keineswegs —"

„Da seht mir! Ja weil er vielleicht erwartet, daß ich dir bald übergebe."

„Kein Gedanke! Und ob auch mehrere Jahre verflößen, bis Ihr mich irgend wie vortheilhaft stelltet, sähe er darin gar kein Hinderniß. Ebenso wenig, wie Großmutter Barbara und Frau Anna."

„So! mit Denen hast du dich auch schon benommen?"

„Ja gewiß, noch vorher, und ich glaube dem zu Folge annehmen zu dürfen, daß mir Margarethe wirklich so ziemlich gewogen ist.“

„So — so ziemlich gewogen. Das nimmt mich aber schon sehr Wunder. Bist doch gar kein handsamer Junge!“

„Spottet doch nicht zu arg, theuerer Oheim! Also die Umstände sind allerseits günstig. Aber was nützt mir das Alles, versagt Ihr mir Euere Genehmigung.“

„Ja was ist es denn, wenn ich genehmige?“ sagte Herr Bernhard Dresen.

„Was es dann ist? Unaussprechlich glücklich macht Ihr mich!“

„So. Nun will ich dir nicht im Wege sein.“

„Wirklich nicht? Tausend, tausend Dank!“

„Die Geduld ist dann deine Sache.“

„Was Geduld!“

Norbert hatte sich bei diesen Worten freudig erhoben.

„Nun lass' nur gut sein,“ rief Herr Dresen senior, „du drückst mir ja die Hand, daß ich — und jetzt kömmst du gar in's Umarmen — weg da! Also recht, ich erlaub' dir den Herzensantrag bei der Margarethe.“

Eine neue Umarmung Norberts war unabwendbar.

„Aber jetzt die andere Hauptsache,“ sagte dann der alte Herr. „Wovon willst du denn leben, wenn es richtig werden soll? Du meinst wohl, ich sollte gelegentlich den alten, treuen Axthelm entlassen, dich mit höherem Gehalte an seine Stelle setzen — he — und ihn am Ende nur das Gnadenbrod essen lassen? Daraus wird nichts.“

„Aber wie könnt Ihr denken!“

„Also das nicht. Richtig, du denkst, ich könnte dich einmal bei guter Laune, wenn auch nicht zum alleinigen Herren, doch zum Theilnehmer am ganzen Geschäft machen. Das hat einen Sinn, und ist auch etwas Richtiges daran, wenn du dich tapfer hältst. Na wenn ich dir aber die Genehmigung nicht gegeben hätte? Was dann? Heraus mit der Sprache!“

Es galt einiges leichte Händereiben von Seite Norberts, bis er mit demselben Plan herausrückte, welchen er schon im Hause Gülich ausgesprochen hatte. Wobei er hinlegte: „Zur Gründung eines eigenen Geschäftes hätte Herr Bernhard wohl auch eine Summe Geldes auf Credit gegeben, welche natürlich richtig verzinst worden wäre — ungezählt einen Gewinnantheil.“

„Ha, haha!“ brach Herr Bernhard Dresen heraus. „Was? Einen Gewinnantheil auch noch dazu? Das wäre ja eine prächtige Aussicht gewesen!“

Er lachte, daß der Stock schwankte, den er hielt.

„Lieber Neffe,“ fuhr er dann in väterlicher Milde fort, nachdem er Norbert veranlaßt hatte, wieder Platz zu nehmen. „Dies Wort kann ich bei deinem klaren Blick nur deinem Liebeseifer verzeihen. Oder solltest du wirklich glauben, daß bei dir Etwas zu gewinnen gewesen wäre? Höre mich an. Du bist geschickt, eifrig und hast bisher Glück gehabt. Aber lasse dich dadurch nicht täuschen. Es ist etwas ganz Anderes, mit eigenen, als mit fremden Mitteln zu arbeiten. Wäre dir die Sache von heute mißlungen, am Ende hätte doch ich einstehen müssen. Wäre es nun aber auf deine Rechnung

gegangen und mißlungen — und so ein zweites und, wer weiß, ein drittes Mal — wo wäre dann dein kleines, väterliches Capital, wo Zinsen — und wo gar mein bewußter Gewinnantheil? Du meinst, ich denke an das Schlimmste. So nehmen wir an, du führest besser, brächtest dein Väterliches, nach Abzahlung alles Anderen Gehörigen, auf das Zweifache, ja Dreifache, so frage ich, wann träte das ein —? Und frage: Genügte das zu einem Hausstande, wie er meinem Neffen ziemt und wie er auch sein müßte, um Margarethen ein angenehmeres Dasein zu bereiten, als sie jetzt hat? Nein, nein, mit deinem eigenen, neu zu gründenden Geschäfte wäre es nichts gewesen. Nun ja, es kamen wirklich Manche auf. Aber was hie und da Einem gelingt, gelingt Hunderten eben nicht. Zudem vergißt du völlig, lieber Norbert, daß ich dich für mein Geschäft verloren hätte."

„O da wäre ich immerhin noch thätig geblieben."

„So, da wärst du auch noch thätig geblieben? Nein, was die Liebe die Menschen verrückt machen kann! Natürlich in Feindschaft hättest du mit mir doch nicht kommen wollen und hättest dich halb zu todt gearbeitet, ohne daß es mir und dir etwas nützte — du toller Junge! Na lass' nur, es wird sich schon Alles finden, wenn du vor Gott und Welt tapfer bei deinem Entschluß bleibst. Haha, sollst sehen, wie die Patriziertöchter gaffen werden, und ihre stolzen Väter dazu — wohl weniger Deinerwegen, als über mich, daß ich nämlich die Grundsätze in's Leben setze, die ich mit der Zunge nie verhehlt habe. Wetter, wie schauten sie sich damals an, als ich noch im Rathe war, wenn ich gerade-

heraus sagte, ein Mensch sei so gut, wie der Andere, und wenn ein Patrizier mehr sein wolle, müsse er eben als Mensch zweimal besser sein, als Einer aus dem Volk. Nun erst gar eine solche Verlobung. Das wird ein heilloses Gewisper und Kopfschütteln setzen. Mir ganz gleich, und dir hoffentlich auch. Sie sollen sich nur verwundern und ärgern, die grundverstockten Gesellen mit ihrem Stolz auf Herkunft und Geld. Die Besseren, denen es auch nicht fehlt, werden mir doch recht geben. Ja wohl. So sprach ich gestern, als die andern Freunde fort waren, mit Mering über deine Sache — und Der war nicht dagegen."

„Wie!" rief Norbert, „Ihr spracht schon über meine Absicht?"

Wie ein Pfeil schoß Norbert vom Stuhl auf.

„Ja wohl that ich das! Er war dafür, und die Anderen werden auch dafür sein. Wenn nicht, wär's mir auch gleich. Das kann aber bei Judendunk und Hesselmann nicht kommen. Vielleicht, daß der alte Thonet seinen grünen Augenschild ein wenig herumreißt und Bedenken daherklappert — aber das verschlägt nichts — und daß mich Keiner von all Denen gegen die Sache stimmte, wird die hochwichtigen Herren wieder gewaltig irritiren. Ha ha, geht in Einem hin mit ihrem Verdruß in den städtischen Angelegenheiten, wo wir Freunde und noch andere gewissenhafte, des Rechts bewußte Männer gegen die alte Partei stehen. Judendunk und Hesselmann werden ihnen noch heiß genug machen, und die Sache, zu welcher Gülich, so weit er kann, einen nicht ungünstigen Eifer an den Tag legt — vielmehr an das

Talg- und Lampenlicht auf dem Himmelreich, oder sonst in den Zunfthäusern — die Sache muß sich immer besser auswachsen. Ja der Herr Niklas Gülich, ein verwünscht gescheiter, unterrichteter und zum Reden gemachter Mann. Hörte ihn selbst ein paar Mal. Zum Kaufherrn ist er verloren, das weiß Gott — aber was das Andere betrifft, klug Reden und klug Schweigen, da läßt sich nur Gutes sagen. Und nicht nur in städtischen Sachen hat er ein treffliches Urtheil, auch in allgemeinen Verhältnissen des Reiches."

„O wie freut mich Euere gute Meinung!" sagte Norbert.

„Na warte nur, wenn die von uns gewünschte freiheitliche Sache ihren Sieg durch Judendunk und Hesselmann errungen hat, wollen wir durch eben Dieselben auch erzielen, daß Gülichs Eifer nicht unbelohnt bleibt. Man hat ja Stadtämter des zweiten Ranges, oder wenn auch des dritten, aber doch einträgliche. Er wird ganz sicher zufrieden gestellt. Die Hauptsache ist nur, daß er sich nirgend übernimmt. Nun dazu ist er zu klug. Gestern früh zehn Uhr hätte er hinreichende Gelegenheit gehabt, sich übermäßig zu äußern, er sprach aber sehr vernünftig mit mir."

„Mit Euch, Oheim?" fiel Norbert ein. „Ja wo denn? Ihr kommt ja nicht von Haus."

„Ja freilich nicht. Ich sprach da mit ihm, ich hatte ihn kommen lassen."

„Davon weiß ich ja gar nichts!"

„Der Everard sagte dir's eben nicht, weil ich's ihm verbot."

„Aber weshalb ließt Ihr ihn denn rufen?“

„Er junger Mensch,“ platzte Herr Bernhard heraus, „versteht er mich denn noch nicht? He. Seinetwegen! Ich wußte mir genug von dir und wollte ihm Verschiedenes sagen, falls du dich wegen Margarethens an ihn zu wenden wagtest. Blitz, sagt er mir, du hättest dich schon bei den Frauen angefragt, auch mit ihm selbst gesprochen, und was er darauf geantwortet habe. Ha ha, da sagte ich ihm, er habe ganz recht gehabt, daß er dich nicht abschnurrte.“

„Abschnurrte! Nein, was das ein lustiges Wort ist.“

„Na willst du mich etwa schon wieder umarmen? Weg da, setz' dich!“

„Sitze schon.“

„Also die Einwilligung ist allseitig da, und Geduld mit der Heirath willst du haben, wenn die Hauptsache glückt. Nun wann willst du dich denn derselbigen Grethe erklären? Und wie? Schreibst ihr wohl einen ellenlangen Brief auf dem theuersten Holländerpapier, wozu dir dein grundverrückter Freund Paul Nigge mit seiner Poesie behilflich ist? Ha ha, ist das ein Geselle — Verse macht er, Verse! Na die Grethe verdiente just schon ein paar Reime, nur bessere, als er sie machen kann. Ich sagt dir, sie ist eine verzweifelt einnehmende Persona.“

„Persona, liebster Oheim, was das ein Ausdruck ist!“

„Ah du meinst, Engel! Ja ja, sie hat schon etwas Ueberirdisches, nur daß die Flügel fehlen. Sah sie erst vorigen Sonntag zur Messe gehen. Ganz wie ein

Seraph schwebte sie daher, nur daß sie ein bischen auf die Erde trat. Und das himmlisch schöne Gesichtchen, der schlanke Wuchs, das Lockenwerk mit seinem ganz leisen Stich da vom Röthlichen in das schönste Gold! Ah, allen Respekt. Und erst ihre holdselige Heiterkeit und doch wieder süße Schwermüthigkeit — kurz, er junger Mensch hat nicht den schlechtesten Geschmack. Sieht er, das Alles kömmt seinen Wünschen wohl zu Statten. Aber dazu kömmt noch Etwas.'"

„Noch Etwas, lieber Oheim?"

„Ja — daß die Margareth die Enkelin meines seligen Freundes Tönissen ist, dem ich leider, als ihn viele Unglücksfälle trafen, nicht so helfen konnte, als ich gerne gewollt hätte. Nun so wird mir es dafür künftig möglich, an seinen Nachkommen vollauf zu bethätigen, was mir mein Herz Seinerwegen vorschrieb."

„O edler, trefflicher Oheim!"

„Und dann noch Etwas, lieber Norbert —" sagte Herr Bernhard zögernd, und recht ernst wurden plötzlich seine Züge. „Ich sprach davon nie mit dir, aber nun will ich es. Siehst du, ich wollte auch einmal in die heilige Ehe treten."

„Ihr —?!"

„Ja wohl. Aber es kam nicht zu Stande."

„Wurdet Ihr verschmäht? Oder gar — getäuscht?" Mit Wärme ergriff Norbert des Oheims Hand.

„Nichts von all Dem," sagte dieser. „Es ward nichts, weil das liebe, edle Wesen von Erden fort mußte."

„O du lieber Gott!"

„Ja ja. Ich fand sie im Sarg, als ich einmal von der Reise zurückkam und als ich eben des festen Entschlusses war, um sie zu werben. Denn daß sie mir heimlich ganz ergeben sei, darüber hatte ich keinen Zweifel gehegt. Wie gesagt, da war sie nicht mehr. Ach welch ein harter Schlag, mein guter, lieber Neffe!“

„O wie tief, wie innig bedaure ich Euch!“ flüsterte Dieser. „Sagt mir doch, wer sie war, wie sie hieß.“

Herr Bernhard streifte ein wenig über die Stirne.

„Wer sie war?“ sagte er nach einer Weile. Sie war die jüngere Schwester der heutigen, alten Barbara. Martha hieß sie. Ich sage dir, die Margareth ist ihr so ähnlich, daß es schier Gleiches nicht gab.“ Er sah eine Weile zu Boden. „Habe sie schwer, schwer verloren, und ob ich mich auch über meine gehabte Absicht nicht herausließ — ich konnte sie nicht vergessen und dachte Jahre um Jahre lang nicht daran, eine andere Verbindung einzugehen. Dann wollte ich das kühne Spiel nicht mehr wagen. Alt und Jung geht selten gut aus. So blieb ich Ehelos und that gut daran. Einen rechten Ersatz für Martha hätte ich doch nicht gefunden und überdies immer an sie gedacht. Das darf Einer nicht, der in das Bündniß der Ehe tritt — so aber durfte ich es und weiß, daß ich die liebe Seele wieder sehe. Da werden wir dann drüben immer beieinander bleiben. Siehst du, und bei der Ueberzeugung behielt ich guten Muth für dies Leben, so bang und weh mir manchmal zu Muthe wurde, wenn ich allein war und an die vergangene Zeit dachte.“

Wie zufällig glitt der Rechnungsbericht Norberts vom Schooß des Herrn Bernhard, welcher, während Jener das Papier vom Boden aufnahm, rasch eine Zähre von den Augen streifte und nach kurzer Zeit mit wieder fester Stimme beisetzte:

„Also diese Aehnlichkeit kömmt dir auch zu Gute — und nun kennst du mein Herzensgeschick.“

„Ich danke Euch in tiefer Rührung für die Eröffnung Eueres Geheimnisses, als den Beweis Eueres höchsten Vertrauens,“ sagte Norbert. „Die sichere Erwartung meiner Beständigkeit findet wohl ihre beste Bestätigung durch Eure selbst bewährte Treue für das edle Urbild Margarethens, welche gewiß auch an inneren Vorzügen nichts zu wünschen übrig läßt.“

„Das weiß ich,“ entgegnete Herr Bernhard, „denn was ich vom Pater Thomas gehört habe, der zu St. Alban Messe liest und zu Dem die Margareth, wie mir die alte Cordula sagte, Beichten geht — erschrick mir nicht, es galt keinen Bruch des Beichtsigels — das lautete Alles vortrefflich“ — mild schalkhaft zuckte es rasch um Herrn Bernhards Mund — „dann sprach ich auch gelegentlich mit Doktor Absberg, der zu Gülich in's Haus kommt. Ja sogar mit dem alten Clasen, den sie so lieb haben. Da gab es wieder nur das Rühmlichste zu hören. Alles ohne dein Wissen. Denk' dir nur, die paar Groschen, die die Margareth manches Mal hat, nützt sie zum Almosen an die Frummfrauenstatt, und wenn sich keine Käufer im Kramgewölbe finden, was so oft der Fall ist, arbeitet sie für die armen

Leute und schickt oder trägt ihnen genähtes Linnenzeug und Strümpfe in die Hütten. Der gute Engel, der!"

„Ihr macht mich immer glücklicher!" lallte Norbert.

„Nun also siehst du, wie geneigt ich der ganzen Sache war und bin, und wenn auch von meinen Freunden der alte Thonet allein ein wenig mäkeln wollte, wie gesagt, daran liegt mir nichts. Er wird schon noch beistimmen. Uebrigens ist sein Kopfschütteln und Mäkeln an Allem wahrscheinlich Schuld, daß sich dein Freund Heinrich nicht schon verlobt hat. Der gute Junge wird sich nicht leicht an eine Wahl getrauen, wenn er vielleicht überall auf seines Vaters Widerspruch und Federlesen stößt. Nun du mußt ja das am Besten wissen, der du ihn da draußen am Rhein fast Abend um Abend triffst. Sag' mal, hat er noch gar keine Neigung verrathen —?"

„Doch, doch," fiel Norbert ein, „und nicht allein Das, sondern er hat im Grund eine bestimmte Wahl getroffen, scheint jedoch die verschiedensten Bedenken zu hegen."

Nach welchen Worten Norbert im höchsten Vertrauen Alles mittheilte, was er wußte und nicht wußte, bis er auf den angeblichen Entschluß Heinrichs kam, ungünstigen Falles Köln zu verlassen und nach Amsterdam zu gehen, woran aber er, Norbert, nicht glaube.

„Hm!" machte Herr Bernhard. „Nun und was sagte denn Heinrich Thonet zu deiner Wahl?"

Auch hierin genügte Norbert dem Oheim, welcher, nachdem er Alles angehört hatte, nicht sogleich Etwas erwiederte, sondern nur mit den Fingern seiner Rechten ein wenig auf dem Griff seines Stockes trommelte.

„Kommen wir auf meine Frage zurück, sagte er dann ziemlich rasch, „wann willst du dich denn der Margarethe erklären?“

„Sobald als immer möglich,“ entgegnete Norbert, „und zwar mündlich. Ich muß nur ergründen, wann ich sie allein treffen kann, und zwar in der Wohnung, denn im Kramgewölbe —“

„Versteht sich,“ sagte der Oheim, „das geht ein für allemal nicht. Nun, hast du noch gar keine Spur zu deiner Ergründung?“

„Doch, vielleicht schon heute. Frau Barbara und Anna nutzen die letzte schöne Herbstzeit gerne und sind, wenn der Abend mild wird, gewiß schon früh im Gärtlein am Haus. Ehe sich aber Margarethe auch dahin begibt, trägt sie erst die Schlüssel zum Kram und das eingegangene Geld hinauf. Wenn ich also um diese Zeit —“

„Versteh, versteh.“

„Wenn es aber heute sein sollte —“ Norbert sah flüchtig zur großen Standuhr in der Ecke.

„So müßtest du von mir loskommen. Nun geh' nur.“

„Aber nicht wahr, sollte ich gleichwohl heute verhindert werden, so spottet Ihr nicht gar zu sehr, lieber Oheim?“

„Pah was, im Gegentheil, ich wäre sehr betrübt. Und zu etwa nöthiger Ausrede wegen deines Kommens sagst du, es stehe für den Gülich ein Ballen ganz guter Waare bereit.“

„So. Ein Ballen guter Waare und wohlfeil — ah, sehr gelegen! Aber lieber Onkel, das ist ja nicht wahr.“

„Nu so gibt man ihm dann einen theueren und verlangt dann doch wenig.“

„Ja wenn das so gemeint ist — ah, theuere Ballen stehen genug umher. Vielleicht seid Ihr noch wach, wann ich wieder komme.“

„Nu, du wirst doch keine dritthalbstundenlange Liebeserklärung machen?“

„O das gewiß nicht. Aber falls ich weiters zurückgehalten würde — und wenn ich etwa Heinrich auf dem Rückweg träfe —“

Jawohl, oder wenn dir der tolle Kauz Paul Nigge über den Weg liefe, müßtest du ihm dein Glück doch auch schildern. Ha ha, na was sagt denn der Herr Nigge zu deiner Liebe?“

„Der Nigge? O der gute Junge weiß von gar nichts. Er mied uns schon mehrere Tage.“

„So! Hat er wieder eine neue Heirath im Kopf, daß er keine Zeit hat?“

„Es scheint, Heinrich Thonet traf ihn jüngst. Dem sagte er, diesmal könne es nicht fehlen.“

„So, diesmal nicht? Nun Glück auf! Jetzt mache, daß du fortkommst.“

„O bin schon auf dem Weg! Also wo immer möglich, sollt Ihr den Erfolg noch heute inne werden —“

„Ja was Erfolg, den weiß ich schon zum voraus, und das Nähere erfahre ich morgen früh zeitig genug. Heute geh' ich schon ganz früh zu Bett. Ich hab' da

so viel Aufregendes mit Dir gesprochen. Dann friert es mich eben wieder ein wenig — aha, davon willst du nichts hören — aber du mußt — ja freilich, und da im linken Ohr hab' ich ein gewisses Sausen, obwohl ich es wieder nicht ein richtiges Sausen nennen kann, ich möchte eher sagen ein gewisses Summen —"

„Ja wohl, und das ist auch höchst gefährlich!"

„Gefährlich oder nicht in Seinen Augen, er vorlaut spöttischer, junger Mensch, er! Ich geh einmal früher zu Bett — vielleicht ist es das Beste, ich thu' es sogleich."

„Aber das Gesumme und Frieren ist ja gewiß nur vorübergehend, und im Ganzen ist Euch ja ganz wohl!"

„Ganz wohl? Weiß er, wie mir in mir drin ist? Wart' er, bis er einmal in die Jahre kömmt, da wird er es schon spüren. Ganz wohl! Im Gegentheil, mir ist, als ob etwas Bedeutendes im Anzug sei —"

„Ah wirklich? Ja dann müßt Ihr freilich zu Bette gehen, oder mindest in die Rückstube, und es Euch ganz bequem machen. Wenn Ihr wünscht, laß' ich Euch den Mering rufen, daß er Euch eine stärkende Medicin aufschreibt" —

„Was Mering, ich brauche keinen Mering, ich brauche nur Ruhe. Fort', sag' ich. Halt' — schick' mir den Everard — halt, den Stuhl da an seinen Platz. So, jetzt kannst du gehen — nun, wird's etwas, er verliebter junger Mensch, — viel Glück!"

„Tausend Dank!"

Norbert umarmte den Oheim noch einmal und eilte dann fort. — —

Als er aus dem Hause trat, hatte sich Herr Bernhard schon zum Fenster verfügt und sah ihm, so weit es ging, nach.

„Der treffliche Junge!“ sagte er vor sich hin. Wenn er nicht wäre, freute mich das ganze alte Leben nicht mehr.“

Er wandte sich und nahm ein Buch zur Hand, denn es fiel ihm nicht bei, zu Bett zu gehen. Aber zum Lesen kam er doch nicht. Die Erinnerung an seine jüngeren Jahre machte sich zu sehr geltend. Weshalb er auch den alten Everard, welcher sich bald einstellte, wieder davon schickte.

Als Everard später wieder kam und einen dreiarmigen Leuchter mit Licht brachte, erregte er durch die Langsamkeit, mit welcher er sich nach einem „glückseligen Abend“ entfernen wollte, und durch ein mehrfaches Gemurmel die Aufmerksamkeit des Herrn Bernhard Dresen.

„Was murmelst du denn immer?“ fragte Dieser.

„Ja,“ sagte der Everard, über seine halbkahlen Scheitel streifend, ich murmle, weil ich mich eben nicht zurecht find'.“

„Ja worin denn nicht?“

„Ja weil da zum Beispiel der junge Herr vorhin ganz aufgeregt war, als er mich zu Euch befahl. Ist etwa ein Geschäft schlecht ausgefallen, und habt Ihr ihm den Kopf gewaschen? Ich sag' Euch, wenn sein gutes Ehrgefühl verletzt ist, wär' er im Stand und ging' zum Beispiel in's Wasser. Das wär' ja schrecklich.“

„Das wär' freilich schrecklich," sagte Herr Bernhard Dresen, sich vor Everard aufpflanzend, „ich glaube aber, daß er zum Beispiel nicht in's Wasser geht, sondern auf trockenem Land bleibt und in Seligkeit schwimmt, weil ich ihm erlaubt habe, der Gülich Margarethe seine Liebe zu erklären."

„Was?!" rief der Everard. „Das freut mich alten Gesellen ja ungeheuer! Ich hab' schon längst bemerkt, daß sie ihm lieber ist, als sein Leben."

„Und hast mir nichts davon gesagt!" fiel Herr Bernhard ein. „Gib mir die Nachtmütze und leuchte mir in die Schlafstube — du bist mir schon der Rechte. Merkt er was und sagt nichts!"

Als Herr Bernhard in der Schlafstube war, und Everard beim Auskleiden half, sprach er lange nichts, bis er sich plötzlich wandte und brauste:

„Daß er, alter Mensch, sich etwa durch die Liebesangelegenheit meines Neffen verführen läßt und auch noch mit Heirathsplänen in's Feld rückt! Donerrr — ich habe wohl meine Bemerkungen gemacht! Weiß schon, warum ihm die Haare immer mehr ausgehen. Aus lauter Liebeskummer. Die alte Gülich Cordula steckt ihm im Kopf."

„Was? Die Cordula? Fällt mir nicht ein! Da suchte ich mir zum Beispiel doch eine schönere Braut."

„Was? Er eine schönere Braut? Er alter zausiger Uhu! Geh' er in sich und lass' er von solchen weltlichen Gedanken ab. Zieh' er einen neuen Menschen an,

es ist Zeit! Neunundsechzig Jahre und insgeheim auf Freiersfüssen gehen, wie der Paul Nigge! Hat Der kein Glück — jetzt gar er! Er klapperdürrer Storch, er! Schau er sich dort in den Spiegel! Mit seinem Raufkopf will er noch eine anmuthige Persona erobern! Da hab' ich Respekt. Geh' er in sich, sag' ich — fort, gute Nacht und steh' er gescheit auf!"

Eine Stunde später, als Everard das Schlafgemach des alten Herrn verlassen hatte, klopfte es an die Thüre.

„Wer da?"

„Ich bin's, Norbert."

„Wird nicht aufgemacht. Was gibt's?"

„Es war unmöglich. Ich traf Margarethe nicht allein. Nur einen Augenblick fand ich, mich mit Frau Barbara zu benehmen, damit ich morgen ganz sicher —"

„So, also morgen —"

„Ja morgen — ach, jetzt blase ich mir selbst das Licht aus — bitte, erlaubt doch, daß ich wieder anzünde."

Die Thüre ging so weit auf, daß die rechte Hand des Oheims mit dem Leuchter erscheinen konnte.

„Nu, wird's einmal? Glaubt er, junger, heißblütiger Mensch, man will sich Seinerwegen erkälten?"

Die Thüre ward geschlossen — — —

Bald ruhte Norbert.

Aber der Schlummer stellte sich lange nicht ein. Er hatte denn doch ein paar Worte mit Margarethen

gewechselt, und ihre Entgegnung auf sein herzvolles „Gute Nacht, Jungfrau Margarethe" hatte sie so hold befangen gesprochen. Dazwischen kam wieder ein Gedanke an Heinrich, dessen Absichten — nein, er durfte, wie immer es komme, Köln nicht verlassen. —

So war's mit Norbert.

Aber auch Margarethe konnte lange nicht einschlummern.

Nicht daß sie sich irgend Etwas von Norberts Absichten klar gemacht. Aber die schonend freundliche Weise, mit der er sich des Auftrages seines Oheims entledigte, die Wärme seines übrigen Gespräches, und wie er sie manches Mal in dasselbe hineinzog, das unverkennbare hohe Wohlwollen in seinen Blicken und die Art seines Abschiedsgrußes — zu Allem die Länge seines Besuches — es war ihr das Alles doch höchst merkwürdig.

Erst später schlossen sich ihre Augen, und dann zogen leichtbeschwingte Bilder heiterer Träume an ihrer schönen, engelreinen Seele vorüber — — —.

# Vereinte Herzen.

Frau Barbara hatte Norbert versprochen, sich kommenden Abend früher, als gewöhnlich, in das Hausgärtchen zu begeben, während sich ihre Tochter Anna Etwas in der Stadt zu schaffen mache, so daß Margarethe, wenn sie vom Kram hinauf komme, gewiß für kurze Zeit allein sein werde.

Darauf hatte Norbert wohl Acht und einige Minuten, nachdem Margarethe das Gewölbe geschlossen hatte, trat er in das Haus, und schritt erst lebhaft die Treppe hinauf, dann langsamer.

Als er bei den letzteren Stufen des Gadens angekommen war, fand er Margarethe eben im Begriff, die bewußte Rückstube wieder zu verlassen, doch ruhte ihre Rechte noch auf der Thürklinke, weil sie erwarten wollte, wer herauf komme. So stand sie in leichter Wendung ihrer anmuthigen Gestalt da, sandte einen fragenden Blick hinab und glaubte, ihm nicht trauen zu dürfen, als sie — Norbert Dresen zu erkennen glaubte.

Im nächsten Augenblick trat er vor sie hin.

„Recht guten Abend, Jungfrau Margarethe!“ sagte er, das freudige Ungestüm seiner Seele mit Mühe beherrschend.

„Recht guten Abend — Herr Norbert — Dresen —“ sagte sie befangen. „Ihr wünscht wohl — mit dem Vater zu sprechen?“

„Mit dem Vater? Nein, eigentlich doch nicht.“

„So — nicht? Er ist von Hause. Mutter ist auch nicht daheim.“

„Weiß, weiß — ich sah sie gehen.“

„Wollt also zur Großmutter? Sie ist Unten im Gärtlein.“

„Ganz recht, und Ihr wollt zu Ihr hinab —?“

„Wohl, weil ich da nicht allein sein will, und ich sah sie ja den ganzen Nachmittag nicht.“

„Gewiß, Großmütterlein muß man sehen und ihr Gesellschaft leisten,“ sagte Norbert. „Nun, ich will Euch gewiß nicht abhalten. Sie hat sich da gewiß wieder auf der Bank unter dem Taxbaum niedergelassen. Sie sagte mir gestern, das sei ihr das liebste Plätzchen. Möchte wohl wissen, ob sie auch heute — — erlaubt Ihr mir vielleicht, Margarethe, ich wollte sagen, Jungfrau Margarethe, daß ich für einen Augenblick zum Fenster trete?“

Die Erlaubniß wäre jedenfalls zu spät gekommen. Denn Norbert war bei den letzten Worten schon in der Rückstube, wobei ihm Margarethe unwillkürlich Paß gab, und als er dem Fenster in der Absicht nahte, sie dann irgend wie zum Nachfolgen zu veranlassen, erreichte er sein Ziel ohne weiteres Zuthun. Denn obgleich sie im Grund nicht folgen wollte, war sie doch, ohne es zu wissen, über die Schwelle hinübergerathen und that, wie von zauberischer Kraft angezogen, zwei Schritte in die Stube.

„Ich täuschte mich nicht," sagte Norbert. Könnt Euch selbst überzeugen. Dort sitzt sie und liest."

Margaretha blieb regungslos stehen und sah in holdester Scheue zu Boden.

„Tretet doch näher!" mahnte Norbert im sanftesten Ton seiner mildklangvollen Stimme. „Ist es doch, als hättet Ihr heute Furcht vor mir. Oder nicht?"

Margarethe wiegte ihr Haupt verneinend.

„Ach, wie mich das freut! Aber daß Ihr Bangen habt, das ist denn doch nicht zu läugnen. Habt auch Das nicht! Oder ist es, weil wir uns zum ersten Male so ganz allein sprechen? Ja dann kann ich's mir wohl denken. Denn beim Himmel, ich bin selbst beklommen — viel tiefer, als ich es dachte, falls mir der glückliche Zufall Gelegenheit gäbe, Etwas zu sagen, was mir sehr am Herzen liegt!"

Norbert hatte sich während des Schlusses seiner Worte langsam vom Fenster abgewandt und sah mit liebevoll ernstem Blick zu Margarethen.

Hoch erröthend senkte sie ihr engelschönes Antlitz nach einem unbeschreiblich schnellen Blick seligster Ueberraschung.

„Margarethe!" fuhr Norbert fort, indem er ihr einen Schritt näher trat. „Großmutter und Mutter haben mir vor nicht langer Zeit gesagt, daß Ihr mir wohlwollend gesinnt seid. Wie glücklich machte es mich, und wie glücklich erst der Gedanke, daß Ihr mir vielleicht mehr Eures Gefühles gönnen könntet, als eben nur Wohl-

wollen. Als ich das Haus an jenem Abend verließ, Euch im Kramgewölbe sinnend an der Thüre lehnen sah und Euch, obwohl unbemerkt, grüßte —“

„Also war't Ihr es doch —“ hauchte Margarethe hin.

„Da war mir, als müsse, dürfe es gar nicht anders sein! — Ich will offen sprechen. Seht, ich kam an jenem Abend von Großmutter Barbara und Euerer Mutter, Frau Anna, bei welchen ich mich angefragt hatte. Da gewann mein Muth Kraft und volle Thätigkeit. Dann kommenden Tages fragte ich mich bei Euerem Vater an. Er ist meinen Wünschen geneigt. Dann etwas später fragte ich mich bei meinem Oheim an, ob ich Euch näher treten dürfe. Er sagte es mir zu, denn er schätzt Euch recht hoch. Seht, das Alles that ich im Lauf der letztern Tage. Da wollte ich Euch gestern Abend allein finden. Meine Absicht scheiterte. Aber aus all Euerem Wesen glaubte ich doch zu entnehmen, daß meine schönen, lange gehegten Träume vielleicht zur Wahrheit werden könnten. „Allerdings kann mich meine Sehnsucht doch „getäuscht“ haben. Also bitte ich, seht doch ein, wie nöthig es ist, daß ich bald erfahre, ob es so sei, damit ich mit männlichem Muthe gegen meine, schon zu sicher gewordenen, Wünsche ankämpfen lerne. Wenn ich mich aber nicht getäuscht haben sollte, so seht Ihr eben so wohl ein, daß mir an meinem Leben jeder Augenblick für verloren gelten muß, um welchen später ich das Geständniß Euerer herzinnigen Geneigtheit — Euerer Liebe empfange.“

Er trat noch einen Schritt näher.

In anmuthvollster Verwirrung ließ es Margarethe zu, daß er sie sanft an beiden Händen faßte, während er in mannhaftem Ernste dastehend, einem Blick und Worte der Entscheidung seines Herzensschicksales entgegensah.

Langsam richtete Margarethe das Antlitz auf und schaute ihm lange, gleichwie das Innerste seiner Seele prüfend, in die dunklen Augen — und drückte ihm dann leise die Hand.

„Norbert —" flüsterte sie — mein Norbert —!"

„Meine Margaretha!" rief Norbert.

Freudig stürmisch zog er sie an seine Brust — Lippe bebte auf Lippe im ersten, heiligen Kusse einziger Liebe für das ganze Leben.

Schweigen waltete.

Kein Blatt des Weingerankes am Fenster neigte sich. Auch im Gärtchen war es still. Ein leises Knistern im Sande, welches von langsamen Schritten herrührte, vernahmen sie nicht und sie sahen nicht, wer bald, Blicke herzinnigster Freude auf sie Beide sendend, unter der offenen Thüre einhielt.

Das hörten und sahen sie nicht. Denn ihre Seelen waren gegenseitig in den innersten Tiefen ihres geistigen Ich's, sie sogen sie ein, die Wonne der Besiegung und des Besiegtseins, und schmolzen zusammen in jenes unsäglich beglückende Eins, welches edle Menschen vom Werthe dieses Lebens schon allein so vollkommen überzeugen kann.

So lehnten sie, sich umschlingend, und sahen sich selig Auge in Auge, während die hold harmonischen Klänge des „Ave Maria-Geläutes“ von St. Alban herüber quollen — —.

Die ehrwürdige Gestalt, welche unter der Thüre stand, faltete die Hände.

Norbert und Margarethe vernahmen das Geläute wohl. Aber der wonnige Dank ihrer Seelen bedünkte sie Gebet, und jenes Geläute eine Botschaft des Himmels, der da sage: „Haltet aus in Freude und in Leid!“

Das Ave Maria endete. Es folgten jene Glockenschläge — und auch sie verhallten.

Leises Knistern an der Thüre störte die Liebenden auf — dazu Schritte die Treppe empor.

„Großmutter — Ihr seid hier?!“ lallte Margaretha und wollte sich Norberts Armen entwinden.

„Bleib', bleib', mein liebes, frommes Kind!“ sagte Frau Barbara, von der Thüre näher tretend, während sogleich darauf Frau Anna hereinkam und in frommfroher Ueberraschung einhielt. Dann trat sie zur alten Frau Barbara, und Beide, Zähren der freudigsten Rührung in den Augen, legten ihre Hände zum Segen auf die Häupter der Liebenden. — —

Eine Viertelstunde später kam Herr Niklas Gülich, vernahm das Geschehene und wünschte alles Gute für die Zukunft. Auch lud er Norbert ein, den Abend im Kreise der Seinigen hinzubringen, was gewiß ange-

nommen wurde, und man kann nicht angenehmer redselig und verbindlich sein, als er sich dann zeigte.

Wie innig freute sich Margaretha darüber — so hatte sie ja den Vater nie gesehen. Und wie glücklich war Norbert über die Scherze, welche Herr Gülich über die große „Geduld" ergehen ließ, wozu er mit Margaretha verurtheilt worden sei, sowohl wegen ihres „zänkischen Wesens," als wegen der wahrscheinlich „langen Zeit," welche verfließen dürfte, bis man ein „löbliches Ehepaar" sein werde — —

---

## Die Enttäuschung und ein Bruderbund.

Es ging schon gegen die zehnte Stunde, als Norbert das Haus Gülich verließ.

„Wohin nun? Heim? Der Oheim wohl schon längst zur Ruhe gegangen. Also zu Heinrich — Der ist gewiß noch zu haben. Zwar wird das Haus um diese Zeit wohl schon geschlossen sein — nun denn, am Thorfenster klopfen, der alte Theobald wird schon öffnen."

Norbert wandte sich rasch zum Wolkenburgerhof.

Als er ankam, traf er mit Heinrich zusammen.

„Wie, du kömmst erst nach Hause, Heinrich?"

„Nun du bist ja auch noch auf der Straße," entgegnete Dieser. „Du bist sehr bewegt — etwas Unangenehmes?!"

Gottseliger Uebermuth des Glückes reizte Norbert zu kurzer Täuschung.

„Das mußt du mir erzählen," sagte Heinrich, „wir wollen dich schon trösten, komm nur herauf!"

Der Schlüßel knarrte schon im Schloß. Bald schritten sie, vom alten Thorwart Theobald mit Licht begleitet, die Treppe hinan.

Als die Lampe angezündet war und der Thorwart sich entfernt hatte, steigerte Norbert die Befürchtungen

Heinrichs noch kurze Zeit, bis er, der Verstellung müde, seinen Ton änderte, sich Heinrich an die Brust warf und sein ganzes Glück verkündete.

„Dem Himmel Dank, daß sich Alles nach deinen Wünschen gefügt hat“ — sagte Heinrich, „tausend und tausend treueste Wünsche für die Zukunft!“ Er küßte Norbert und ging dann Arm in Arm traulich mit ihm ab und zu. „Du lieber, lieber Junge, wie herzinnig es mich freut, daß du nun Gewißheit hast. Ganz leicht ist mir das Herz für dich — und auch für mich.“

„Für dich?“

„Wie denn anders? Kann ich nun doch Köln mit dem Bewußtsein verlassen, daß du für die Nähe deines Freundes reichen Ersatz hast.“

„Wie, du denkst wirklich bestimmt daran, von hier fortzugehen?!“

„Ja, lieber Norbert. Wie du heute die Bestätigung deines Glückes empfingst, so wurde mir heute zufällig eben so bestimmt eine Nachricht zu Theil, welche alle weiteren Erwartungen, etwa auch mein Ziel zu erreichen, beendete. Eigentlich sah ich es schon einige Tage so kommen und ich habe deshalb meinen Vater vorbereitet, daß ich seine Wünsche wegen Amsterdam wahrscheinlich erfüllen würde. Nun steht der Entschluß fest.“

„Unbegreiflich, unbegreiflich!“ sagte Norbert. „Du fort von hier! Vielleicht änderst du deinen Entschluß doch noch und überschätzest nur die Veranlassung desselben. Vertraue dich mir an und nenne mir doch jetzt den Namen Derer, auf welche du dein Auge gerichtet hattest!“

„Vergib, lieber Norbert!“ war Heinrich's Antwort. „Nicht jetzt. Vielleicht später einmal — brieflich. Aber auch da verspreche ich nichts. Kurz, dränge mich nicht. Wenn du einmal — wir wollen eine Zeit setzen — in einem halben Jahr Nachricht von der oder jenen Verbindung hörst, wird es dir ohnehin nicht schwer werden, das Richtige zu errathen, und dann magst du auch mit Paul von der Sache sprechen.“

„Das sind Ausflüchte, die zu nichts führen,“ sagte Norbert. „Lieber Himmel, da mögen gar manche Verbindungen bevorstehen, wie soll ich gerade jene treffen, bei welcher es sich um einen Verlust von deiner Seite handelt? Das siehst du doch ein. Habe ich wirklich kein größeres Recht auf dein Vertrauen, so finde ich das keineswegs freundschaftlich von dir — und ich muß dir eben so aufrichtig sagen, daß der Gesammteindruck deiner Art und Weise, diese gleichzeitigen Mittheilungen mir beinahe völlig den Eindruck machen — als ob du am Ende doch selbst für Margarethe —“

In herzliches Lachen brach Heinrich aus.

„Nein, nein, bester Norbert,“ er klopfte dem Freund auf die Schulter, „da bist du bei aller meiner schon betheuerten, vollkommenen Anerkennung, und Bewunderung gewaltig auf dem Fehlwege!“

Jede weitere Bemühung Norberts, Heinrich's Verschlossenheit zu brechen, war ein für allemal vergeblich, und es blieb ihm nichts, als von Fortsetzung seiner Versuche abzulassen und das Gespräch über sein eigenes Liebesglück wieder aufzunehmen.

Frage und Antwort wechselten, bis Norbert plötzlich einhielt und zum Fenster sah.

„Was war denn das?“ sagte er. „Hörte ich nicht ein Steinchen an das Fenster schlagen? Es warf Jemand herauf. Eben jetzt wieder. Hast du’s nicht gehört?“

„Ja wohl,“ entgegnete Heinrich. „Lass’ doch einmal sehen!“ Er trat zum Fenster und öffnete es. „Wenn ich nicht ganz irre, so ist es Paul Rigge. Wer ist denn Unten? Seid Ihr es, Paul?“

„Ja, ich bin es, kam’s entgegen. „Nichts für ungut. Ich sah da noch Licht. Wenn Ihr erlaubt, klopfe ich beim Theobald, daß er mir das Thor öffnet, dann komm’ ich ein wenig zu Euch hinauf.“

„Ganz recht —“

„Halt! Wer ist denn bei Euch? Euer Vater?“

„Nein, nur Norbert ist da.“

„So, nun, ist mir lieb. Ich hab’ Euch ohnehin Etwas allein zu sagen.“

Bald kam er eilig und frohesten Antlitzes herein.

„Nun laßt Ihr Euch einmal wieder sehen, Ihr Treuloser?“ fragte Heinrich.

„Ja was treulos! Ihr verdientet eigentlich gar nicht, daß ich zu Euch retournire. Aber ich kann doch nicht anders. Ihr seid einmal Liebenswerthe Leute, trotz Euerer Barbarei, und als Freund kann ich nicht länger schweigen. Ich bin unsäglich verliebt, ich sage Euch, unaussprechlich. Was ich hörte, bestätigte meine gute Meinung, einige Worte, die ich beim Einkaufen wechselte — ich brauchte zwar nichts, aber ich kaufte

doch — brachten mich zum ganz vollen Entschluß. Schon morgen wird geradewegs geworben. Die Welt mag sagen, was sie will!"

„Nun wer ist sie denn, die Glückliche?" fragt Norbert.

„O Ihr Beide kennt sie, namentlich Ihr!"

„Ich?"

„Nun gewiß," brach Paul heraus — „die Gülich Margarethe! Verwichenen Sonntag sah ich sie wieder zu St. Alban. Der reinste Engel. Sie muß einen Mann glücklich machen — und dazu Ihr Vater ein vortrefflicher, freisinniger Mann! Nun was schaut Ihr so dubios darein? Habt Ihr etwa an Herrn Gülich Etwas auszusetzen, an seinem Stand, an seinen Vermögensverhältnissen? Ihr Splitterrichter! Ich, Herr Paul Nigge von Frankfurt, habe selbst Geld genug, und ein paar Tröpfchen patrizisches Blut mehr oder minder — pa, da muß man freie Gesinnungen haben. Versteht Ihr, Ihr Herren, nicht nur in Worten, sondern in der That. Und wenn Ihr klug sein wolltet, sollt Ihr künftig auch nur auf Euer Herz reflektiren, nicht auf etwas Anderes. Mein Stiefvater mag murren und zucken, mir ganz gleich. Ich bin einmal sicher, daß da nichts zu fürchten ist. Muß also dringend bitten, mich in meiner vorhabenden Absicht nicht im Geringsten zu perturbiren und mit Zweifeln zu molestiren. Ich bin einmal entschlossen!"

„Das ist Alles ganz gut," sagte Heinrich, „aber es frägt sich doch —"

„Ob sie nicht etwa schon versprochen sei? Gar keine Rede, so viel brachte ich schon vor einigen Tagen heraus."

„Aber seitdem könnte sich etwas geändert haben."

„Immer Bedenken."

„Und doch ist es so, lieber Paul, Margarethe ist so gut, wie verlobt," sagte Heinrich.

„Was —? Den Menschen bring' ich um!"

„Das glaube ich nicht, denn Ihr seid ihm überaus gewogen."

„Was gewogen? Ich bin Niemand überaus gewogen, als Euch Zweien, und vor Euch Zweien bin ich wegen Margarethens sicher!"

„Vielleicht doch nicht," legte Heinrich ein.

„Und dazu lächelt Ihr? Solltet etwa Ihr selbst? Ihr lächelt schon wieder? Also haltet Ihr mich doch zum Besten?"

„Nein es ist voller Ernst."

„Ernst? Ihr macht mich ganz verrückt! Also wirklich Ihr —?"

„Nein, ich nicht — da unser liebtheuerer Freund Norbert —"

„Wie — was — was hör' ich? Er soll so gut — so gut wie verlobt sein — und — und mit Margaretha Gülich —?!"

„Ich bemitleide Euch von Herzen, aber es ist so."

Wer auf den nächsten Stuhl sank, war Herr Paul Nigge.

„Es ist so —?" stammelte er, einen ganz verzweifelt fragenden Blick auf Norbert richtend, welcher ruhig zunickte und dann, Angesichts des sichtbaren Schmerzes des Herrn Paul Nigge, theilnamsvoll näher trat.

Lieber, bester Paul," sagte Norbert, „ich bedauere von ganzem, ganzem Herzen, wenn Ihr Euch eben diesmal Hoffnungen machet, diesmal wirklich tiefer empfändet, als in allen früheren Fällen. Und daß Dies möglich sei, begreife ich recht wohl. Euer Auge ist feucht. Wie weh thut mir Das, der ich Euch trotz mancher Scherze, die ich mir erlaubte, so wahrhaft gewogen bin. Aber ich weiß Euch keine Hülfe, als daß Ihr Euch männlich faßt und in Anschlag bringt, Margareth habe mindest ein Herz gefunden, welches sie hoch ehrt und schätzt, und kein fremdes, sondern ein Euch befreundetes. Ja, ja, was Heinrich sagte, ist wahr. Dieser Abend war entscheidend — meine Hand darauf."

Paul Nigge drückte sie ihm heiß, raffte sich auf, wischte über die Augen und wollte zur Thüre hinausstürzen.

Schon halb draußen hielt er ein und kehrte zurück.

„Und von dem ganzen Plan hat man mir nichts gesagt?" rief er mit plötzlich sehr bedrohlicher Miene. „Wißt Ihr, daß mich Das, trotz meiner Theilnahme für Freundesglück, auf das Höchste beleidigen muß? Wie, wenn ich Euch heute nicht besucht und morgen um Mittag meinen Werbeversuch gemacht hätte! Welche Enttäuschung, welcher Hohn, welcher Spott? Ist Das Freundschaft?"

„Aber wie konnten wir denn ahnen, daß Ihr Absichten habt?" beschwichtigte Heinrich.

„Das ist auch wieder wahr. Aber die Freundschaft hätte Euch schon allein zu einer Mittheilung verpflichtet."

„Kann doch nicht unbedingt zugegeben werden," sagte Jener. „Uebrigens wußte ich selbst bis in die letzte Zeit nichts Gewisses, und als ich Etwas erfuhr, wart Ihr schon weggeblieben."

„Richtig, da war ich schon weggeblieben." Paul sah zu Norbert. „Und mit Eurem Oheim Alles im Reinen?"

„Alles, lieber Paul."

„Nun denn, weil Ihr mein Freund, der Glückliche seid, will ich mich zu trösten suchen," sagte Paul hochaufathmend und setzte in großer Rührung bei: „Nichts für ungut, daß ich noch alterirt bin! Weil Ihr mir aber, ob auch wider Willen, einen größeren Verlust bereitet habt, als Ihr vielleicht glaubt — denn ohne Euch zum Nebenbuhler zu haben, wäre ich hoffentlich doch zum Ziel gekommen — so macht es mit etwas Anderem gut. Gewährt mir, wonach es mich längst verlangt. Gewährt mir's, dann will ich glauben, daß Ihr bei all Euerem früheren Spott nicht nur von Oben auf mich schautet, sondern daß es immer nur wohlgemeinter Scherz wahrer Freunde gewesen sei. Seht, ich bin eine gute Seele, schwärme für Euch, Eueren Freisinn trage auch ich im Herzen, also laßt uns künftig noch näher kommen — schenkt mir das liebe, brüderliche Du!"

„Mit tausend Freuden," sagte Norbert, „komm' her, du hie und da toller Kauz, aber du Seele voll Biederkeit, laß' uns Eins sein für das ganze Leben!"

„Nimm auch mich als Bruder," sagte Heinrich, „ich liebe dich von Herzen und ehre deine schönen Grunsätze!"

Einer nach den Anderen umfing Paul und küßte ihn, was er begeistert entgegnete.

„So jetzt trag' ich für mein Unglück doch einige Consolation davon," sagte er. „Schade, daß du, Norbert, leider wenig mehr zu haben sein wirst — denn bei verlobten Leuten nehmen die Zusammenkünfte unter Freunden ab, und bei Verheiratheten läßt es dann meist ganz aus. Davor war mir, alles Andere abgerechnet, auch immer bang. Nun, Margarethe wird doch ein wenig nachsichtig sein —"

„Sei unbesorgt," tröstete Norbert, „wenn wir auch nicht mehr so oft am Rhein ab und zu gehen, sehen wir uns doch oft genug, und bis ich Margarethe zum Altar führe, kann es lange, lange währen. Der Oheim sagte wohl gerne ja, aber — nun du sollst Alles genau erfahren!"

„Nun gar zu grausam wird er nicht sein," entgegnete Paul. „Ein Wenig aber kann dir nicht schaden, es ist das eine kleine Satisfaktion für mich. Nun also und bist du im Ganzen oft nicht lange zu haben, tröste ich mich eben damit, daß doch Heinrich —"

„Auf mich wirst du nicht mehr viel rechnen dürfen," sagte Heinrich. „Ich habe mich entschlossen, nach Amsterdam zu gehen und die Commandite einzurichten, welche mein Vater längst wünscht."

„Was, du willst fort?" fiel Paul ein. „Schrecklich. Auch das noch!"

Er drückte Beiden die Hände, küßte sie und eilte hinaus.

„So laß' dir nur leuchten" — ließ ihm Heinrich folgen.

„Ist mir hell genug — Dank — Dank!"

Er eilte die Treppe hinab. Nicht allzuweit Unten polterte es bald.

„Da haben wir's" — rief Heinrich.

„Bin nur ausgeglitscht," kam's herauf. „Dein alter Kater ist mir in den Weg gekommen — gute Nacht —!"

Recht wehmüthig klang es, das gute Nacht. Nach wenigen Augenblicken ließ ihn der alte Theobald zum Hause hinaus.

Die beiden Anderen blieben Oben noch einige Zeit bei einander. Dann verließ auch Norbert den „Wolkenburgerhof", schritt rasch dahin und wandte sich noch einmal zum Hause Gülich. Einen Blick der Liebe entsandte er und die Wonne des heute Erlebten ließ er an seiner Seele vorüberziehen — —

---

Einige Tage später hatte Margarethe von Seite der nächsten Freunde des Hauses Glückswünsche empfangen — als vom Doktor Absberg, Pater Thomas und anderen Männern und Frauen. Auch der alte, ehrliche Handelsmann, wenn man ihn so nennen konnte, der Clasen, war gekommen und hatte in Bescheidenheit seine Freude an den Tag gelegt. Daß sich bei der eigentlichen Verlobung auch Herr Bernhard Dresen einstellte, ist selbstverständlich. Eben so, daß der ganze

Vorgang, wie erwartet, viel Gerede unter den Kölnerjungfrauen erregte, gar manches Näslein gerümpft wurde, und man sich Vielerseits der Ueberzeugung hingab, daß aus der Sache schließlich doch nichts werden könne — —

Während dieser Zeit traf Heinrich Thonet seine Anstalten zur Reise, welche wieder ein Schlag für die Kölnerjungfrauen war.

Acht Tage später galt es, die Reise anzutreten.

Der Abschied der Freunde in Gegenwart des alten Herrn Thonet und Dresen war hart, trotzdem Heinrich versprach, wenn möglich in Zeit eines Jahres, auf Besuch zu kommen.

Bei der letzten Umarmung dankte Norbert dem Scheidenden für Etwas noch innig.

Heinrich war nämlich, auf des glücklichen Freundes dringlichen Wunsch, „Mitzeuge" bei der Verlobung mit Margarethe gewesen und hatte derselben in edelster Weise seine Freude über das Ereigniß ausgesprochen. Andererseits war Heinrichs ganze Stimmung sichtlich so heiter und ungezwungen erschienen, daß Norbert völlig überzeugt wurde, er habe sich doch wohl völlig im Irrthum befunden, wenn ihm früher durch den Sinn ging, ob nicht etwa Heinrich selbst an Margarethe gedacht habe.

War der Abschied Heinrichs vom Vater, Herrn Bernhard Dresen und Norbert von Rührung begleitet, so trennte sich Paul Rigge mit lauten Aeußerungen seines Schmerzes, woran sich verschiedene Bitten knüpften,

ihm dies und Jenes von früherher nicht für ungut zu nehmen. Worauf er sich losriß, um den schwersten Augenblick zu vermeiden. Er kam aber noch einmal zurück, wiederholte eine Umarmung zum dritten- oder vierten Male und wandte sich dann wieder rasch, wobei er, weil er vor vielen Thränen nicht recht sah, beinahe über eine Tonne gestürzt wäre.

Einige vierzig Schritte entfernt, stand er still, sah zurück und grüßte heftig mit dem Taschentuch.

Auch Norbert sah dem Schiff lange nach und mehrmals erhob er die Hand zum Scheidegruß — ihm entgegen Heinrich die seine — — der Herr Dresen grüßte auch noch — und sicher mit aller Wärme der klapperige Vater Thonet, indem er dabei die linke Hand an die Augen hielt, damit ihn die Sonne nicht blende, obwohl er seinen grünen Schirm aufgesetzt hatte — —

## Weihnachtsfreuden.

So war Heinrich Thonet von Köln fort. Ein paar Wochen später meldete ein Brief dessen glückliche Ankunft zu Amsterdam und mehr Anderes.

Um diese Zeit strich der Nordwind schon durch die Lande und trieb das dürre Laub durch die Wälder.

Dann kam bald der Schnee — und Weihnachten rückte heran.

Da hatte sich Norbert mit Frau Anna benommen, wie er Margarethe mit einigen Geschenken überraschen könne. Auch vom Vater Gülich, vom Oheim, welchen leider kleines Unwohlsein an der Theilnahme hinderte, war ihr Mehreres bestimmt, und was Norbert bei aller Schlichtheit der Spende höchst werthvoll erschien, das war Etwas aus ganz fremder Hand.

Margarethe hatte auch eine Ueberraschung im Sinn und in der Annahme, Norbert werde sich an dem Abend früher, als gewöhnlich, in der Rückstube einfinden, ihre Geschenke in der „Studierstube" des Vaters um einen Weihnachtsbaum auf den weißgedeckten Tisch gelegt. Norbert aber, welcher von der Mutter Anna wußte, daß sich Margarethe gegen Abend mit der Cordula von Haus entfernen werde, um Verschiedenes als Weih-

nachtsgabe zu armen Leuten zu tragen, hatte sich fragliche „Rückstube“ gewählt und jener fremden Gabe einen nicht leicht übersehbaren Platz angewiesen. An sich bestand dieselbe aus einem ganz einfach geschnitzten Marienbild, aber einen gar liebfrommen Ausdruck hatte das Angesicht der Gottesmutter.

Norbert war mit allen seinen Anordnungen zu Ende, als Mutter Anna an der Thüre meldete, Margarethe komme so eben die Treppe herauf, und sich dann der Kommenden zuwandte.

„Norbert schon da, Mütterlein?“ klang es herauf.

„Ja Kind, ist schon da.“

„Cordula,“ flüsterte Margarethe, „jetzt geht nur sogleich in des Vaters Stube und zündet an!“

Dann setzte sie ihren Weg fort und kam oben an, wo sie Frau Anna und Norbert empfingen.

„Guten Abend, guten Abend, lieber Norbert. Aber so im Dunkeln!“

„Wir vergaßen in der Eile“ — sagte Norbert.

Im selben Augenblick öffnete Barbara die Thüre — und ein reicher Glanz von Lichtern strömte Margarethen entgegen.

In frohester Ueberraschung schaute sie in die Rückstube zum weißgedeckten Tisch mit vielen schönen Spenden und lehnte in wortloser Rührung an Norbert, der sie umschlang und ihre Rechte an seine Lippen drückte. Dann führte er sie herein und bezeichnete auf ihre froh hastigen Fragen den Spender des einen und anderen Angebindes.

„Ach so Viel — und so Schönes," sagte sie — „ach und das liebe Geschnitz — wer beschert mir denn dies? Gewiß auch du, Norbert!"

„Nein," fiel er mit freudiger Wärme ein. „Daß es aber da ist, dafür nimm meinen innigsten Dank, denn es ist ja ein neues Zeugniß deines schönen Herzens. Sieh, die arme, alte Kernten war da, mit ihr die kleine Penz Marianne, das anmuthig bleiche Kind, und sagten, sie möchten dir für so viele Wohlthaten auch einmal Etwas geben. Ihrer Zehne, die dir viel Dank schulden, hätten zusammengelegt, und es beim alten Raudolph machen lassen. Das möchtest du freundlich annehmen und Gottes Segen wünschten sie dir Alle aus vollem Herzen!"

Margarethens Augen wurden feucht.

„Ich hätte ihnen gerne mit Etwas erwiedert," fuhr Norbert fort, „aber sie nahmen nichts an. Und ich bereue beinahe, Etwas geboten zu haben, denn der Augenblick war nicht der bestgewählte. Nun ich werde eine Gabe durch dich senden —"

„Du guter Norbert," unterbrach Margarethe, „erst vor Kurzem gabst du mir ja schon eine nicht unansehnliche Summe, damit ich sie zur Festzeit an die mir bekannten Aermsten vertheile. Die Zwei, welche da waren, sind die Aermsten, und während sie nun da zu Euch kamen, bin ich in ihrer Behausung gewesen. Jetzt sind sie wohl wieder daheim, haben es gefunden, was von dir kömmt — und dazu legte ich noch Etwas von meiner Hand. Weniges, aber es ist doch auch von

Nutzen — denn der Winter ist gar kalt, und da friert die armen Leute in die Hände und in die Füße."

„Ja freilich," jubelte Norbert, „in die Hände und in die Füße friert es sie, und das darf nicht sein — das leidet meine gute Margarethe nicht!"

So fiel noch gar manches freudige Wort, wobei Jedes der Mildthätigkeit des Anderen den Preis zuschob, die eigene aber nur als Erfüllung der Pflicht bezeichnete — bis die Blicke wieder auf die übrigen Geschenke fielen.

Mit gewohnter Redseligkeit schilderte hiebei Frau Anna Gülich die besonderen Verdienste eines und des anderen Gegenstandes, insbesondere eines recht guten Gewandstoffes, Geschenk der Großmutter, und eines nicht minder trefflichen von Seite Vater Gülichs und des alten Herrn Dresen.

„Aber ich weiß nicht, wo der Vater bleibt!" sagte die Mutter Anna recht verlegen. Er hat mich gewiß mißverstanden, der Zeit wegen. Ja lieber Gott, er war so voll Gedanken. Nun er muß doch bald kommen. Laßt Euch die Freude nicht stören — da sieh 'mal, Margareth, und da —"

Margarethe war zu feinfühlend, um auf das Verspäten des Vaters einzugehen, und ergab sich freudigst allseitigem Dank, bis ihr Blick mit einem Mal auf einer bisher unbeachteten Stelle haftete.

„Was ist denn hier?" fragte sie. „Sonderbar — da liegt ja gar eine kleine Tafel von Holz unter dem Linnenzeug!"

„Ja das finde ich recht sonderbar," sagte Norbert. „Weiß der Himmel, wie die daher kam. Frau Barbara, solch Etwas gehört doch nicht zur Bescherung!"

„Weiß nicht," war die Entgegnung, „könnte aber doch wohl sein —"

„Könnte doch wohl sein?" entgegnete Jener. „Ja dann sollte man doch zusehen, was es damit ist."

Aber Margarethe kam ihm zuvor, wandte das Täfelchen — und im milden Ausruf freudigster Ueberraschung sah sie auf dasselbe.

Es war Norbert's Bildniß.

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thüre, zugleich öffnete sich dieselbe ein wenig, und das alte Haupt der Cordula wurde sichtbar, wozu die Worte ergingen:

„Ach, ist das eine Pracht! Aber Jungfer Margarethe, wenn Ihr nicht bald —"

Margarethe winkte, von Norbert unbemerkt, rasch ab und entbot die Cordula herein, die ganze und auch die ihr selbst bestimmte, kleine Bescherung zu sehen. Zugleich bemühte sie sich, das Bild Norbert's den Blicken der Angekommenen zu entziehen. Nichts desto weniger bemerkte es Dieselbe und rief gerade aus: „Das ist ja Herr Norbert Dresen! Nein schöner hätte es nicht —"

Sie hätte gewiß noch mehr gesagt. Aber ein recht gebieterischer, neuer Wink Margarethens that ihr glücklicher Weise Einhalt, worauf sich Letztere an Norbert wandte, ihm wiederholt für die Freude dankte, welche er ihr besonders mit seinem Bildniß bereitet, und sagte:

„Für so Vieles möchte nun auch er das Wenige annehmen, was sie ihm zugedacht habe, und bis es von Cordula geordnet sei, bitte sie ihn, mit ihr und den Anderen in des Vaters Studirstube zu verweilen.“

„Also auch mir wird beschert,“ sagte Norbert gerührt. „Ah da leiste ich freilich gehorsamste Folge — kommt nur Alle. Cordula, macht Euere Sache nur recht schön, will schon dankbar sein für die Mühe. Halt, ein Licht müssen wir doch mitnehmen, in Herrn Gülich's Stube ist es ja wohl finster!“

Er nahm das Licht.

Als Margarethe mit ihm hinaus trat, blies sie es rasch aus.

„Ei, du Schalkhafte?“

Er hatte das Wort kaum gesprochen, als sich schon die Thüre an Herrn Gülich's Gemach öffnete — und Lichterglanz entgegenstrahlte, wie früher drüben.

„Margarethe“ — rief Norbert, „wie schelmisch, mich so zu täuschen!“

„Nicht wahr, sehr schelmisch?“ sagte Jemand, welcher eben am Ende der Treppe anlangte. Es war Herr Niklas Gülich. „So viel ich sehe, habe ich mich ein wenig verspätet, aber es war mir rein unmöglich, früher zu kommen. — He he, thut nichts, so komme ich doch noch zur Sache des Herrn Norbert recht, und da drüben steht ja auch noch Alles in Glanz und heiligem Schimmer. Nur eintreten, bitte ich, nicht stören lassen, ich folge.“

Alle traten in seine Studirstube. Er zuletzt. Schon aus dem einzigen Grunde, weil die Cordula, welche

kichernd gefolgt war, ihn zurückhielt und ihm von Norberts Bildniß und der frohbefremdlichen Entdeckung desselben sagte. Und das war nicht das Einzige, was sie ihm zuwisperte.

„Ah das ist ja sehr gut!" antwortete er —

Mittlerweile hatte Norbert das Auge schon viel prüfend und anerkennend auf die schlichten, lieben Geschenke Margarethens gelenkt, als es plötzlich an einer Stelle haftete.

„Was ist denn hier?" sagte er. „Ist da unter der Krause nicht —da ist ja gar eine kleine Tafel von Holz. Gehört denn die — was fällt mir bei!"

Rasch nahm er sie auf und wandte sie.

„Margarethe, dein Bildniß!" rief er. Voll Entzücken umfing er die Geliebte. „Und wer hat das gemalt? Wie kann ich fragen — Niemand als der alte Wallraff. Ah, jetzt begreife ich, weshalb er mehrmals so sonderlich lächelte."

„Ei," fiel Margarethe ein, „das bemerkte ich auch mehrmals."

„Nun, siehst du, er ist uns gegenseitig auf die Spur gekommen. Du hast ihm natürlich auch Alles verrathen —"

Ein froher Zwist über früher oder späteren Verrath erhob sich, bis Herr Gülich die Sache für unentscheidbar erklärte und sich mit Allen in die Rückstube begab, um die dortigen Schönheiten, wie er es nannte, zu bewundern. Was er auch mit bei ihm seltener Wärme, aber gleicher Kürze des Ausdruckes that. Insgleichen äußerte er sich, nochmals in seine Stube eilend, über ein

und das andere Geschenk Margarethens für ihn, wozu er so artig war, bei der Rückkunft alles Diesseitige wiederholt zu betrachten und zu loben. Kurz, Herr Gülich war augenblicklich sehr erfreut, und auch später beim Abendimbisse, welcher im Nebengemach der Rückstube aufgetragen wurde, ungemein heiter.

Wobei er einfließen ließ:

„Norbert könne ihn sehr verbinden, wenn er Großmutter, Frau Anna und Margarethe zur Christmette in Sankt Alban begleite, oder sie doch wieder von dort heimführen wolle, indem er diesmal, leichten Unwohlseins wegen, nicht zur Kirche gehen könne.“

Norbert nahm sich in seiner glücklichen Stimmung keine Zeit, das Unwohlsein Gülichs näher zu prüfen, und so verflossen noch mehrere Stunden, bis er sich zur vorläufigen Heimkehr anschickte, wobei er Margarthens Bildniß nebst seinen übrigen Angebinden begreiflich mit sich nahm.

Als es sich um die Begleitung handelte, ließ es sich Gülich nicht benehmen, ihm, zur Seite Margarethens, mit Licht bis an die Hausthüre zu folgen, wobei er der Betheuerung Norberts, dieser Abend sei der schönste seines Lebens gewesen, mit freundlicher Geberde und artigsten Verbeugungen auch für seine Person beistimmte. Hierauf gönnte er Margarethen, noch ein paar vertrauliche Worte mit Norbert zu sprechen, begab sich unter nochmaliger Verbeugung die Treppe hinauf und verfügte sich sogleich mit Licht in seine Studirstube.

Bald folgte ihm Margarethe.

„Bleibt Ihr schon hier, lieber Vater?“ fragte sie.

„Ja, Kind,“ war Gülichs Antwort, während er den Weihnachtsbaum Norberts vom Tisch setzte, „'s ist ja spät genug.“

„Aber ohne gute Nacht drüben?“

„Ja so! Richtig, ich will noch gute Nacht sagen.“ — Er begab sich ziemlich rasch in die Rückstube, wobei er die weiße Decke und sämmtliche Leuchter mitbrachte, deren Kerzen den Glanz der Bescherung Norberts vermehrt hatten, und sagte: „So — jetzt ist nichts mehr drüben — gute Nacht, Großmutter und Frau! Gute Nacht Margareth“ — sagte er, wieder in seine Studirstube kommend, „es war schön, recht schön. Freut mich, daß Ihr so viele Freude hattet, und nochmal vielen Dank für Das, was du mir beschert hast.“

„Und tausend Dank für Das, was Ihr mir bescheret, lieber Vater!“

„Schon recht, schon recht. Ist nicht der Rede werth. Ja wenn ich ein anderer Mann wäre, dann hättest du vielleicht Grund, dann solltest du sehen.“

„Als ob nicht das Geringste von Euerer Hand größten Werth für mich hätte!“

„Weiß, weiß, bist ein dankbares, gutes Kind, freut mich. Nun, wenn du mir denn durchaus die Hand küssen willst — ich weiß gar nicht, was dir ist. Gerade, als ob du dich verletzt fühltest. Hab' ich dir denn etwas Unangenehmes gesagt, oder dem Norbert? Sag's mir doch, ich kann mich wirklich an nichts erinnern.“

„Auch ich nicht,“ flüsterte Margarethe. „Aber mir ist, trotz Euerer lieben Betheuerungen, als ob Euch

der ganze Abend lästig gewesen, als ob Ihr froh wäret, daß er vorbei sei."

„Was für Reden das sind. Ich kann mich doch nicht so froh zeigen, wie ein Kind. Gute Nacht, sag' ich, darfst glauben, du täuschest dich! Wunderschön war es, herzerfreulich, mein Wort darauf."

„Nun denn, wenn Ihr es so bestimmt aussprecht, gebt Ihr mir den frohen Sinn wieder. Ruht sanft, lieber, lieber Vater, der mich so glücklich gemacht!"

Margarethe verließ die Schreibstube, wobei ihr Gülich bis zur Thüre folgte.

Er schloß dieselbe, streifte mit den Fingern über die Stirne, ging auf und ab und raunte Etwas vor sich hin.

Es bezog sich theils auf die heute stattgehabte Bewegtheit im Hause, theils auf die vielen zarten Gemüthsäußerungen, besonders auch darauf, daß er gezwungen gewesen sei, seine Studirstube zum Mitschauplatz der Bescherung dienen zu lassen.

Nun ja es war ihm ganz lieb, daß sich die Anderen gefreut hatten.

Aber wirklich — das Liebste von Allem war ihm, daß jetzt Alles vorüber.

---

Als Norbert, während heftigen Schneegestöbers, kaum das Haus verlassen hatte, hielt er vor einer mantelumhüllten, von Oben bis Unten eingeschneiten Gestalt ein, welche ihm den Weg zu vertreten schien.

„Wer da?" fragte Norbert. „Wie, du, Paul? Was hast du denn da zu thun in dem Wetter?"

„Das weiß der Himmel," entgegnete Paul, den Schnee mit Gewalt vom Mantel schüttelnd und den Hut schlenkend, worauf er ihn wieder aufsetzte. „Nichts für ungut. Ich kann dir nur so viel sagen: Es litt mich zu Hause nicht lange ganz allein. So bin ich dahin und wieder dorthin im verteufelten Schneewehen getappt und habe zu den Fenstern geschaut, zuletzt da am Haus Gülich. Ei da war ja große Beleuchtung, rapportire mir doch!"

Norbert gab flüchtigen Bericht, insbesondere vom Bildniß Margarethens, und Paul Nigge versprach, des nächsten Tages möglichst früh zu kommen, damit er es sehe. Was die übrigen Geschenke betraf, nöthigte er sie Norbert ab, um sie bis zum Hause des Oheims zu tragen. Dort angekommen, gab er sie zurück, indem er unbemerkt Etwas hinzufügte, worauf er gute Nacht sagte und im Schneegestöber verschwand.

Als Norbert in seiner Stube ankam, Licht machte und dann die Geschenke Margarethens auf den Tisch legte, fiel ein ihm unbekanntes Paquet und ein Brief heraus, welchen er sogleich öffnete.

Darin stand:

„O Freund, nimm nicht für ungut — daß ich an diesem Tage
Mit einem Angebinde — zu approchiren wage,
Damit, wie wenig kostbar — auch sei ein solch Geschenk,
Du sehest, wie in Treue — ich Deiner stets gedenk'."

„Lieber Norbert, ich habe überall Inspektion gehalten, aber nichts gefunden, was dir wohl anstünde, da du Alles hast, und wer weiß, bei Gülichs noch bekömmst. Ich kaufte also, woran etwa doch Niemand

dächte — ein Paar ganz schöne, holländische Handschuhe von den doppelt gesteppten mit Pulsaufschlägen von der neuen Façon. Nimm sie also freundlich an — und zumal auch, was ich in den einen hineingeschoben habe. Wann du vom Wallraff weggingst, bin ich zweimal sogleich darauf gekommen und habe trotz deiner abscheulichen Reservirtheit dein Geheimniß doch eruirt.

„Nicht Viel bleibt unergründet — auf dieser weiten Erden,
Was man dem Freund verhehlet — wird dennoch lautbar werden!"

„Dein Dir ewig treuer Paul Nigge."

Das stand da geschrieben.

Unter dem Namen sah man ein von mehreren kleinen Pfeilen entfernt bedrohtes „Herz", welches hingegen von Oben nach Unten von einem einzelnen, sehr großen Pfeile durchstochen war. In Mitte des Herzens erblickte man die Buchstaben P. und N. Oberhalb war ein ineinander verschlungenes, von einer Sonnengloria umgebenes M. G. und N. D. zu sehen.

Ueber den Sinn dieser Buchstaben und des Ganzen konnte kein Zweifel walten.

Norbert lächelte mild, nahm das zu erwartende kleine Conterfei des Freundes aus dem einen Handschuh, beschaute es theilnahmsvoll und summte vor sich hin:

„Wie er leibt und lebt. Aber ein mildwehmüthiger Zug in seinem Antlitz. Ja wohl, Margarethe — ihr Verlust geht dem Guten wirklich zu Herzen."

Ja tiefer, noch viel tiefer ging er ihm zu Herzen, als Norbert ahnte — —

---

## Zwei Freiheitsmänner — ein Dritter — und eine gefährliche Maid.

Ein strenger Winter war vorüber.

Den Kölnern hatte die Fastnacht diesmal reichen Tribut abgenommen. Viele frohe und Lachen erregende Masken hatten sich einzeln ab- und zu getummelt oder abenteuerlich drolligen, ganzen Zügen angeschlossen. Mitten unter ihnen waren aber auch da und dort Gruppen erschienen, welche unverkennbaren Spott und Groll über städtische Zustände verkündeten. Die Menge hatte gelacht und gejohlt — ein kleiner Theil der Höheren beifällig zugeschaut — der andere, mit der Sache nicht so zufrieden, dergleichen gethan, als verstünde er gar nicht, was da gemeint sei.

So war die Lustbarkeit nicht gestört worden, bis Aschermittwoch der Narrheit ein Ende machte — —

Um Geraumes später meldete sich der Frühling.

An einem recht milden Abend dieser Zeit schritten zwei nicht unansehnlich gestaltete Herrn, ihrer Gewandung nach zu den Oberen der Stadt gehörig, langsam dem Gitter entlang, welches die Immunität des „Minoriten-Klosters" umschloß.

Plaudernd bogen sie um die Ecke desselben, gingen an dem prächtigen, gothischen Spitzgibel der Kirche vor-

bei und traten in die enge Gasse ein, welche zwischen der „Rechtsschule" und der dazu gehörigen „Kronenburse" einerseits, dem „Laurentianer-Gymnasium" und dem schon damals uralten Brauhause „zum Salzrump" andererseits, über die „Hochschmied" zur „Straße am Hof" hinführte.

Die beiden Spaziergänger waren die zwei Freunde des alten Bernhard Dresen — der Syndikatspräses Judendunk und der Notar, Doktor Hesselmann, Beide des Rechts Doktoren.

Vertieft in ihr Gespräch, bemerkten sie erst, wohin sie gerathen seien, als der Schein einer Laterne, die an einem Arm von kunstreicher Schmiedearbeit weit in die Straße hineinragte, ihnen anzeigte, daß sie vor dem Hause „Mirweiler" seien. Mit seinem prächtigen Wachtthürmchen stand dies Patrizierhaus trutzig am Eingange der Straße „unter Tuchmacher," und das Licht brannte vor einem Muttergottesbilde, welches hoch unter dem fein gearbeiteten, steinernen Baldachin thronte.

Sie standen still, boten sich die Hand und trennten sich — worauf Hesselmann, der Jüngere von Beiden, durch das „Bechergäßlein" seinem Hause in der „Lintstraße" zuschritt, der Erstere aber, dessen Haupt die Spuren ziemlich vorgerückten Alters aufwies, sich nach dem „Rathhaus" wandte, in dessen unmittelbarer Nähe er seine Wohnung hatte.

Wie in nochmaliger Ueberschau des Gespräches von vorher vertieft, ging Herr Judendunk gemessen die „Bürgerstraße" hinan. Flüchtiger verfolgte Hesselmann, ziemlich viel umherschauend und leutseligen Blickes, seinen Weg über den von vielem Volk belebten „Altenmarkt", wobei

er den Gruß zahlreicher Bürger, welche an den Hausthüren standen, frischweg und vertraulich erwiederte — während der Andere, vor welchem sich fast noch mehr Hüte und Krempmützen neigten, nur mit freundlich ruhigem Nicken dankte.

Aber wenn sie Gegenstand freudiger Aufmerksamkeit des Volkes waren, so traf sie von dem und jenem Erkerfenster herab mancher um so weniger günstige Blick der Bürgermeister, der meisten Rathsleute und ihrer Gesippten, deren Theil nur bei dem „jetzigen“ Regimente Blüthe treiben konnte.

Allerdings glaubte die herrschende Partei nicht, daß jene beiden Männer die jetzige Sachlage völlig verändern wollten, sondern sich mit einigen leichter zu verschmerzenden Erfolgen begnügten, wofür sie denn doch den Beifall des Volkes einernteten. Aber schon die geringsten Erfolge waren zu viel, und die Mittel, deren sich Judendunk und Hesselmann zu bedienen schienen, um jene Volksgunst zu nähren, sehr unliebsam.

Man wußte nämlich, daß die bewußten Fastnachtsscherze von Seite jener Herren ziemlich deutlich „erklärt“ worden seien und daß man sich in heiterer, fast anerkennender Weise darüber ausgesprochen habe. Keine Frage, daß ein solches Lob den Muth der Frevler erhöhen, und sie zu künftigen Wiederholungen herausfordern mußte, und daß es also den zwei Herren immer mehr möglich werde, sich an den Trägern der höchsten Gewalt zu reiben — und zwar nicht nur in Scherz und Spott, sondern gelegentlich auch auf ernstere Weise. Wirklich war auch, nicht lange nach jener Maskerade,

gar manches recht unbequeme Gewisper und Gemurmel zu Köln aufgetaucht — ungerechnet, daß in der und jenen Zunft noch viel lauter und schonungsloser, als schon vorher, verhandelt wurde.

Man schien höherer Seits auch hierauf nicht zu achten. Man that es aber doch — um so mehr, als jene Zwei auch derlei Vorgänge wieder in's Gespräch zogen — und als das Unangenehmste erschien, daß sich Denselben immer Mehr' und Mehrere jener Rathsglieder anzuschließen schienen, welche nach der „rechten" Rathsregel gewählt worden waren.

Wenn sich nun die hochwaltende Partei der Meinung hingab, daß Judendunk und Hesselmann um Volksgunst bemüht seien, so irrte sie keineswegs; wohl aber darin, daß sie dieselbe zu einem so geringen Ziel benützen wollten. Denn es lag diesen Herren nicht daran, nur da und dort zu bessern und im Uebrigen zu reizen und zu ärgern — sondern daran, nacheinander wesentliche Reformen herbeizuführen, und um in dieser Beziehung mit immer größerem Nachdruck verfahren zu können, wollten sie zuerst die öffentliche Stimme völlig für sich haben. Auf ein wenig mehr oder weniger Aufgeregtheit legten sie keinen Werth und, trotz vieler warnenden Beispiele aus dem deutschen Städteleben der Vergangenheit, dachten sie an Alles eher, als daß die Menge, deren wachsender Beifall ihnen die Zügel mehr und mehr in die Hand geben sollte, sie ihnen etwa auch wieder entreißen könne, um sie beliebig selbst zu führen.

So hatten sie denn verschiedenen Männern Aufmerksamkeit geschenkt, deren Art denn doch nicht sichere Bürg-

schaft bot, daß sie die vertrauensvollen Worte gehörig zu schätzen und die gewünschten Schranken ihrer Thätigkeit nie überschreiten würden. Es waren dies die Zunftleute Sachs, Meshov, und Andere. In diesem Heranziehen von Volkskräften wollten sie noch weiter gehen, und auf wen man da zu blicken habe, nachdem man die Besagten — besonders aber Herrn Niklas Gülich — für sich habe, das war der Inhalt des heutigen Abendgespräches gewesen.

Ganz zuletzt hatte man sich dahin geeinigt, der Letzgenannte werde in der Sache am Besten zu rathen wissen, und es fehlte nicht an der wiederholten Werthschätzung seiner Fähigkeit, dem Volke mehr und mehr Kenntnisse über Rechte und Gesammtwesen beizubringen, nach Bedarf eine höhere Erregtheit zu veranlassen und derselben wieder Einhalt zu thun. Sämmtlich für Eifer und Folgsamkeit in Anregen und Zurückhalten sollte ihm dann seiner Zeit ein mittleres, aber einträgliches Amt zu Theil werden, und sie versahen sich deshalb im Voraus seines lebhaftesten Dankes.

Aber sie, die das Gute und Gülich als ihr Mittel dazu nützen wollten, kannten gerade ihren werthvollsten Mann nicht gehörig.

Er wollte, wie sie, Veränderung der ganzen Sachlage, und eine warme Liebe für Freiheit, oder nennen wir es im Falle für gründliche Rechte des Volkes, war damit ohne Zweifel verbunden. Aber es lag ihm ferne nur als Werkzeug dienen zu müssen, welches man etwa beliebig wieder bei Seite legen könne, wenn man mit einigen, vielleicht kaum halben Erfolgen zufrieden wäre —

und eine beliebige Abfindung mit irgend welchem untergeordneten Amte gefiel ihm eben so wenig. Er war zu tief von jenem unheilvollen Zorn entbrannt, daß ihn das Schicksal bisher in eine unbedeutende Lebenslage eingeschränkt habe, während er sich zu Größerem berufen fühlte. So wollte er sich nicht, wenn man seine Fähigkeiten benützt hätte, wie ein anderer Lazarus, mit etlichen Brosamen der Gunst abspeisen lassen, während Andere an der reich besetzten Tafel des Ruhmes säßen. Deshalb dachte er rastlos daran, um jeden Preis an Ansehen zu gewinnen, jene Partei seiner Gönner — im Grunde aber mehr die eigene — zu vergrößern und ihr solche Liebe und unbedingten Gehorsam abzuringen, daß es rein unmöglich würde, ihm etwas Unbedeutendes anzutragen, ohne der ihn bewundernden Menge vor den Kopf zu stossen.

Deshalb aller Orte in der Stadt weise Rathschläge, Herablassung, manches Mal sogar Brüderlichkeit bis zum Niedersten, Bedauern über Mißgeschick durch häusliches Leid, Verluste oder Steuerdruck — dann wieder ein wichtiger, gewissermassen prophetischer Hindeut auf die Zukunft, die ihm nicht unbekannt sei — und zu Allem: Freigebigkeit, so weit nur seine Mittel reichten.

Das wahre politische Ansehen aber förderte er durch seine gelegentlichen Reden auf Zunfthäusern, besonders dem der Ritterzunft „Himmelreich," wobei es ihm an keiner der Künste fehlte, mit welchen seine Zuhörer zu fesseln und zu erregen waren. Hatte er sich da mit Seitenblicken auf die Gefahr — gleichwie vor dem deutschen Kaiser, so dem Churfürsten, andrerseits dem

französischen Ludwig — expektorirt, so kam er wieder auf Klagen über die inneren Zustände und lobte Jüdendunk und Hesselmann ungemein. Er versäumte aber gelegentlich nicht, den Wunsch anzudeuten, es möchten die zwei „vornehmen" Herren, welche so schöne Gesinnungen bewiesen, auch gewiß tapfer „ausharren," damit man etwas gründlich Gutes erreiche und eine wirklich „goldene" Zeit für die edle Stadt Köln, deren Bewohner an Werth über Allen im gesammten deutschen Reich stünden.

Hie und da zog er sich dann von den Versammlungen zurück, um ein anderes Mal desto freudiger empfangen zu werden, wenn er von selbst wieder kam, oder etwa gar entboten wurde. Zu solcher Auszeichnung trugen jene von Judendunk und Hesselmann genannten Männer, der reiche Tuchscheerer Meshov, der nicht minder reiche Gerber Westhof und der auch wohl bemittelte riesenhaft hoch' und breite, stolzblickende Handschuhmacher Abraham Sachs am Meisten bei. Welch Letzter mit seiner Donnerstimme den Verdiensten Gülichs eben so nützlich wurde, wie der fadendünne, süßlächelnde, stets heisere Meshov mit seinen feinen Auseinandersetzungen und der finster blickende Westhof mit seinen ungemein kurz hingeschleuderten Begutachtungen.

Wie gesagt, diese Männer unterstützten das Ansehen ihres Freundes auf den besagten Zunfthäusern oder in irgend einem abgelegenen Garten auf das Möglichste und um so sorgloser, als sie Gülich mit dem höchsten Ziel seines Ehrgeizes gewiß in keiner Weise bekannt machten.

Die Art und Weise der bald kürzeren, bald längeren Reden Gülich's selbst betreffend, so hatten sie zur Seite großer Kenntniß der Stadtverhältnisse und Rechtszustände, einen bedeutenden Anstrich weitgreifender Gelehrtheit, und tiefster Ernst wechselte in denselben mit schneidendstem Spott. Kehrte er dann, mit Beifall überschüttet, welchem er aber möglichst abwinkte, vom Sprechplatz zur Gesellschaft zurück, so war er dann plötzlich ganz harmlos, überraschend froher Laune beim Gezeche und wußte so lustige Vergleiche der schlimmen Stadtverhältnisse mit seinem eigenen Vermögen, oder umgekehrt, zum Besten zu geben, daß er seine reichen und wohlhabenden Freunde zu schmeichelhaften Anträgen, ihm dienlich zu werden, hinriß, welche er scherzend ausschlug — später jedoch annahm. Außerdem er beim Würfelspiel oder Gewette auf verschiedene Stadt- oder Rathsvorgänge unter Lachen seiner weniger unterrichteten und leichtsinnig verlierenden Umgebung nicht selten eine bedeutende Summe einheimste.

Mit einem Theile des so oder so Errungenen förderte er dann sein Verlangen, im Auge der unteren Volksklasse als Wohlthäter zu erscheinen.

Der andere Theil fiel seiner Familie zu, welche manches Mal recht befremdet war, wie viele „zufällig gute Handelsgeschäfte" er außer Haus abmache, und wie wenige daheim.

Er ließ sich aber da auf wenige Erörterungen ein. „Scharfes Auge für einen möglichen Vortheil, unbedingt und rasch gegebener Credit von Seite eines Freundes, um die erfolgreiche Sache unternehmen zu können" —

aus viel Mehr bestand seine Antwort nie. Höchstens, daß er mit einem flüchtigen Blick auf die Großmutter noch hinwarf: „Auf eine andere Weise könnte er sich allerdings leichter thun, und auch mehr gewinnen.“

Er zielte da auf die Habe der alten Frau Barbara.

Dann sprach er von Dem und Jenem, sah nach dem Wetter, nahm, wenn er früh genug gekommen war, das Abendbrod mit ein, blätterte in Briefen oder anderen Scripturen und verließ schließlich nach einem „gute Nacht,“ welchem es hinsichtlich seiner Frau jedenfalls an nöthiger Wärme fehlte, die bewußte Rückstube, um sich in die seine zu begeben.

Da studirte er, oder ging ab und zu, flüchtig an die Zeit denkend, in welcher Norbert das Geschäft des alten Dresen überkommen werde — oder erbe.

Das schien ihm manches Mal doch in recht weite Ferne gerückt zu sein. Denn obwohl Herr Bernhard im letzten halben Jahre ein paar Mal wirklich sehr unwohl gewesen, hinterdrein war er doch wieder gesund und muthig geworden, und von Uebergabe des Geschäftes war keine Rede — vom Heimgange des alten Herrn und vom Erben Norberts noch weniger.

Ei, das machte ihn meist sehr unruhig, ja grollig — wenn ihm nicht etwas mehr Freundliches einfiel, was er dann gerne im Geiste festgehalten hätte, wenn nur seine Frau, Anna, nicht gewesen wäre — —

Dies Freundlichere war Judith, die schöne Tochter des riesigen Abraham Sachs.

Sie zu sehen und der kühnen, muthwilligen Maid etwas Angenehmes zu sagen, war er schon sehr oft

zum Vater in's Haus gekommen. Herr Sachs hatte auch gegen sein unverkennbares Wohlgefallen gar nichts einzuwenden gehabt, und die sonst so stolze Judith selbst hatte seine Lobsprüche keineswegs hingenommen, als erinnere sie sich, daß er eine Frau habe.

Eine Handbewegung machte Gülich bei solchen Gedanken, als wolle er die angenehmen Bilder rasch verscheuchen, versenkte sich aber sehr oft doch wieder in dieselben, bis er schließlich einen Folianten vom Bücherrück nahm. Den schlug er auf und prüfte, wie es die Führer des Volkes in früheren Zeiten machten und besser machen konnten.

So hielt er es bis spät und ging dann öfters noch nicht zu Ruhe, sondern noch einmal von Haus.

„So spät noch auf eines der Zunfthäuser" — dachte seine gute Frau Anna, wenn die Hausthüre in's Schloß fiel, und sie darüber erwachte.

Ja wohl, manches Mal ging er noch dahin. Noch öfter in eine Schenke, wo er etwa Herrn Abraham Sachs noch zu finden hoffte. Er sprach zu gerne mit ihm von politischen Dingen, und den anderen Gästen war sein Eintreffen auch schmeichelhaft. Mit ehrerbietigen Grüßen, die er herablassend freundlich erwiederte, schieden später Diese, Einer um den Andern. Er selbst und Sachs aber hielten bis ganz zuletzt aus und sprachen dann auf dem Weg zur „Rheinstraße" noch immer von Politik — bis Gülich die Rede auf Judith zu lenken wußte und schließlich recht gute Grüße aufgab, welche der Herr Sachs mit ungestüm bereitwilliger und gewissermassen schalkhafter Weise aufnahm und richtig zu überbringen versprach. —

## Ueberraschung. — Waren wir denn auch so toll?

Als volle Lenzzeit kam, brachte Norbert seine Abende häufig im Gärtchen bei Gülich zu — die meisten nahm der Oheim in Anspruch, und nur hie und da konnte Jener eine Stunde Paul Rigge weihen, im Freien oder auch zu Hause. Bei einer der letzteren Gelegenheiten theilte er Paul mit, daß Heinrich früher sein Auge auf eine Jungfrau von Köln gerichtet, wegen derselben seinen Aufenthaltsort verändert habe, und daß alle Aufmerksamkeit, auf eine Spur zu kommen, fruchtlos geblieben sei.

Paul versäumte nicht, sogleich alle mögliche Betrachtungen anzustellen. Er kam aber eben so wenig zum Ziel, wie Norbert, indem bei allen zu Köln stattgehabten oder bald stattfindenden Verbindungen entweder die Bräute, oder die politischen Standpunkte der Väter von einer Beschaffenheit waren, welche mit Geschmack und Ueberzeugungen Heinrichs durchaus nicht zusammenzustimmen schienen.

„Nur so viel ist sicher", fügte er dazu, „daß er nach Allem, was du mir referirt hast, fortzog, um seine ursprünglich Auserkorene nicht mehr zu sehen, hin-

gegen ich einen ganz anderen Wunsch habe, den du mir auch concediren sollst, weil ich außerdem nie ganz zur Ruhe komme."

„Ich verstehe dich nicht ganz," sagte Norbert.

„Nun, das ist ganz einfach," entgegnete Paul. „Nimm mich hie und da mit in's Hausgärtlein zu Gülich! Je glücklicher ich dich bei Margarethe sehe und sie bei dir, desto gründlicher werde ich von meiner noch nicht ganz vergessenen Passion für sie curirt. Dann reflektire auf noch Etwas. Sieh, wenn ich mit Der, welche ich von Herzen ehre, gar nie sprechen dürfte, wäre es am Ende doch eine gar zu große Strafe für meine begreifliche Hingerissenheit von früher.

„Hm! Nun denn, dein Wunsch soll erfüllt werden. Wenn deine heldenmüthige Kur nur so ausfällt, wie Du meinst."

„O, ohne allen Zweifel! Ich danke dir für dein Versprechen um so mehr, als ich außerdem, um mit meiner Erinnerung völlig zu brechen, im Stand wäre, eine neue anderweitige Werbung zu unternehmen —"

„Und vor ungeschickter Hast wieder eine Niederlage zu erleben."

„Könnte auch sein."

„Hättest wohl auch ein Ziel?"

„Ja wohl, will's nicht läugnen. Die ich meine, hätte auch einige Aehnlichkeit mit der Margarethe — die Tochter des reichen Holzhausen von Frankfurt, der wieder hier ist. Da würde ich sicher nicht verschmäht und der Stiefvater —"

„Der ließe sich's am Ende auch gefallen?" unterbrach Norbert. „Aber ich bedauere von Herzen, lieber Paul, da wäre deine Mühe vergeblich gewesen. Heute ist sie mit dem jungen Kronenberg verlobt worden."

Es gab Paul einen gewaltigen Riß.

„Was? Verlobt! Heute?! Und ich hätte vielleicht morgen geworben? O Gott, o Gott, wie geht es mir!"

Er eilte ganz desperat ab und zu.

„Nun tröste dich, es ist ja der Schlag glücklich parirt," sagte Norbert, und übermorgen Abend will ich dich bei Gülichs einführen. Daß ich schon viel von dir sprach, darfst du glauben. Man ist dir deshalb zum Voraus geneigt — insbesondere weiß auch Herr Gülich, daß du für ihn voll Anerkennung bist."

„So, sagtest du ihm das? Sehr obligirt. Also du sprachst viel von mir — aber doch nichts von meinen früheren, unglückseligen Heirathsprojekten?"

„Ach, gewiß nicht," versetzte Norbert lächelnd. „Man wünscht nur, daß du einmal eine recht gute Wahl treffest."

Im selben Angenblick klopfte es und der alte Everard trat ein.

„Was gibt es? Ein Brief?"

„Ja von Amsterdam. Könnte der Schrift nach zum Beispiel von Heinrich Thonet sein."

„Ist auch von ihm. Viel Dank, Everard!"

Der alte Geselle verließ die Stube wieder. Norbert öffnete den Brief rasch, trat an's Fenster und überblickte ihn. Er schien eigenthümlich bewegt, winkte Paul Nigge und las:

„Mein lieber Norbert. Ich zeige dir hiemit an, daß ich mich heute mit Eleonore, der Tochter des dir namentlich wohlbekannten, früher zu Frankfurt gewesenen, reichen Mertens, welcher vergangenes Jahr dahier das Zeitliche segnete, verlobt habe. Sie ist eine im Ganzen recht anmuthige, schwarzbraungelockte, bieder froh schauende Jungfrau, wohl erzogen und von gutem Verstand. Auf die Welt außerhalb ist sie wenig begierig, was mir gar lieb ist, des Reichthums in keiner Weise gedächtig, und hat ein klar frommes Gemüth. Also glaube ich, wird das seiner Zeit ein gutes Zusammenleben werden, denn ihrer Ergebenheit bin ich ganz sicher und habe täglich neue gute Eigenschaften entdeckt. Der, an welche ich zu Köln dachte, sieht sie in Nichts gleich, sie ist ganz anders — das soll auch sein.

Die Mutter der Eleonore ist alt und gebrechlich und freut sich deshalb, sie noch wohl versorgt zu sehen. Gott schenk' ihr noch langes Leben, aber ich glaube immer, lange hält sie nicht mehr.

Wie viel von dir und von Paul Nigge schon die Rede war, kannst du wohl denken. So seid Ihr denn auch Beide von ihr und der Mutter gegrüßt, und laden wir Euch, wenn es Euch zu kommen irgend möglich sein wird, zur Hochzeit ein, die am 24. Septembris im elterlichen Hause stattfindet. Hoffe wohl, daß auch mein guter, alter Vater den Weg nicht scheut. Könnt dann selbdritt hieher reisen. Anders du aber deines Oheims wegen aufgehalten wärst, bin ich versichert, daß du beste Wünsche hegst und mit deiner Margarethe des Freundes eingedenk sein willst.

Du hast nun Paul doch wohl schon gesagt, wie es mir zu Köln ergangen. Das wird ihm zu einigem Trost gewesen sein. Daß du deiner Verlobten von der Sache reden darfst, wenn es nicht schon geschah, begreift sich von selbst. Um wen es sich gehandelt, magst du mittlerweile in's Auge gefaßt haben. Gelang dir die Entdeckung nicht, so unterlasse du weitere Neugierde. Was liegt daran — das Ganze ist nicht so wichtig.

Lieber Norbert, ich finde es im Grund gar nicht schön, daß dir dein Oheim noch keine bestimmte Aussicht gab. Eleonore gerieth jüngst sogar in eine Art Unmuth hierüber, denn sie meint, deine wirkliche Verbindung könnte sich bis in's nächste Jahr und noch weiter hinausziehen!

Mir selbst sind die Geschäfte schon so angewachsen, daß ich mich kaum hinaussehe und weiß nicht, ob ich irgend wann auf Besuch kommen kann.

Für die bisherige Kunde über Das, was sich in Köln zuträgt, sage ich viel Dank. Meldet mir doch möglichst Alles von Belang. Paul hat mehr Zeit, als du, er soll dafür weniger Poesei in sein Tagbuch schreiben. Grüß' und zupf' ihn ein wenig an den blonden Härlein und sag' ihm, er soll mir's bald nachmachen. Das gar zu lange Suchen hilft nichts. Ganz genau weiß Einer doch erst, wie er dran ist, wenn er einmal im heiligen Ehestand befindlich. Wenn nur Das nicht ist, was nicht sein darf. In's Weitere muß man nicht zu viel verlangen und Alles in Gottes Hand legen! Nicht Jeder gewinnt im Leben gerade Das, was er meint, und später zeigt sich oft erst, daß es so besser war, oder gleich gut.

Wie geht es deinem künftigen Schwieger? Hält er fest zu Judendunk und Hesselmann? Noch Etwas. Was sagst du zur Reichssache? Weißt du noch, wie wir wegen Frankreichs sprachen? Jetzt haben wir's, seitdem der Ludwig mit seinen „Reunionshöfen" zu Breisach, Metz und Besançon herausgerückt ist! Wenn er Alles verlangt, was mit dem an ihn früher Ueberlassenen zusammenhing, gehört fast jedes Reichslehen zu Frankreich. Weigert man sich, ist er wohl der Mann, neuerdings mit List und Gewalt zuzugreifen. Hätten die Reichsstände von Anfang einig zum Kaiser gehalten, wär' dem frechen Franzosen gar Manches nicht in den Sinn gekommen. Nun das walte Gott — mit Euerer eigenen Sache zu Köln desgleichen. Hoffe, daß sich da allgemach das Bessere zeigt, wenn Judendunk und Hesselmann die Hand allein im Spiel behalten. Daß sich von Unten her zu viel einmischte, möchte mir, wie ich's verstehe, nicht in jeder Weise gefallen.

Damit Gott befohlen. Nimm einen herzlichen Kuß von

Deinem stets getreuen Heinrich."

Norbert faltete den Brief zusammen.

„Also Bräutigam," sagte er.

„Wohl ihm!" rief Paul Nigge, „so weiß er nun doch, wem er angehört."

„Ja, das weiß er. Schwärmerei ist übrigens in seinen Zeilen nicht zu finden."

„Von Hingerissenheit hab' ich im Ganzen auch nichts entdeckt," sagte Paul, „aber du weißt, sie kömmt bei ihm selten, oder gar nicht vor."

„Es fällt dir also in dem Brief gar nichts auf?"

„Gar nichts, als daß er nicht Mehr von mir schrieb."

„Sei mit Dem zufrieden," sagte Norbert. „Da hast du dein „Merk's dir", damit du bald seinem Beispiel folgst!" Er zupfte ihn an den Haaren. „Jetzt entschuldige, ich muß schnell zum Oheim, ihm Nachricht zu geben, und dann zu Margarethe!"

Paul verschwand mit raschen Schritten. —

Als Norbert zum Oheim kam, zeigte sich, daß Dieser so eben vom anwesenden alten Herrn Thonet in Kenntniß gesetzt worden sei. Auch versäumte Herr Bernhard Dresen nicht, die Eigenschaften Eleonorens zu preisen, indem sie, wie er erfahren habe, ganz handsam und begabt sei, dazu unbändig reich — und überdies mit Verwandten versehen, welche ihren Hausflor mit Thalern pflastern ließen.

„Soll etwa darin ein Vorwurf für mich liegen?" fiel Norbert lächelnd in die Rede.

„Was, weil deine Margareth nicht so reich ist?" polterte der Oheim. „Und wenn mir's anders lieber wäre, könnt' ich's ändern? He. Bleibt man jetzt bei mir, oder stürzt man wieder in's Gülichgärtlein?"

„Wenn es auf mich ankommt, das Letztere, lieber Oheim."

„So stürze fort!"

„Tausend Dank — glückseligsten Abend, lieber Oheim!"

Norbert wandte sich dabei so behend, daß er unwillkürlich nicht gar zu leise am Haupte des Herrn Thonet streifte, welchem dadurch sein Lichtschirm in schiefe Stellung kam.

„Bitte tausendmal um Vergebung, nichts für ungut!" rief Norbert und verließ das Gemach.

„Ha, ha," brach Herr Bernhard heraus, „sollte man nicht meinen, Herrn Paul Nigge zu hören? Das kömmt Alles von der Liebe, die verwirrt die Köpfe!"

„Ja wohl, ja wohl," sagte Herr Thonet. „Das verspür' ich am meinigen. Sind wir denn auch einmal so hirntoll gewesen? Ich einmal nicht!"

„Gerade Ihr!" rief Herr Bernhard. „Als Euch das Heirathen ankam, ranntet Ihr wie verrückt in der Welt herum."

„Na pa, was? Das ist nicht wahr!"

„Ist aber doch so!"

„Nein, so toll war ich nicht, und war man überhaupt zu unseren Zeiten nicht!"

„Doch doch!" —

„Nein, nein, nein, sag' ich!"

Dabei stampfte Herr Thonet, während er seine Haare und den Schirm zurecht brachte, mit beiden Füßen, und Wenig fehlte, so wäre er dazu merklich gesprungen, wie er oft that, wenn er sehr zornig wurde.

Es war eine gar gute, aber wenn's galt, sehr reizbare und, so zu sagen, bockbeinige Natur um den kleinen Herrn Thonet. — —

## Ade, Ade, Großmütterlein!

Die Hochzeit Heinrichs fand seiner Zeit statt und wurde ihm nach Wunsch verschönt. Denn nicht nur sein Vater hatte sich zu Amsterdam eingefunden, sondern auch Norbert und Paul, und wie der Erscheinung und feinen, edlen Art des Ersteren von Seite Eleonorens und der zum Fest eingeladenen Holländerinnen alle Anerkennung zu Theil ward, so war auch das Urtheil über Paul ein recht günstiges, obwohl seine Eigenthümlichkeiten nicht übersehen wurden.

Was, entgegengesetzt, den Eindruck betrifft, welchen Eleonore auf die zwei Angekommenen ausübte, so konnten sie dem Freunde nur herzlich Glück wünschen, wenn sich auch Beide innerlich sagten: Ihre Wahl wäre eben, hinsichtlich der äußeren, gleichwohl sehr liebenswerthen Erscheinung anders ausgefallen. Im Ganzen bedünkte sie ihnen zu ruhig, bestimmt, allerdings angenehm heiteren Gemüthes, aber doch poetischen Ansprüchen nicht angemessen.

Daß Norbert das Bildniß Margarethens auf der Reise mit sich geführt habe, ist sicher, und er fand durch manche dringliche Frage Eleonorens hinreichende Veranlassung, es zu zeigen.

Mit liebevollster Aufmerksamkeit betrachtete sie es, sprach mit mehr und mehr erwachender Anerkennung von so vielem Zauber der Schönheit und Anmuth, und sagte zu Heinrich, der das Bildniß auch freundlichen Blickes betrachtete: „Seine Beschreibung sei vom Eindruck des Bildes weit übertroffen worden — wie hinreißend schön und liebenswerth müsse nun Margarethe erst in Wirklichkeit sein.“

Nach mehrtägigem Aufenthalte zu Amsterdam und in der Umgebung wandten sich die Freunde und Herr Thonet senior wieder der Heimath zu, wobei die ersteren Beiden, außer Grüßen an Herrn Bernhard Dresen, auch solche an Haus Gülich zu entrichten bekamen — Beide, denn Paul war, dem Versprechen Norberts zu Folge, dort schon zeitweiliger Gast geworden. Und wirklich, wie er vorausgesagt, sein Pflichtgefühl hatte sich dadurch vollkommen befestigt, weshalb er auch nicht mit einem Blick verrathen hatte, daß er je für Margarethe geschwärmt habe, oder gar noch fromm schwärme.

So kamen denn die zwei jungen und der alte Herr wieder mit Heil zu Köln an. Der Empfang war begreiflich der freudigste, und sogleich den nächsten Abend brachten Norbert und Paul mit Frau Barbara, Anna und Margarethe im Hausgärtchen zu. Wobei Paul nicht versäumte, mit vielen, kleinen Reiseabenteuern und Mißgeschicken aufzuwarten, bei welchen er selbst schlecht wegkam — insbesondere aber die heftige Sehnsucht Norberts schilderte. Er bediente sich dabei in bester Absicht so wirksamer Farben, daß er selbst das Lächeln Herrn Gülichs erregte, welcher zufällig anwesend war.

Beim Nachhausegehen erinnerte sich Paul an dies wie manches andere, frühere Lächeln und gerieth plötzlich in große Besorgniß, Spott eingeerntet zu haben, so daß Norbert viele Mühe hatte, ihm den Wahn zu benehmen und ihm klar zu machen, daß auch die eifrige Schilderung seiner Sehnsucht nach Margarethe mit Genugthuung aufgenommen worden sei.

Und so verhielt es sich auch. Insbesondere war die ehrwürdige Frau Barbara in der Theilnahme am Liebesglück Margarethens und Norberts im eigenen Herzen wie verjüngt.

Deshalb dachte sie an Alles mehr, als eben jetzt an ein baldiges Scheiden von der Welt und hatte bis da keinen Schritt wegen des bewußten „letzten Willens" gethan, obwohl die Summe, von der sie dazumal gesprochen, schon lange zurückbezahlt war und im Schreine lag.

---

Eines Sonntag Abends sagte Großmutter Barbara, „sie wolle noch Oben in der Rückstube bleiben, während die Anderen sich in das Gärtchen begäben — vielleicht folge sie bald, aber jetzt möchte sie noch in der Legende lesen." Dann setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Platz am Fenster und die Anderen gingen hinab, wohin sich auch über kurze Zeit Norbert und Paul einfanden.

Das Gespräch war Anfangs ganz heiter.

Sonderbar, mit einem Mal war es, als hindere irgend Etwas den Frohsinn, und eine eigenthümliche Unruhe bemächtigte sich insbesondere Margarethens, so daß

sie hie und da ihren Sitz verließ, aus dem Gebüsch vortrat und einen Blick zur Rückstube hinaufsandte.

Nun, da sah sie die Großmutter lesen.

Wieder einmal war sie vor das Gebüsch getreten.

„Liest sie noch?" fragte Frau Gülich.

„Nein," sagte Margarethe. „Sie hat den Arm auf den Sims gelehnt und scheint zu sinnen. Oder sollte ihr unwohl sein? Norbert, Mutter, kommt, ich kann Euch nicht erklären, wie mir ist."

„Nun, sei nur nicht zu besorgt, wird eben über etwas Gelesenes nachdenken."

„Meint Ihr? Kommt doch!"

Bald waren sie sämmtlich über der Treppe oben, mit Ausnahme Pauls, welcher auf derselben blieb, und traten ein.

Großmutter hatte jetzt die Hände auf der Lehne des Stuhles festgeklammert und sah den Kommenden unruhig entgegen. Ihr Antlitz war bleich, und sie bebte.

Margarethe eilte hin, sprach wärmste Worte der Theilnahme und bat Norbert, sogleich Doktor Absberg zu rufen.

„Nein, nein!" flüsterte Frau Barbara. „Beruft den Pater Thomas — er soll mir —"

„Wo denkt Ihr hin," tröstete Margarethe, „ein Unwohlsein, weiter nichts. Der Absberg gibt Euch ein beruhigendes Mittel. Gewiß ist's nur eine Anwandlung. Aber begebt Euch gleichwohl zu Bett, Großmütterlein."

„Eine Anwandlung —?" Frau Barbara verneinte mit stummer Geberde und wollte sich erheben. Aber sie

bedurfte der Hilfe Margarethens und der Anna, und ihr Haupt lehnte sie an Erstere, während sie langsam zur anderen Stube geführt ward.

Norbert war schon aus der Thüre und sandte von da noch einen Blick herein, dann eilte er hinab und gab Paul und der Cordula raschen Bericht von der unverkenntlichen Gefahr.

„Ihr Cordula," sagte er, „fort und seht, ob Ihr Herrn Gülich findet."

„Ja, wo wird Der zu finden sein?"

„Laßt mich suchen, ich bin schneller" — fiel Paul ein und eilte fort."

„Also denn Ihr, Cordula, zu Pater Thomas," drängte Norbert, „ich zu Doktor Absberg!"

Nach zwei Seiten hin verließen sie das Haus.

Einige Zeit, nachdem Frau Barbara auf ihrem Pfühle lag, schien es mit ihr besser zu werden.

„Mich dünkt selbst, es wolle mich Gott vielleicht diesmal noch bei Euch lassen. Aber er hat mich doch recht aufmerksam gemacht, wie schnell es mit mir gehen könne. Habe nun zwar meine Seele so weit möglich zurecht gesetzt — gleichwohl wär' es mir lieb, wenn mich unser ehrwürdiger Freund, Pater Thomas, wirklich noch heute besuchte. Man kömmt noch auf Manches. Und dann legt mir die Sorge um dich, Grethe, eine heilige Pflicht auf. Pater Thomas soll mir auch da beistehen, damit ich mich richtig bedenke. Dann könntet Ihr einen Notar entbieten. Ihr wißt, mein Testament — nicht einmal bis Morgen will ich jetzt damit anstehen. —"

Im selben Augenblick kam der hochgestaltete Doktor Absberg an der Seite Norberts an, welchen Beiden, langsamen Schrittes, Pater Thomas folgte — aber nur bis zum Eingang der Rückstube, an der er sinnend einhielt, denn er wollte des Arztes Ausspruch abwarten.

„Ei guten Abend, liebe Frau Barbara," sagte Absberg, sein weißgelocktes Haupt neigend und mit jenem heiteren Zug um die Lippen, welchen er zum Troste seiner Patienten so gerne zum Besten gab. „Nun, was ist es denn mit Euch? Unwohl geworden. Habt wieder einmal zu viel gelesen. Taugt nichts, wenn man alt ist. Geht mir selbst so."

Er trat völlig hin und fühlte Frau Barbara den Puls, nachdem er mit ruhiger Aufmerksamkeit schon den Ausdruck ihres Antlitzes und ganzen Wesens geprüft hatte.

„Nicht wahr, es ist gewiß nichts, als eine Anwand lung," fragte Margarethe mild hastig.

„Sollte mich selbst bedünken," versetzte er ganz ruhig freundlich, so daß Barbara, zu der sich ihre Tochter Anna beugte, recht froh lächelte. Aber Margarethe stand von Schrecken durchzuckt. Denn ein rascher, ungemein viel sagender Blick des Doktors auf sie schien mit dem hoffnungsreichen Ausspruch nicht übereinzustimmen, und ein ganz leises Zucken mit den Schultern gegen Norbert bewies noch mehr Ungünstiges.

„Wir wollen Großmütterlein eine Tinktur verschreiben," fuhr Absberg fort. Er schritt zum kleinen Tisch am Fenster und warf dabei einen Blick in das Gärtchen. „Da seht doch", sagte er, keine Bewegtheit verrathend,

„Ihr bekommt zufällig noch einen Besuch, Frau Barbara. Da unten ist Euer Freund, Pater Thomas, der wohl ein halbes Stündchen mit Euch im Freien zu verplaudern hoffte. Nun wird er wohl da herauf kommen. Das ist ja recht schön. Herr Dresen, wollt Ihr ihm vielleicht entgegengehen und ihn auf der Frau Barbara Unwohlsein aufmerksam machen — oder wollt Ihr, Margarethe das Amt übernehmen? Es ist nur, daß nicht zu viel gesprochen wird.“

Beide verließen die Stube scheinbar ruhig. Aber draußen preßte Margarethens Hand jene Norberts und, ungestümen Schrittes an Paul Nigge vorüber, welcher ganz verzweifelt auf den Zehen ab und zu irrte, begaben sich Beide zum Eingang, wohin Paul folgte und flüsterte, er habe Gülich ausgekundschaftet und sicheren Auftrag gegeben, ihn sogleich zu entbieten.

Doktor Absberg schrieb das Recept.

„Nun, wo bleibt er denn, der ehrwürdige Pater?“ sagte er dann, sich erhebend.

Eben trat Pater Thomas, gleich dem Arzte eine erhabene, aber etwas vollere Gestalt, langsam würdevoll ein. Acht und siebenzig Jahre hatten seinen Nacken kaum um eine Linie gebeugt, und die Stirne war wenig gefurcht. Nur zwischen den dunklen, ruhig waltenden Augen sah man jene scharfe Vertiefung, das Angebinde der Menschen, welche im Leben viel dachten und erwogen. So war er, und das edel geformte Antlitz war ernst, aber Liebe und Frieden verkündend.

Ermuthigend wirkte sein mit wohlthätigem Klang der Stimme gebotener Gruß.

Er ließ sich zur Seite der Großmutter nieder, worauf er den Doktor, welcher das Recept an Margarethe gegeben hatte, einlud, das Gleiche zu thun. Derselbe schlug es aber aus und lehnte sich an die Ecke zu Haupten des Pfühles, ohne das Gespräch des Paters weiter zu stören, zugleich er Zeitweise einen ruhig prüfenden Blick auf Barbara niedersenkte und lange haften ließ.

Eben kehrte Margarethe, welche Herrn Paul mit Besorgung des Receptes beauftragt hatte, zurück, als Pater Thomas sagte:

„Also, es ward Euch doch schier bang, Frau Barbara.“

„Ach nein, nicht so fast bange,“ antwortete Frau Barbara mit eigenthümlich gedrückter Stimme. „Ihr wißt ja, daß ich jederzeit bereit bin, zu Gott einzugehen. Aber doch wäre es hart, von meinen Lieben zu scheiden.“

„Scheiden!“ sagte Pater Thomas mild vorwurfsvoll, während er seine Rechte auf die Hand der Frau Barbara legte. „Nun, wenn es denn einmal dazu käme, würdet Ihr denn von Eueren Lieben deshalb gänzlich getrennt? Was sagt Euch denn Euer christliches Herz? Und habt Ihr da göttliche Offenbarung, tröstet nicht auch Irdisches, wenn Ihr es recht bedenkt? Seht, wenn sich Zwei, die sich ganz ergeben sind, auf Erden nach langer Zeit wieder finden, da betheuert Eines dem Anderen stetig gebliebene Liebe und Treue — es wird laut, daß man in Geist und Gemüth oft beisammen war, daß man fest aneinander glaubte, sich das Beste wünschte

und am gegenseitigen Dasein nicht zweifelte, obwohl man sich so lange Zeit nicht sehen konnte. So ist schon bei irdischer Entfernung ein innerer Verkehr, obwohl die Seelen in Fesseln des Leibes sind. Nun, sollte der Verkehr ganz abgerissen werden, wenn es die große Reise in das Jenseits gilt? Soll da die frei gewordene Seele der noch gebundenen entfremdet werden? Hat sie weniger Gewalt, weniger Gründe, der befreundeten ihre Theilnahme zu schenken, sich ihrer Treue zu freuen, sie in weihevollen Stunden in wunderbar offenbarlicher Weise an das Edle zu erinnern, sie zur Ausdauer im Leid, zur Mäßigung im Glück geneigt zu machen? Wäre es nicht wirklich ein großer Entgang am verheißenen Glück dort Oben, wenn der innere, ob noch so geheimnißvolle, Verkehr gerade mit Jenen ganz abgebrochen würde, die wir lieben und die wir auch ewig beglückt sehen möchten — mit ihnen, die noch im Kampfe mit der Welt liegen? Sagt, sind wir getrennt von Gott, den wir nie sahen? Weshalb sollten also die Seelen Derer getrennt sein, die sich so nahe waren, deren Wesen wir so deutlich erkannten und auch nie sahen? — Nein, gute Frau Barbara," setzte er bei, „da ist vom wahrhaften Scheiden keine Rede. Was sich von Seele zu Seele liebt, das bleibt in ewigem Verband und immer nahe — wenn nur wir jenen Verband nicht verschmähen, oder durch Sünde dessen unwürdig werden. Und das dürfen wir hoffentlich von uns Allen, wie wir hier sind, nicht annehmen. So werden wir denn immer in einer inneren Beziehung bleiben, ob wir vor Euch von Erden scheiden, oder Ihr vor uns — später oder früher, als wir annehmen wollen."

Pater Thomas schwieg und neigte sich liebevoll zu Der, welche da lag und einen fragenden Blick zu ihm sandte.

„Oder früher, als wir annehmen wollen —“ sagte sie dann ruhig. „So glaubt Ihr doch wohl, daß es mit mir —“

„Hoffen wir noch immer,“ entgegnete Jener gleichfalls ruhig. „Wie immer, meint Ihr nicht, es sei jedenfalls eine heilige Pflicht und dazu ein rechtes Labsal, Euer Herz noch einmal auszuschütten in eines redlichen Priesters und wahren Seelenfreundes Brust!“

Sie nickte langsam zu.

Pater Thomas erhob sich und verließ die Stube.

Unviel später erschien er wieder in seinem kirchlichen Gewande mit dem heiligen Oele und „Leib des Herrn,“ voraus das Kreuz und Begleit.

Nach einer Viertelstunde war die hochheilige Handlung vorüber — — —

Frau Barbara lag mit geschlossenen Augen und flüsterte ein Gebet. Ihre Wangen waren sichtlich viel bleicher. Ueber ihrem Antlitze hatte sich ein wunderbar milder Ausdruck verbreitet. Nach einer Weile schlug sie die Augen auf und sagte:

„Wo sind denn meine Lieben? Margareth — Anna — Norbert?“ Sie traten aus der anderen Stube ein. „Kommt her – ich will Euch meinen S e g e n geben. Weint nicht. Ich sehe schon herab zu Euch, wenn auch Ihr mich nicht mehr seht — wo ist denn Gülich?“

„Jeden Augenblick muß er kommen,“ sagte Norbert, ast unfähig, die Gewalt seines Schmerzes zu verbergen. „Aber denkt doch nicht —“

„Laßt das, guter Norbert,“ sagte Barbara. „Kinder, kniet nieder vor Gott, dessen Huld ich auf Euch herabrufen möchte.“

Sie richtete sich mit Absbergs Hilfe ein wenig auf, während im selben Augenblicke von draußen leise, rasche Schritte vernehmbar wurden, und Herr Gülich am Eingange der Stube erschien, ihm zur Seite die Cordula. Auf des Paters und des Arztes Wink mäßigte Gülich die etwas heftige Theilnahme, welche er an Tag legen wollte, und blieb mit verschlungenen Händen stehen.

Die ehrwürdige Frau richtete einen ruhigen Blick auf ihn. Dann breitete sie die Hände aus und sagte zu Anna, Margarethe und Norbert:

„Unser Herr, der Allmächtige und Allgütige, segne Euch und stärke Euren Muth in allen Kämpfen dieses Erdenlebens. Dank Euch für all' Eure Liebe, Achtung und Sorgfalt!“

Laut auf schluchzten die Gesegneten und küßten in heiliger Hast die Hände, welche ihnen Frau Barbara überließ, nachdem sie Haupt um Haupt berührt hatte.

Dann sah Barbara zu Gülich, welcher näher trat, und sprach zu ihm mit allmählig ermattender Stimme:

„Seht, lieber Gülich, so weit kam es mit mir, seitdem Ihr nicht daheim war't. Wie schnell Das kommen könne, möge Jeder im Auge halten, Alt und Jung.

Lieber Herr Gülich, ich danke Euch, daß Ihr mir den Rest meiner Tage in Euerem Hause verleben ließet. O möchte Euch Gott in seinem Schutze erhalten und segnen, wie ich es thue." Und sagte dann: „Gülich, wenn Ihr mir vielleicht manches Mal zürntet, daß ich Euch nicht Mehr an die Hand ging, so zürnt mir doch jetzt nimmer. Seht, ich dachte an meiner guten Margarethe künftiges Wohl. — Einen schriftlichen, letzten Willen hinterlasse ich nun wohl nicht. Aber Ihr Alle erkennt meine Absicht, und auch Pater Thomas weiß sie längst. Etliches habe ich meiner Tochter Anna jüngst geschenkt. Was ich noch besitze, das gehört Margarethen. Anna soll es bewahren. Was es erträgt, mag sie für das Haus nützen, bis Norbert der Margarethe die Hand bietet. Dann sei es ihm übergeben."

„Nie werde ich es nehmen," sagte Norbert.

„Und wenn Ihr es doch bedürftet, oder wenn es Margarethe nöthig hätte? Man weiß nie, wie es in dieser Welt geht. So soll es denn sein, wie ich sagte, mein Wille sei geehrt. Gülich, versprecht mir's. Gebt mir die Hand darauf!"

„Wie könnt ihr zweifeln?" sagte Gülich ein wenig bitter nnd mit flüchtig düsterem Blick auf den Pater. Doch, sich sogleich beherrschend, trat er ganz nahe, legte seine Hand in jene der Frau Barbara und setzte mild bei: „Ich verspreche es."

Barbara faßte seine Hand, wiegte sie ein wenig und sagte dann, nachdem sie ein paar Mal schwer geathmet:

„Noch Etwas, lieber Gülich. Versprecht mir noch, in Euerem Eifer wegen der städtischen Sache nicht zu weit zu gehen — damit es nicht Euch selbst und den Eueren Gefahr bringen möge. Mag sein, daß Ihr recht thut, gegen Vieles so laut zu sprechen, was nicht sein sollte. Aber ich, eine Sterbende, bitte Euch: Bleibt demüthig vor Gott — laßt Euch nicht schüren durch zu großen Ehrgeiz — und etwa durch Euere Genossen. Bleibt demüthig vor Ihm — und wandelt getreu auf seinen Wegen — und lohnt auch Euerer Frau, meiner guten Tochter, ihre innige Treue — und manche Geduld! —“

Krampfhaft drückte sie ihm die Hand, während Gülich das Haupt schüttelte und einen Blick der Befremdung auf Absberg und den Pater sandte.

Barbara wandte das Antlitz ein wenig zur äußeren Stube.

„Wen hör' ich da weinen? Ist's nicht Paul und die Cordula? Sie sollen doch kommen.“

Sie traten ein, knieten nieder und baten um ihren Segen.

„Nehmt ihn Beide, Ihr Gute. — Und Ihr, edler Absberg, Ihr treuer Seelenfreund, Pater Thomas, o nehmt ihn auch mit meinem innigsten Dank. Grüßt von mir und segnet auch den ehrlichen, alten Clasen!“ — Sie ließ den getrübten Blick noch einmal rings über Alle hinweggleiten und sah zum Himmel. Lange sah sie empor. Dann sagte sie: „Pater Thomas, wollt

Ihr mir das Vater unser vorbeten — und das Ave Maria —?"

„Laßt uns knien und beten," sagte Dieser.

Als das Gebet vorüber war, dehnte Pater Thomas die Arme und sprach:

„O Herr, der du jeden leisesten Gedanken kennst, und dem unser leisestes Empfinden unverborgen bleibt — du weißt die Treue Derer, welche da liegt, auf daß sie ihre Seele in deine Vaterhand zurückgebe. Sie hat sie rein erhalten nach menschlicher Kraft in viel Leid und Prüfung dieser Welt. Also lohne Ihr, du Ewiger, du Allbarmherziger, mit deinen schönsten Wonnen — und entsende ihr zu Empfang und zu Begleit in das Jenseits die Seelen ihrer theueren Dahingegangenen. O Herr, ja gib ihr die ganze Fülle deines Segens — wie ihr folgt unser Segen für die Fülle ihrer Tugend und ihrer Liebe zu uns und zu allen Mitmenschen!"

Er schwieg, erhob sich, nahm das Crucifix vom Schrein und hielt es Barbara vor die Augen.

Im selben Augenblicke ertönte das „Ave Maria Geläute" von St. Alban herüber.

„Zum dritten Male — in wichtiger Zeit — —" flüsterte Barbara.

Als das Geläute vorüber und der letzte Schlag verstummt war, lag sie ruhig da.

„Mein Herr und Gott, nimm meine Seele auf — zu dir —" hauchte sie dahin.

Alle, die rings knieten, erhoben sich tiefst innerlich bewegt.

Noch eine Minute, und Großmutter Barbara hatte verathmet.

Das Antlitz, von Thränen überströmt, warfen sich Margarethe und Anna vor dem Pfühle nieder.

Norbert bedeckte die Augen in stillem Schluchzen.

Still betend über die Dahingeschiedene gebeugt, stand der Pater.

Das Haupt tief gesenkt, stand Absberg — in seine grauen Wimpern drängte sich eine Zähre.

Die Cordula rang die Hände.

Paul Nicke lehnte in der Ecke und weinte, als wollte es ihm das Herz zersprengen.

Herr Niklas Gülich streifte mehrmals über die Augen — — — — —

## Paul Nigge als Volksredner — Ein neuer Helfer — Liebesneid — eine Orgie — und Enttäuschung.

Die ehrsame Frau Barbara fand ihre Ruhestätte auf dem Friedhof zu „St. Laurenz," wo ihr früher dahingeschiedener Gemahl begraben lag. Pater Thomas hielt die Trauerrede. Obschon er nicht zu St. Laurenz gehörte, hatte er doch die Beerdigung vorgenommen. Dieser letzte Dienst war ein alter Wunsch der Großmutter gewesen.

So schlummerte sie denn ihrer dereinstigen Urständ entgegen. —

Zwei Wochen darauf hatte sich zu Köln aus äußeren und inneren Gründen eigenthümliche Bewegtheit im Volke kundgegeben, namentlich wegen der äußeren Feindseligkeiten gegen die Stadt und wegen Geldverhältnissen. Die Oberen waren dabei in nicht geringer Verlegenheit, hofften aber zurecht zu kommen, weil man bei der und jenen Anordnung Judenbunks Beistimmung erwartete. Gab sich dann das Volk zufrieden, glaubte man durch einige unbedeutende „Nachgiebigkeiten" in anderen Beziehungen weitere Beschwerden zu beseitigen und vor Allem der Partei des stets mehr auftauchenden Herrn Niklas

Gülich die Spitze zu brechen. Weshalb man von des Letzteren lauten Ansprachen auf dem „Himmelreich“ nicht zu viel befürchtete.

Aber das „Himmelreich“ und derlei war es nicht allein, wo man agitirte. Wie schon gesagt, fanden Zusammenkünfte auch anderwärtig statt und in letzter Zeit besonders am Ende der „Diepengasse“ und noch weiter hinaus im „Lützenkirchengarten“, welcher damals noch schlimmer angeschrieben war, als der Weg zu demselben.

Fraglicher Garten mit seinen Lauben, Bänken und Schlupfhütten war es, aus welchem all das Böse, was künftig über die Stadt Köln hereinbrach, seinen Ursprung herführte. Hier wurde hinterbracht, berathen und alles Weitere ausgeheckt, und man gebrauchte deshalb möglichste Vorsicht, um nicht überrascht zu werden — wie man sich denn auch von verschiedenen Seiten einfand und gleicher Weise nach Hause begab. Uebrigens war man seit mehreren Tagen schon kühner geworden und that der zu großen Bewegtheit nur Einhalt, wenn, was nicht häufig geschah, draußen Jemand vorüberging oder gar stehen blieb, um durch die zerrissene Brettereinfassung des Gartens zu schauen und Zeuge eines vermeintlich lustigen Convivs zu sein. Hielt sich aber ein solcher Beobachter zu lange auf, so wurde er kurzweg um den Grund seiner Neugierde befragt, worauf er sich gewiß bald entfernte.

---

An einem Herbstabend hatten sich im bewußten Garten fünfzehn Genossen versammelt. Es waren dies die bekannten Freunde Gülichs, und außer Diesen der

Wirth Bieren, der Wollenweber Dietrichs, der Schmied Pumph, der Mäkler Jösten, der Schmied Schürmann und so noch Mehrere — ungezählt den dürren Gasthalter Lützenkirchen selbst.

Während der größere Theil an ein paar nahestehenden Tischen weilte und zechte, ging der stolz blickende und sich in verhängnißvoller Ruhe gefallende Westhof in der Nähe — der dürre, fieberhafte, gerne lächelnde Meshov aber mehr in der Gegend der Gartenthüre, durch welche Gülich kommen sollte, ab und zu. Die Gedanken Beider waren augenblicklich keineswegs auf die Kölner Zustände gerichtet, vielmehr auf etwas viel Erfreulicheres.

Damit verhielt es sich so.

Sie waren in letzter Zeit zum stillen Mißvergnügen der Frau Anna ein und das andere Mal gegen Abend zu Gülich in's Haus gekommen, hatten sich auch im Kramgewölbe zu schaffen gemacht, und all bei Dem hatte die Schönheit Margarethens auf Beide einen zu großen Eindruck ausgeübt, als daß sie nicht mit Unwillen auf die nahe Beziehung der Jungfrau zu Norbert Dresen blickten.

Bei Meshov war dies um so mehr der Fall, als ihm das anmuthige Wesen Derselben schon früher keineswegs entgangen war, wobei ihm manche flüchtige Absicht durch den Sinn zog. Als er sich nun Gülich aus Parteigründen mehr genähert und sich wirklich zum Werben entschlossen hatte, war er zu seiner nicht geringen Ueberraschung inne geworden, Norbert Dresen sei ihm zuvor gekommen. Er äußerte damals seinen Unmuth gegen Westhof — und entdeckte zu weiterem Mißver-

gnügen, sein Vertrauensmann empfinde selbst für Margarethe. Weshalb er für gut fand, sich, falls an der Verbindung Norberts mit der Tochter Gülichs je noch Etwas zu ändern wäre, die Geneigtheit des Vaters möglichst rasch und gründlich zu erobern, Westhof zuvorzukommen und hinterher zu betheuern, er habe von dessen bestimmten Wünschen keine Ahnung gehabt.

Wie sich nun Beide die Sache innerlich zurecht legten, schien ihnen nichts dienlicher, als in Gülich nach und nach wachsende Unzufriedenheit über die lange Verlobungszeit hervorzurufen, bis Derselbe vielleicht dem alten Dresen einen Termin setze, worüber dann Letzter unmuthig würde und seinen Neffen zur Lösung der Verbindung zwinge.

Alles Weitere machte namentlich Meshov keine Sorge.

Denn der verlebte Geselle hielt sich für einen zu angenehmen Mann, als daß sich Margarethe nicht schließlich zu ihm hingezogen fühlen müßte, falls er nur Gelegenheit hätte, seine feinen Manieren und Devotion gehörig zu zeigen und vor Allem seinen glänzenden Geist spielen zu lassen. Er hatte auch Herrn Gülich schon ein paar Mal Nachts beim Heimgehen ziemlich nahe Andeutungen seiner Leidenschaft für Margaretha gegeben, ohne aber zu wissen, daß Westhof seiner Seits auch derlei an Mann gebracht habe. Indem sich Gülich nicht überrascht gezeigt, ja einmal, wie in Uebereilung fallen gelassen hatte, er bedauere, die Neigung seines reichen Freundes erst jetzt bemerkt zu haben" — ungefähr das Gleiche hörte auch Westhof — nun fand Keiner von Bei-

den Veranlassung, seinen Plänen zu entsagen. Vielmehr wurde das Verlangen durch Schwierigkeiten gesteigert, und die Gedanken richteten sich immer mehr zu Margarethen."

Dies geschah von Seite Meshov's am heutigen Abend mit aller Macht. Eben so von Seite Westhof's — und wie der Letztere sann und sann, fuhr ihm noch ein besonders rettender Gedanke durch den Kopf. Es bedünkte ihn nämlich, der alte, wenn noch so freisinnig gemuthete Herr Bernhard Dresen werde vielleicht selbst an der Verbindung Margarethens mit Norbert Dresen Anstand nehmen, wenn Gülich in seinen Bestrebungen weiter gehe oder gehen müsse, als Herrn Bernhard Dresen genehm sein könne — — —.

Wildes Gerede von den Tischen her, an deren einem sich Westhof schließlich niedergelassen hatte, weckten den noch hin und her träumenden Meshov. Er wandte sich und langte eben bei der Gesellschaft an, als der riesige Sachs seinem Groll über das lange Ausbleiben Gülichs Luft machte und hinpolterte: „Wo bleibt er denn? Es geht schon auf die achte Stunde!"

„Er wird schon noch kommen, hm, hem!" hüstelte Meshov.

„Ja, wohl," fiel Jener ein, „mag wohl die Finsterniß abwarten, daß man ihn gewiß nicht sieht — sehen soll er sich lassen, die ganze Stadt soll ihn sehen! Nun, was denn? He da, ziehen wir ihm entgegen. Was schüttelt Ihr die Köpfe? Wollt Ihr Memmen sein? Dort ist ein Stoß Späne, zündet an, Feuer 'raus, Lützenkirchen, einen Fackelzug gilt's!"

„Das laßt Ihr bleiben!“ rief Lützenkirchen mit kreischender Stimme und seine braune Mütze auf dem Kopf schüttelnd. „Was meint Ihr denn? Daß uns wirklich die ganze Stadt herdrängte und uns der hohe Rath seine Krallen zeigte — so weit sind wir noch nicht, das zu wagen!“

„Nun so soll es bald werden!“ donnerte Sachs. „Hol' der Teufel Euer Kopfgekratz und Gezweifel, mir wird die Zeit zu lang! Was ist das für ein Gerede und Bohren von Euch Allen, und dann doch nur leeres Stroh! Und ich sag' Euch, wenn da der verdammte Judenbunk herumdrückt — und der Hesselmann ist mir auch nicht scharf genug — damit mein' ich — —“ er hielt ein und sah gegen den Gartenzaun. „Da hör' ich was! Kommt der Gülich? Nein, das ist wieder ein Fensterhorcher, der was auskundschaften möchte! He da, wer seid Ihr, der da so hereinlugt? Halt, sag' ich!“ Er verließ den Tisch und seinen Ruf wiederholend, machte er sich plump eiligen Schrittes zur Gebüschlucke unweit der Gartenthüre. „Donnerwetter, ich frag', wer steht da draußen —?“

„Nichts für ungut,“ kam es ihm entgegen. „Ich hörte da in einiger Entfernung ehrbarer Männer lautes Gespräch und dachte mir, willst sehen, was los ist.“

„So? Was los ist? Was wird los sein? Nichts wird los sein und wir haben nichts zu fürchten und zu bergen! Aber wer erlaubt Euch, zu horchen? Donnerwetter, Ihr sollt zur Rede stehen, — wer weiß, wer Ihr seid — habt Ihr ein gutes Gewissen, nur herein da!“

Sachs riß die Thüre auf.

„Wenn es auf ein gutes Gewissen ankömmt, hab' ich mich gewiß nicht zu scheuen," entgegnete Der, welcher mit verbindlicher Geberde eintrat. „Dürft sicher sein, daß ich — ah, irre ich nicht, so seid Ihr Herr Abraham Sachs, und dort der Herr ist Herr Meshov —"

Dieser und mehre Andere waren, höchst unzufrieden mit dem Aufsehen, welches Sachs machte, eben näher getreten.

„Nun ja, ich bin Abraham Sachs, aber wer seid Ihr?" schnaubte er den jungen Herrn an.

„Ich bitte, Euch gütig zu moderiren, ehrenfester Herr und Volksfreund," kam es entgegen, „ich bin Herr Paul Rigge."

„So! Wer ist das? Weß Zeichens seid Ihr?!"

„Bitte, nur nicht so heftig. Bin meines Zeichens angehender Kaufherr, lebe aber vor der Hand noch frei von meinen Mitteln und bin gebürtig von Frankfurt am Main."

„So!"

„Ja, und ich bin, wie ich mir sagen darf, keines Wegs von der Art und Weise, daß mir eine argwöhnische Begegnung von hochehrenwerthen und einsichtsvollen Männern des Volkes gebührt; sintemal ich mir solcher vortrefflichen Intentionen bewußt bin, daß ich vielmehr allseitig gütigste Inclination meritiren dürfte — ja, Ihr Herren, wenn ich auch bis dato als ein Fremder zu Köln nichts weiter gethan habe, als daß ich mich der Freundschaft von Personen und Häusern rühmen kann, welche die Inclination der Volkspartei gewiß

selbst verdienen. Ich nenne zum Beispiel nur das Haus Dresen!"

„Ah, Ihr seid am Ende der Freund des jungen Herrn Norbert?" hüstelte Meshov. „Ja, ja, ich erinnere mich. Hm hem. Nun da ist ja Alles gut und recht, und bitte, legt uns das gerade Wesen unseres Freundes Sachs nicht übel aus. Das ist Alles gut gemeint und hat seinen Grund in nichts, als der Neugierde mancher Leute, die da die Köpfe schütteln, wenn sich tugenhafte Männer in dieser düsteren Zeit irgendwo einen vergnügten Abend machen. Hm hem. Aber bei Euch ist's anders, und wir sind sehr erfreut, daß der Zufall Euch in unsere Mitte führt —" ein Fingerdruck auf den Rücken des Sachs begleitete die letzten Worte — „nicht wahr, Freund, Ihr saht den Herrn für einen stolzen Junker an und bedauert Euere Heftigkeit?"

„Ja wohl, thut mir sehr leid," würgte Sachs vor, dazu er in ungeschlachter Weise so freundlich als möglich wurde, um Herrn Paul unschädlich zu machen.

„Da seht Ihr," fuhr Meshov fort. „Beliebt es Euch, junger Herr, den Abend bei uns zuzubringen? Wobei ich nur bemerke, daß es spät immer sehr feucht und kalt wird — hm hem, Ihr sollt da bestens eingeladen sein. Ihr könnt dann auf dem Weg drüben an der kleinen Lände heimkehren. Denn geradewegs aus der Diepengaße möchtet Ihr doch wohl nicht kommen — — hm hem — am Wenigsten in so später Stunde, Ihr versteht doch wohl?"

„Ich glaube Euch ungefähr zu verstehen, Herr Meshov," antwortete Paul Nigge erröthend, „und wenn

ich ehrlich reden soll, möchte ich es wirklich nicht. Nehme auch an, daß Ihr Herrn sämmtlich von wo anders hergekommen seid, um keinen Anstoß an guter Sitte zu geben."

„Das ist sicher," polterte Sachs, „wir sind Leute, die auf gute Mores sehen — Donnerwetter, da fehlt sich nichts!"

„Bin ganz fest überzeugt," sagte Herr Paul, sich vor Sachs verneigend. „Nun, was mich betrifft, so ging ich außerhalb in verschiedenen Gedanken und Träumen, wie sie Jeder mehr oder minder hat. Ach du lieber Gott, ich habe ja gar vielen Grund. Und wie ich just drüben heim wollte, hörte ich Euere Stimmen und dachte —"

„Habt Euch weiter gar nicht zu entschuldigen," fiel Meshov ein. „Entscheidet Euch nur freundlichst, ob Ihr Eueren Träumen noch nachhängen, oder bei uns bleiben wollt. Desfalls müßten wir Euch gleichwohl nur bitten, vor der Hand bei Jedermann ohne Ausnahme reinen Mund zu halten. Hm hem. Denn so wenig wir läugnen, freisinnige Männer zu sein, die von Herzen weg von Dem und Jenem sprechen, was dem Vaterlande noth thut, eben so wenig ist es uns besonders darum zu thun, durch irgend ein — hm hem — unvorsichtiges Wort in schiefes Licht und in's Gerede zu kommen. Das könnte dem hochweisen Rath der Stadt Gelegenheit geben, unsere abendlichen Vergnügen zu stören, die sehr harmlos sind — hm hem — aber von ihm doch anders ausgelegt werden könnten."

„So ist's," sagte Sachs, „ganz harmlos sind wir, lauter christliche, ehrenfeste Männer, wenn wir denn auch etwa ein lauteres Wort unter uns reden — beim Henker, wir wissen eben, wo uns der Schuh drückt. Aber deshalb —"

„Nun muß ich Euch bitten, Euch nicht gar zu sehr zu entschuldigen," entgegnete Paul Rigge. „Ich habe mich schon ausgesprochen und bin nicht so inexpert in der Welt, daß ich nicht wissen sollte, was es in heutiger Zeit um die Naseweisheit eines hochweisen und hochgebornen Rathes irgend einer Stadt sei. O das kann ich mir sehr wohl imaginiren! Und ich füge nur hinzu, daß ich zu Frankfurt mit meinem Stiefvater, Herrn Goldstein, weit besser stünde, wenn ich nicht unbedingt mehr zum Volk hielte, als zu den Anderen. Mehr hab' ich nicht zu sagen. Solltet Ihr also diesen Ort wirklich gewählt haben, diverse, wichtigere Dinge zu discutiren, so bin ich gewiß nicht der Mann, es zur Unzeit an die große Glocke zu hängen. Darauf geb' ich Euch mein Wort. Und wenn mich Herr Sachs, weil er mich nicht kannte und nichts Näheres von mir wußte, ein wenig hart anließ, so bin ich weit entfernt, einem gutmeinenden Mann aus dem Volke Etwas nachzutragen —" welchen Worten Herr Paul eine neue Verbeugung folgen ließ. „Im Uebrigen danke ich, die Ehre wohl anerkennend, auf's Beste für die geschehene Einladung, indem ich keinen Gebrauch machen kann, da ich noch heute einen Brief nach Frankfurt zu schreiben habe. Damit Gott befohlen und nehme ich allerseits freundlichen Urlaub."

„Nicht ohne daß Ihr uns Bescheid gabt“ — fiel Sachs freundlich wiehernd ein, „und wer weiß, könnt Ihr uns manchen guten Rath geben, Ihr bedünkt mich der rechte Mann.“

„Das will ich weder behaupten, noch gänzlich denegiren, entgegnete Paul, indem sich die Redelust mit einem Mal einstellte. „Es frägt sich nur, ob Ihr Herren Alle mir nicht in Uebel nehmt, wenn ich mir in meinen viel jüngeren Jahren erlaubte, Rathschläge zu geben.“

„Was, in Uebel nehmen, ha ha!“ fiel Sachs ein. „Euch, der das Volk liebt und schier gelehrter lateinisch reden könnt, als Herr Niklas Gülich.“ Er brachte, in Begleit der an den Tischen Zurückgebliebenen, zwei Humpen und bot ihm einen an.

„Sollt leben, junger Herr von Frankfurt!“

„Und Ihr desgleichen Alle,“ sagte Paul Nigge, indem er eine bedeutsame Stellung annahm. „Ich trinke auf Euer und das Wohl der theueren Stadt Köln, auf daß sie zu besten Zeiten gedeihe. Und ich trinke, specialiter gesagt, auch auf das Wohl des Herrn Gülich, wie der Männer, welche ihn ihrer Geneigtheit nach vollen Meriten würdig halten. — Ja, Ihr Männer aus dem Volke, es ist eine schöne Sache, zur Freiheit beizutragen. Ja das ist so. Und wie ich Euch da sehe und mir wohl denken kann, daß Ihr nur das Beste in Absicht habt, kann ich mich nur freuen und die feste Ueberzeugung aussprechen, daß auch Alles gut werden muß — wenn Ihr durchaus nicht ablasset, sondern rastlos fortarbeitet!“

„Hoch!“ erscholl es rings.

„Ich danke für Euere Billigung," fuhr Paul fort, „und werde diesen Augenblick nie vergessen! Ja, Ihr dürft nicht ablassen, habe ich gesagt. Und ich habe gesagt, Alles wird gut werden. Ja Ihr Männer, glaubt fest, so wird es sein. Aber — — es wird nur dann so sein, wenn Ihr die Männer gehorsam unterstützt, welche eben, wie Ihr Alle, auch das Beste nachdrücklich — ich habe gesagt „nachdrücklich" — aber auch mit „Vernunft" wollen!"

„So ist's," polterte Sachs, „Vernunft, das ist die Hauptsache?"

„Ja," fuhr Paul fort, „und die Männer, welche dies sicher zu effektuiren suchen, diese Männer sind Judendunk und Doktor Hesselmann! An Diese haltet Euch, Ihr edle Männer des Volkes, Ihr viel geehrte Freunde!"

„Hoch, hoch!" erscholl es.

Paul Nigge dankte nach allen Seiten und fuhr fort: „Ja Freunde, habe ich gesagt! Denn wenn ich auch kein geborner Kölner bin, sondern, wie gesagt, von Frankfurt am Main, so bin ich doch, wie mein Freund Norbert Dresen und dessen Oheim Herr Bernhard Dresen, und wie mein anderer Freund zu Amsterdam, Herr Heinrich Thonet, gewiß voll Freimuthes — wie daheim, so hier — und so kann es nicht anders sein, als daß ich Allen Freund bin, welche freimüthig sind!"

„Hoch, hoch, hoch!" erscholl es wieder.

Ja, so ist es," fuhr Paul in wachsendem Rednerbewußtsein weiter. „Also seht zu, daß Ihr mit Kraft ausharret, ehrenfeste Männer und Freunde, aber auch

— nichts für ungut — daß Ihr durch zu große Hast und Impetuosität nicht Etwas aufkommen lasset, was der Freiheit, statt ihr zu nutzen, vielmehr schaden könnte."

Noch vielfachere Hochrufe schlugen auf.

„Nicht wahr, es ist ein großes Wort, welches ich aussprach," fuhr Paul in stets mehr gehobener Weise fort. „Nicht wahr, Ihr edlen Volksfreunde, Ihr selbst — so zu sagen, der ausgesuchteste Theil desselben — etwas so Schädliches würdet Ihr nie effektuiren wollen?"

„Nein, nein — Hoch — fällt uns nicht ein" — erscholl es durcheinander.

„Recht so! Euere wiederholten Begutachtungen ehren mich ungemein. Doch gerade deshalb muß ich Euch bitten, mir nichts für ungut zu nehmen. Ich wiederhole ausdrücklich, daß es mir — wenn ich auch vielleicht einige, ja vielleicht noch mehr nützliche Gedanken habe — eigentlich doch nicht wohl ansteht, älteren Männern und Freunden einen Sermon zu halten und, so zu sagen, Lehren zu geben, deren sie im Ganzen nicht bedürftig sind. Aber, an schöne Ueberzeugungen gemahnt, darin bestärkt zu werden, das kann Euch nicht unangenehm sein, selbst wenn es ein Jüngerer sagt!"

Wieder brach Beifall aus, welchen Paul dankbar annahm, zugleich er Anlaß fand, sich etwas höher anzuschlagen.

„Ja selbst, wenn es ein Jüngerer sagt!" fuhr er fort. „Ueberhaupt kömmt es ja doch nicht immer darauf an, wie alt man ist, sondern darauf, was der Eine weniger, der Andere mehr aus früheren Zeiten, und was da geschah, gehört und gelesen hat — ja, Ihr Herren

und Freunde, und nicht etwa allein in der Historia und denjenigen Politicis, sondern auch in den berühmten Poéten, die da oft mit wenigen Worten die größten Wahrheiten zum Besten geben! Wie da Einer ist, der da sagt — und was er sagt, trifft ganz genau zu auf Das, was es hier gilt —

„Im Leben gilt es stets — Tenacität und Kraft,
Wer diese Zwo nicht hat — niemals was Grosses schafft
Doch für das wahre Wohl — sind sie doch nicht genung
Kömmt nicht zur rechten Zeit — dazu die Mäßigung!

„Ja, Ihr Männer, Das ist es! Ausdauer, Nachdruck und Kraft — — — aber — auch Vernunft und Moderation respektive Mäßigung!"

„Hoch, hoch, hoch!" stürmt es auf.

„Ja," rief Paul, „darum handelt es sich —! Schaut hinauf zum Himmel und Ihr findet den Beweis. Wenn es lange heiß war, ist langer Regen ein großer Segen. Wenn aber ein Wolkenbruch kömmt, ist es Verderben! Wenn es lange naß war, will der Mensch milden Sonnenschein. Wenn sie aber zu lange und heftig herabbrennt, brennt Alles aus — und was noch steht, schlagen die Wetter zusammen! — Also und mit Dem glaube ich mich nun genug expektorirt zu haben, und zwar aus tief bewegtem Herzen. Haltet Ihr getreulich zu dem trefflichen Niklas Gülich, und er und Ihr alle sollt zu Judendunk und Hesselmann halten. Dann bin ich fest persuadirt, daß Ihr treffliche Progressen macht, ohne daß Ihr Gefahr lauft, oder Anderen Gefahr bringt! Damit schließe ich meine Anrede — bitte wiederholt, mir meine Offenheit nicht für

ungut zu nehmen — und trinke noch einmal auf das Gedeihen der edlen Stadt und aller Derer, die mit Kraft, aber auch Vernunft und Moderation oder Mäßigung für ihr wahres Wohl besorgt sind!"

Ungeheuerer Jubel schlug auf, zu welchem Herr Sachs mächtig beitrug.

Paul Nigge war kaum im Stande, schnell genug nach allen Seiten anzustossen, und an derben Umarmungen fehlte es nicht. Nach wiederholtem Versprechen, reinen Mund zu halten, verließ er, ganz betäubt von Beifallsbezeigungen, den Garten. Worauf er sich von der Diepengasse weg und wieder dahin wandte, von woher er gekommen war, und im Bewußtsein, eine öffentliche Ansprache und zwar mit größtem Erfolge gehalten zu haben, den Weg in der Runde fortsetzte, um von der anderen Seite her zur inneren Stadt zurückzukehren.

Als er schon ziemlich entfernt war, hörte er noch immer vieler Stimmen Schall, den er billig für erneuten Beifall hielt.

Aber es war das Getöse des Hohnes, welches an sein Ohr schlug —

Bald darauf wandte sich Abraham Sachs zu den Tischen, wohin alle Anderen folgten, und gab in lärmender Weise zum Besten, daß die von Paul Nigge gepriesenen Partei-Gönner gewiß nicht scharf genug zu Werke gingen, wenn es gelte. Dabei kamen die anwesenden Genossen auch nicht ohne Vorwürfe über zu ruhiges Verfahren davon. Was die Hauptführer stumm und mit spöttischer Geberde anhörten, während der Gastgeber Lützenkirchen, der stimmerasselnde, dicke Wirth

Bieren und der jübelnde Jösten nicht so gleichgiltig blieben, wodurch Sachs in desto größeren Eifer gerieth, einen halben Humpen leerte, ihn zornig auf den Tisch stieß und auf Lützenkirchen eintos'te:

„Donnerwetter, und es ist doch so, wir verschlenzen die Zeit! Ja das thun wir, und Ihr Lützenkirchen, habt schon gar kein Recht zum Widerspruch! Traut Euch nicht einmal verlauten zu lassen, daß wir bei Euch sind! Ihr Luftfechter, Ihr stehende Windmühl', Ihr Krautkrämer! Das wär' recht, — 'raus muß die Sach' und bald! Ich frag', wie ist's mit „Transfix" und mit dem „Rathseid?" Wie lang soll's noch währen, daß die Hochmögenden schulschwänzen um das Recht der Stadt? He? Daß der Blitz drein schlag?! Und wenn wir die Bürgermeister nicht bald beim Kopf nehmen — alle Teufel, habt Ihr verstanden? Ich frag', wie kann der Krebs so keck sein? Ihr wißt doch! Daß der Donner, das Hausthor auf Stadtkosten soll ihm hoch kommen! Was meinen denn die Herren? Nichts, als essigsauere verfluchte Willkühr! Ja Willkühr und Tyrannei und unser Geld verprassen, hab' ich gesagt! Mag's ihnen in die hochgespannte Nas' duften, was ich gesagt hab', wie derselbige gute Geruch vom „Mariengarten" —!" Vielseitiges Gelächter lärmte auf. „Aber laßt nur mich ungeduldig werden, dann glauben sie — sie seien im „Perlengraben" bei den Weißgerbern und Leimsiedern!" — Noch lauteres Lachen schlug auf. „So sag' ich, und ich sag' —" einen mächtigen Schluck that er — „ich acht' den Gülich hoch! und lieb' ihn, und genug ist's, wenn ich das thu'

Wenn sich aber auch der Gülich nicht bald mehr rührt, als Ihr, so daß wir da wären wie die Schellennarren und Reimsprecher auf Weiberfastnacht, dann komm' ich und wirf mich auf und dann geht's aus einem anderen Ton! Das sagt meine tugendhafte Tochter Judith schon lang: „Wenn ich nicht dreinfahr', wird's nichts Rechtes! Nieder, grad aus, nichts angeschaut, drauf und drein," sagt sie, und so sag' ich auch! Das Volk ist gleich bei der Hand, wenn der Sachs schreit: „Her da, mir nach, nieder mit der ganzen Brut, sie ist nicht werth ein Faß Schillingsbier, wenn's sauer ist!" Nieder, sag' ich, mit dem hochweisen Pack, das uns zuletzt noch fressen läßt vom Franzosen oder vom Kaiser! Schlag' der Blitz in sie! Und einen Keil auf den Churfürsten auch mit sammt seinem Fürstenberg! Was da, nieder mit der ganzen Meute! Und wenn die Pfaffen von eitel Fried' und Gehorsam lügen und das Volk aufhalten, und wer zu ihnen hilft, Alle in's Verderben! Das schwarze Schelmgesind', das uns freien Sinn und Mannesmuth binden will, und daß wir nicht thun können, wie wir wollen! Jetzt hab' ich's Euch gesagt! Nicht daß ich gesagt hab', daß ich den Gülich veracht', nein Den respektir' ich und hab' ihn lieb, hab' ich gesagt — aber geschehen soll was, sonst — daß der zehntausend Gottesblitzdonnerkeil dreinschlag' — so viel hab' ich gesagt, der Sachs!"

Und mit Hülfe des Humpens in stets größerer Hitze und stolzer Entrüstung, gerieth er noch lange nicht zum versprochenen Ende seiner stets verwirrteren Ansprache, welche durch jeden Versuch der Unterbrechung und Warnung vor zu großem Lärmen nur an Ausdehn-

ung gewann. Besonders erwiesen sich die heiseren, mehrfachen Ermahnungen Meshov's fruchtlos.

Der Gerber Westhof aber warf kein Wort dazwischen, sondern saß mit aufgestützten Armen, den Blick der Verachtung auf Sachs heftend, da. Eben so und noch theilnamloser verhielt sich der Schmied Schürmann.

Endlich wurde dem Poltern des Herrn Abraham Sachs durch das Erscheinen Gülich's an der unteren Gartenthüre ein Ende gemacht. Sachs und Meshov machten sich auf, und auch Westhof erhob sich in verhängnißvoller Ruhe, ihn zu empfangen.

„Was seid Ihr denn so lange weg?“ warf Sachs ungeschlacht freundlich und plötzlich fast unterthänig thuend hin. „Ist's doch nicht anders, als ob Ihr zu uns Pilgerschaft gehen müßtet nach Melaten, Rodenkirchen oder St. Gezelin im Wald —“ ein nicht undeutliches Schwanken seiner mächtigen Gestalt begleitete die Worte — „wann Ihr es öfter thut, bin ich im Stand und richt Euch Euere ganze Hochwichtigkeit zu Grund!“

„Ja, ja, Ihr seid in großer Gefahr, herabgestochen zu werden, Freund Gülich,“ fiel Meshov höhnisch lächelnd in das Wort, und sein oft wiederkehrendes Hüsteln stellte sich für einen Augenblick lebhaft ein. „Doch Scherz bei Seite, es ist spät geworden, und ich besonders bin um die Abendluft besorgt, hm hem — Ihr wißt, daß ich mich zu schonen habe.“

„Ja wohl,“ entgegnete Gülich lächelnd und dabei dem Gerber Westhof zunickend, der schweigend dasselbe that, „Ihr fürchtet Schnupfen und Kratzen in der Kehle.

Das müßt Ihr aber in künftigen Zeiten schon wagen, drin's anderen Leuten auch an den Hals kommen könnte — und in einer anderen Weise, wenn es nach dem Willen unseres Freundes Sachs ginge. Nun wer weiß!"

„Das hat er gut gesagt," fuhr Sachs drein. „Sie meinen Tag für Tag mehr, wir spielten etwa den Zinterklohs und Hans Muff auf Weihnachten, daß wir nur die Kinder erschreckten und ihnen hinterher vergüldete Nüße schenkten, wenn Sankt Barbara eine schöne Bitte einlegte! Nichts da, mir bricht die Geduld, und Euch hoff' ich, auch bald, daß der Singsang nimmer geht, sondern die Sturmglocke heult!"

Ganz schwanken Schrittes hatte Sachs die Worte gesprochen.

„Schon recht," entgegnete Gülich, „falls je nöthig, wird sie schon heulen. Aber laßt Euch Herren nur sagen, weshalb ich so spät komme. Ich hatte lange Unterredung mit einem gewissen Mürkens. Ich sage Euch, er ist nur ein Tüncher, aber der Bursche schwärmt für die gute Sache und mich. Er hat, was noch besser, als Letzteres ist, einen ganz scharfen Verstand, ist verzweifelt schlau, und hat eine Zunge, laut und still, wie man sie nur will."

„Ich kenn' ihn schon," warf Sachs ein. „Ja dumm ist er nicht."

„Gewiß nicht," entgegnete Gülich. „Mir, vielmehr uns Allen, fehlte bisher ein solcher zu Allem dienlicher Geselle. Aber jetzt kommt zu den Anderen!"

„Laßt Euch nur noch berichten, was sich vorhin begab," sagte Meshov. Und mit wenigen Worten er-

zählte er von Paul Rigge's Ankunft und Rede und von der Veranlassung zu Allem durch Abraham Sachs.

Gülich lächelte über das Befragen und die Mahnungen des jungen Herren und richtete dann, während er seinen Weg fortsetzte, einen ziemlich unzufriedenen Blick auf Sachs, welcher denselben in einiger Verlegenheit aufnahm. Denn wie prahlerisch er vor kurzer Zeit im Hinblick auf Gülich gesprochen hatte, in der Nähe des bewunderten Geistes schrumpfte sein Hochmuth immer bald zusammen. Um mündlichem Vorwurf zu entgehen, suchte er rasch nach Etwas, wodurch er Gülichs Unmuth auf etwas Anderes lenken könne, und er glaubte das Rechte gefunden zu haben.

„Halt," sagte er plump zuthunlich, „Gülich, wie — wie steht's denn mit dem Geld und Gut der hochseligen Barbara?"

„Ist noch nichts geschehen," warf Jener gleichgültig hin, während er weiter schritt. „Die Summe wäre mir allerdings angestanden. Aber nicht Meinerwegen — Ihr kennt mich ja, — sondern wegen Anderer. Ich hätte jüngst gar gern verschiedenen abgehausten Bürgern und alten Frauen aus der Noth geholfen. Aber es ging eben nicht. Zwar that ich Einiges — indessen es nimmt Alles zu leicht ein Ende. Nun und da kann ich dann nicht kurzweg zu meiner Frau sagen, sie sollte mir die geerbte Sache anvertrauen, ich sei derselben bedürftig zum Handel, oder wie sonst. Das wäre ja nicht wahr. Von der großen Wohlthätigkeit hat sie auch keinen Begriff und von meinen nöthigen Ausgaben auf dem Himmelreich und anderen Zunfthäusern oder

in Gärten, wie hier, noch weit weniger. Also kann ich letztenfalls nichts zumuthen, und erstenfalls müßte ich, wie gesagt, lügen. — Ihr wißt aber, daß ich das über Alles hasse.

„Ja was Lüge, was Handel!“ warf Westhof ein, „Ihr habt nichts zu sagen, als: Ich bedarf des Geldes! Hat es auch eine andere Bestimmung, so hängt die vorläufige Verwendung doch nicht vom Willen Euerer Frau ab, obschon sie erbte, sondern doch gewiß von dem Euerer schönen, trefflichen Tochter, denn Ihr sagtet uns ja selbst, ihr sei es eigentlich bestimmt.“

„Nun und Euere sanfte, schöne Tochter,“ setzte Meshov hinzu, „wird doch wahrlich, als folgsames, wohl einsichtiges Kind, nicht Nein sagen? Sie wird schon mit der Frau Anna sprechen. Hm, hem, wozu bedarf sie denn auch selbst je der bewußten Summe und Kleinode? Die holde Jungfrau hat ja ohnedies —“ mit unverkennbarem Spott begleitete er die Worte — „die größten, goldenen Hoffnungen mit Herrn Norbert Dresen, wenn sein „freigesinnter“ Oheim sich zurückzieht vom Handel oder gar vom gelobten irdischen Dasein. Schöne Aussichten! Euere Tochter verdiente wahrlich eine größere Sicherheit und ein besseres Loos. Nehmt mir nicht übel, aber Ihr seid doch verzweifelt — hm hem — verzweifelt schnell dagewesen mit Eurem Ja.“

Gülich erwiederte nichts und zuckte nur mit den Schultern, während der Gerber Westhof sein dunkles Auge auf Meshov richtete.

„Nun so antwortet doch!“ mahnte Sachs. „Ist doch etwa eine andere Kralle im Spiel? 'raus mit der

Sprach'! Ihr sagtet neulich Etwas vom hochheiligen Pater Thomas!"

„Allerdings," versetzte Gülich, „der fromme Herr Pater, den ich übrigens wirklich sehr verehre — nun was lacht Ihr denn, Sachs —? scheint mir im Spiel zu sein. Es bedünkt mich überhaupt, er schenke mir nicht das größte Vertrauen und trug, glaube ich, schon früher die Schuld, daß die alte Frau Barbara jeder Zumuthung auswich, wo es sich um wirkliche Aushülfe im Geschäft handelte. Ich sage Euch das ganz offen. Uebrigens sprach sie beim Sterben selbst Worte, welche mich dem Pater als nicht ganz zutrauenswerth hinstellen mußten. Wozu viel Rede? Es hat ganz den Anschein, als ob der ehrwürdige Herr eine Art Aufsicht führen solle!"

„Und das laßt Ihr Euch gefallen!" unterbrach Westhof kalt, indem er seinen Schritt einhielt.

„Vielleicht nicht immer," antwortete Gülich leichthin. „Ich ehre den geistlichen Stand gewiß hoch und so weit, als es nur immer möglich und nöthig. Ehrlich gesagt, vielleicht beinahe zu viel. Es könnte aber eine Zeit kommen, in der ich dem bewußten Herren von der Clerisei meine Meinung andeutete und mir eine gar zu liebvolle Bevormundung verbäte."

„Das thät' ich sobald als möglich!" fiel Sachs ein. „Der Gauch, der! Was braucht Euere Tochter Geld? Und dann sag' ich so — ich sag's. Bedürfte sie's je wegen des Herrn Norbert, nun so taugte der ganze Liebeshandel nichts. Schlag' der Donnerkeil drein! Ich bin Wittwer und hätt ich keine erwachsene Tochter,

wär' die Sache bald abgethan, ich nähm' mir wohl den Muth, und mit dem Springinthau Herrn Norbert Dresen wär' ich bald fertig!"

„Ja sicher, das möchte Euch wohl ein Leichtes sein," hüstelte Meshov mit spöttischer Geberde.

„Etwa Euch?"

„Hm hem, davon rede ich nicht," versetzte Meshov rasch. „In Einem aber habt Ihr sicher recht. Dieser Herr Norbert steht erst in Erwartung, ob er je Weib und Kinder freieigen nähren kann. He he, sehr gut. Aber es kommt noch ganz etwas Anderes dazu. Er und sein Oheim thun immer freisinnig, wunderwie, und ich wette meine Seele darauf, wenn es je auf das Geringste weiter ankäme, als sie etwa für gut fänden, würfen sie insgesammt den ersten Stein auf uns und machten Reu' und Leid, daß sie auch einmal frei zu denken wagten. Hm hem. Ich sage Euch, Gülich, ich zähle sie unbedingt zu den Vielen, die wir zwar jetzt durchaus nicht verwerfen dürfen, die wir aber später vielleicht mehr zu fürchten haben, als unsere Feinde von nun. Hm hm hem."

„Wahr gesprochen," warf Westhof dumpfgrollend hin. „Mit offenen Feinden weiß der Mensch, wie er daran ist — sind sie zerschmettert, ist es aus mit der Gefahr — die Anderen bleiben stets gefährlich."

„Recht hat er, recht," polterte der schwanke Sachs, „er hat gesagt, was ich sag'. Die Halbthuer, die Wünscher und Versprecher, die Rechtsquacksalber —"

„Gut gebrüllt," unterbrach Westhof ruhig, aber mit gewohnt dröhnender Stimme. „Quacksalber sind sie,

auf die man hofft — und wenn ihre Mittel nichts helfen, welschen sie: Ihr habt zu Viel oder zu Wenig genommen! Und damit sollte man die Hände wieder in den Schooß legen und die Daumen drehen, während Einem der alte Zorn das Herz zweifach zerreißen möchte? Was? Von ihnen abhängig sein, daß sich das Volk dächte: So und so viel ist auch genug!" Beide Hände ballte er. „Besten Falls möchten sie großen Theil am Sieg und zur Sache doch nichts gethan haben!"

Gülich nickte gewißermassen einverständlich zu.

„Ja ja, es könnte eine solche Zeit kommen," sagte er, „und ich erwarte, daß Ihr dann Euere Stimme gegen solche „halbe" Freunde nicht schonen werdet. Was innere Feinde betrifft, versteht sich das von selbst, wenn meine Stimme nicht ausreichen sollte."

„Ha ha, sollt nicht fehlen!" rief Sachs. „Ihr könnt aber auch donnern, wenn Ihr wollt. Hab's Zeitweise wohl herausgemerkt, wie's um Eueren Brustkasten beschaffen ist — schlag' das Wetter drein, Ihr laßt Euere Kraft nur zum Schein um die Ecke gehen!"

„He he, Ihr macht heute ganz gute Witze," sagte Gülich.

„Und was den Mammon der alten Großmutter betrifft," fuhr Sachs fort, „seid nicht so zahm. Gebricht's außerdem, sagt's nur — ich bin schon da!"

„Und so lang' ich Etwas hab', habt Ihr's auch!" fügte Westhof bei.

„Und an mich werdet Ihr Euch wohl nicht zuletzt wenden," grinste Meshov, „ich bin stets gerne bereit —"

„Werde mich hüten, Euch zu mißbrauchen," entgegnete Gülich ablehnend.

„Was da mißbrauchen, was Sprache!" höhnte Sachs. „Der Meshov hat Geld genug! Wenn die gute Zeit kömmt, wird schon abgerechnet. Und die kommt, die muß kommen, das sag' ich, der Sachs, und Ihr sollt —"

„Erhitzt Euch nicht noch mehr, als Ihr zu sein scheint," unterbrach Gülich, „und habt Alle so viel Vertrauen zu mir, als ich zu Euch. Und jetzt laßt uns nicht länger verweilen!"

Nach einigen anerkennenden Worten über die Dienstwilligkeit der ehrenwerthen Freunde gab er keine Veranlassung zu weiterem Gespräch.

So schritten sie selbviert die noch kurze Strecke entlang und kamen zu der übrigen Schaar, von welcher Gülich mit Ungeduld erwartet wurde.

Laut wurde er begrüßt — worauf er an der Seite Meshov's und Westhof's Platz nahm, während sich ihm Herr Abraham Sachs gegenüber postirte und zwar stehend, über einem verkehrten Stuhle die riesenhaften Beine gespreizt und die Arme aufgelehnt. Ein Brauch, welcher auch bei verschiedenen Anderen der Gesellschaft eingehalten wurde, insbesondere beim ernstschauenden Schmied Schürmann.

Das hin und her Zutrinken verhinderte Gülich offenbar, die Aufschlüße zu geben, welche man in verschiedenen Angelegenheiten der Stadt erwartete, und obwohl sich manches Mal ein dazu günstiger Augenblick zeigte, sagte er doch nichts. Dagegen verrieth seine ganze

Art, daß er nur schweige, um so viel Mehr an Tag zu fördern, wenn er einmal anhöbe.

Einen Schlag mit der Faust that es plötzlich auf den Tisch, daß beinahe die Humpen umfielen.

Dazu grollte der Gerber Westhof: „Nun, wird's einmal was, Gülich?"

„So ist's — beim Teufel, schlagt los!" mahnte Sachs. „Unsere Ohren sind schon lange gesattelt!"

„Nun denn!" sagte Gülich.

Allen gesellschaftlich frohen Anstrich von seinem fahlen, aber manches Mal flüchtig gerötheten Antlitz tilgend und einen senatorischen Ernst annehmend, richtete er sich auf, setzte beide Hände auf den Tisch, sann noch eine Weile und sagte dann, ganz ruhig einleitend:

„Ihr Herren! Es wäre von Ueberfluß, Euch Alles zu wiederholen, was wir als nicht geltend und nicht sein sollend erkannt haben. Ihr Alle habt das als wohl einsichtige und, ich möchte sagen, mehrentheils sehr tief schauende Männer längst theils selbst empfunden — theils habe ich es Euch aus den treffenden Haupturkunden, Codicibus und Anderem pflichtmäßig vorgetragen und erklärt. Was ich mir keineswegs zu besonderem Verdienst anrechne. Denn Ihr wißt, daß ich zufällig in allen Gesetzen und Verordnungen der Stadt Köln so ziemlich bewandert bin und meinen Mann stelle, ob ich auch kein Baccalaureus bin, oder gar Doctor juris utriusque. Möchte mir aber so gar schwer nicht ankommen, es bald zu sein und Einen vorzustellen, darauf könnt Ihr schwören."

Er hielt ein wenig ein und fuhr dann fort:

„Da Ihr nun so ziemlich wißt, um was es sich in Sachen der Rathsordnung, der Gelderverwendung und alles Anderen handelt, und eben so wohl, wie ich beim ungesetzlichen Rath vor etlichen Tagen schon wieder angeschwärzt zu werden, die Ehre gehabt habe: Als ob ich im Himmelreich von jeher und jüngst „Unrechtes" verlangt und mich Eueres hochehrenden Vertrauens und Beistimmens zum reinen Trotz gegen die bestehende Gewalt bediente — so werdet Ihr Euch vielleicht wundern, Ihr Herren, daß ich so ruhig bleiben konnte und bis jetzt nichts gesprochen habe? Aber es ist einem weisen Manne, wollte sagen einem Mann meiner Art und gesunden Einsicht nicht eigen, anders zu sein, als ruhig, vorsichtig und behutsam lauernd, wenn es der Vorbereitung zum Kampfe gilt. Und daran sind wir. Im Kampfe selbst bin ich dann anders."

„Was Wetter, was ist geschehen, was betrifft's?" drängte Sachs.

Ohne sich beirren zu lassen, fuhr Gülich ruhig weiter:

„Ihr wißt, wie es mit der Stadt wegen der großen Summa steht, welche ihr der Kaiser für Winterquartiere und als Contributionsgelder aufgelastet hat. Die Zahlung ist nicht erfolgt. Der Senat sagte: „Wir haben nichts." Ja, glaub' es gerne, weil er mit den Stadt-Mitteln schon auf die wahre Weise gewirthschaftet hat. So steht also die ruhmwürdige Stadt auf's Neue in schlechtem Ansehen vor der Welt und ist doch selbst nicht Schuld. Ich frage, was folgte auf das schmachvolle Bekenntniß, nichts leisten zu können? Die Kaiserlichen und Osnabrückner griffen zu, fahnden schon seit

einigen Wochen auf unsere Kaufherrnzüge gen Fankfurt, führen die Handelsherren weg und geben sie nimmer heraus bis zur Auslösung. Das ist denn doch, liebe Freunde, worüber wir hinaus zu sein glaubten. Richtiges Stegreifritterwesen über uns kommen lassen! Nicht wahr, eine schöne Bescherung unserer hochweis' und fürsichtigen Bürgermeister und des größten Theils der gelobten Sippe im Senat?"

Arges Unmuthsgemurmel wurde laut, welchem Gülich bald abbot und dann fortfuhr:

„Nun ist Euch bekannt, daß die Bürger, welche so zu leiden hatten, sich — mit Recht klagend — an den Senat, und da 's nichts half, an den Ausschuß und engeren Rath wandten — und nicht minder, daß keine Antwort erfolgte, aus welcher Genugthuung erwuchs und Trost für weiterhin —"

„Werden schon erwachsen für weiterhin!" warf der Gerber Westhof hin.

„Sie müssen erwachsen!" polterte Sachs.

„Ich hoffe das auch, edler Meister Sachs," entgegnete Gülich. „Stört mich aber gütigst nicht im Zusammenhang. Ihr wißt, ich spreche jeder Zeit gerne geordnet und ungestört, oder ich schweige besser — und überlasse es Euch, zu sprechen."

Ein leiser Spott zuckte über das ernste Angesicht Westhof's.

Nach einer kurzen Weile fuhr Gülich fort.

„Ihr denkt aber vielleicht, mit den neuen Berichten und Vorstellungen, die man an den Kaiser abgehen ließ, werde doch mindest für die Zukunft ein wenig abgeholfen

werden. Aber, liebe Herren, was soll sich der Kaiser — abgesehen davon, daß er selbst vieler Orte im Gedränge ist — um die Klagen der Stadtobern scheren, die er offenbar verachten muß — und um uns, die Bürger, leider dazu, wenn wir dieses Schlangenregiment nicht demnächst vom Nacken werfen? Ja. Wißt Ihr, was geschehen ist? Eine Antwort ist heute wieder nach Mittag angelangt, die nichts anderes heißt, als: „Zahlt — oder ich komme Euch mit dem noch schärferen Kamm über die Köpfe und reiße Euch an Eurem Perückenwerk, daß Ihr's wohl empfindet! Was frage ich nach Euerer Amtswürde, demüthigen Betheuerung und Euerer ganzen Stadt-Verlegenheit?" So legte ich mir das aus, was mir Doctor Hesselmann sagte. Es ist noch nicht zwei Tage her. Ja. Und wißt Ihr, was noch weiter geschah? Wieder sind zwei unserer Mitbürger vom Heerweg, und zwei Andere von den Schiffen aufgehoben und fortgeführt worden — Die sind der Masboden, der Nagel, der Molsein und der Vorland."

Nur Neugierde, die Namen zu erfahren, hatte den Ausbruch des Unwillens verhindert, welcher nun von allen Seiten erfolgte, dabei Sachs in allen Geberden die größte Wuth zu erkennen gab und so gewaltthätig daran ging, das Wort zu ergreifen, daß es seinen Nachbaren schwer wurde, ihn zu bändigen.

„Schweigt doch!" toste ihn Westhof an, dazu er einen Schlag auf den Tisch that.

„Hoho!" brauste Sachs auf.

„Ja, ereifert Euch nicht, Meister Sachs," sagte Gülich, mit einem festen Blick beschwichtigend, „ich ehre

Eueren Unmuth, aber diese neuen Vorgänge sind mehr geeignet, Euch zu befriedigen, als zu erzürnen."

„Das mein' ich auch," warf Westhof hin, „fahrt fort, Gülich!"

Gülich fuhr fort:

„Wißt Ihr nun, was Doctor Hesselmann und Judendunk nach allem Geschehenen beim Senat durchsetzten? Der engere Rath hat sich endlich doch bereit erklärt, die erlaufenen Verpflichtungen zu tilgen und die noch gefangenen Bürger loszukaufen. Heute um die eilfte Stunde wurde der Beschluß gefaßt. Zu wie viel Dank uns unsere vornehmen zwei Freunde durch Herbeiführung oder Geltenlassung dieses Beschlusses verpflichtet haben, weiß ich nicht genau. Sollten sie damit nur gesucht haben, uns Grund zu weiterem Mißvergnügen zu geben, so wäre das recht schön. Anderen Falles aber wäre das Ganze denn doch ein Umstand, welcher uns veranlassen könnte, die zwei Herren zwar fortarbeiten zu lassen, aber — bei aller ihrer Brauchbarkeit im Allgemeinen — mit ihnen vorsichtig zu Werk zu gehen. Ja. Ich hoffe, man nimmt an, daß ich an das Erstere, Günstigere glaube. Denn Judendunk und Hesselmann sind doch ohne Zweifel ganz vortreffliche Männer, welche —"

„Ja ja ja," unterbrach Westhof. „Sagt nur einmal, wie bezahlt wird!"

„Nun, das ist doch ganz einfach," sagte Gülich. „Natürlich geht man nicht an den Stadtschatz, sondern man nimmt bei willigen Leuten auf. Bei der „Kaufmannschaft" und wohl auch bei den „Gewerken". Und

damit man seiner Zeit ehrlich zurückbezahlen kann, wird man sich schon besinnen, das rechte Wort für eine neue Steuer zu finden!"

„So," fiel Westhof ein, „und gegen etwas Solches hat der Judendunk und Hesselmann nicht mit aller Macht gekämpft?"

„Nun, nun," versetzte Gülich, „seid nur nicht sogleich argwöhnisch! Vielleicht gaben sie doch nur aus Kriegslist nach, um dann das nächste Mal desto gewaltiger einzugreifen. O, dazu sind sie schon die Männer, o ja, dies mit aller Gewißheit, oder ziemlich wahrscheinlich — oder doch nicht gerade ganz unmöglicher Weise zu thun. Ja, ich sage Euch, die Herren haben gewaltig Haare auf den Zähnen, nur sind sie so klug, sie nicht zu früh zu zeigen."

Höhnisches Lachen erscholl, welches aber von der gewaltigen Stimme des Sachs überdröhnt wurde.

„Zahlen? Wir zahlen?" rief er. „Noch eine Steuer?!" Er packte den Stuhl und stieß ihn zu Boden, daß er fast in Trümmer fuhr.

„Ruhig!" gebot Gülich. „Laßt sie nur kommen zum Gremium der Kaufleute, dann bin ich bei der Versammlung, wenn sie mich auch nicht gerne dabei sehen —! Ich werde diesem Herrn Bürgermeister Kronenberg hinzu sagen wissen, was er beispielsweise für Gastereien zu Wien absorbirt und consumirt hat, ihm Verbund und Transfix, Bürgerfreiheit und die Statute in's Angesicht ablesen, daß ihm nichts dergleichen vorkam. Ja ich werde diesem Herrn Kronenberg, Krebs, und wer sonst kömmt, ein Licht aufstecken „coram omnibus"—

das heißt, vor Allen — über den hundertsten Pfenning, die Beiseiteschiebung der tüchtigsten Männer und die Bevorzugung der Verwandten — der Lateiner nennt das „Nepotismus“ — ich will ihnen ihren „Betrug“, ihren „Rechtsbruch“ vor Augen stellen, daß sie die „andere“ Zeit vermerken und sich nimmer versehen sollen, uns die Schellen anzuhängen, wie der Katze — der Stiel wird umgekehrt. So ist's! Und wenn der Herr Judendunk mitkömmt, oder unser anderer Gönner, Herr Doktor und Notarius Hesselmann, und sie könnten sich mir nicht gehörig justificiren, so sollen sie mir das Nöthige wohl zu hören bekommen, trotz aller Freundschaft. Und man soll auch endlich Das zu hören bekommen, was wir denn eigentlich abstringiren — das heißt verlangen und durchsetzen wollen — damit das ganze Leid der Stadt „realiter et radicaliter“ — das heißt, von der Grundwurzel aus — gebessert werde!“

Lärmend wurden diese letzten Worte begutachtet.

„Kennt Ihr das Erste, was kommen muß? Eine „Commissio specialis“ muß ernannt werden, welche alle Klagen der Bürgerschaft anhört — „Inquisitio“ — schärfste Untersuchung muß eintreten.“

„Ja ja, schärfste Untersuchung!“ erscholl es.

„Dann werde ich erst völlig meinen Mann stehen,“ rief Gülich mit wachsender Kraft der Stimme, „anders Ihr mir beständiges Vertrauen schenkt und den Theil des Volkes auf unsere Seite zieht, welcher noch tremolose versirt, das heißt, sich noch nicht offen herausgewagt. Und bald wird Alles zu uns treten, wenn man vom Vorhandensein der eigenen Kraft und unserer un=

umstößlich guten Absichten Kenntniß gewinnt — wenn man reflectirt — will heißen, wenn man in Betracht zieht, daß wir nöthigen Falles auch „ohne“ unsere hohen Gönner den Weg verfolgen, um Köln glücklich zu machen, welches jetzt unglücklich und verachtet ist — und noch nicht einmal gänzlich weiß, in welchem Maß! Ja, Ihr Herren, Viele glauben noch, wie es jetzt ist, sei es zwar nicht ganz gut, aber es werde sich schon geben — und dabei beruhigt man sich. Ja wohl! „Consuetudo Natura potentior“ sagt der Lateiner. Das heißt: Die Gewohnheit ist mächtiger, als die Natur. Nun im Fall der Noth werden wir diese zu große Gewohnheit nicht mehr anerkennen und die guten Leute zu ihrem Glück einiger Maßen „zwingen“ müssen! Rasch bot er drohenden Ausrufen ab und flammenden Auges rief er: „So thut denn Ihr das Euere mit mir, wie ich es mit Euch — Alles für die Freiheit! „Amicus amicis contra inimicos quosque“ sei unser Losungswort. Das heißt: Wir Alle ein Herz, Leib und Geist gegen unsere Feinde, wie sie heißen mögen. Ja, wirkt fort mit heiligem Willen, Ihr einsichtsvollen Männer, bewährt Euere Fähigkeit überall und verhehlt auch nirgends, was „ich“ vom „Rechte“ des Volkes und seiner „Erhabenheit“ denke. Thut das, damit die Gemüther der Zaghaften vorbereitet werden, und man mich immer besser verstehe, wenn ich auf dem Himmelreiche leichte Worte hinwerfe, deren wahrer, tiefer Sinn ebensowohl von Euch, als von mir stammt. Ich werde mich dort bald wieder vernehmen lassen. Findet Euch ein und bringt Viele mit, die Ihr mit der Kraft Eueres Geistes erhellt. Damit schließe ich.

Seid Ihr mein Arm — ich will Euer lebendiges Wort sein. Ich will die Mühe — Euch sei der Preis —!"

Unter Beifallsgetöse, bei dem sich nur der finstere Westhof und der eben so gemuthete Schürmann weniger lärmhaft zeigten, wollte er wieder Platz nehmen.

Aber Sachs hinderte ihn mit dem Zuruf:

„Halt auf und an — Ihr müßt noch Etwas sagen!"

„Was soll ich sagen? Wozu mehr?"

„Das sollt' Ihr wohl hören, und Alle sollen's hören!" Einen tiefen Zug aus dem Humpen that der Sachs, worauf er ihn so nahe an den Rand des Tisches stellte, daß er nahezu umschlug. „Ha, ha, da seht Ihr, wie selbst dem Humpen die Galle überlaufen möcht', daß wir die wahre Sach' noch nicht wissen! Ich frag' — her da mit dem Humpen — ich frag', Gülich, was ist's, wenn die Sach' doch zu langsam geht? Was da Inimicos, was da Inquisitionum, ich frag' — ist das Gered' was werth und das Specialis — den Teufel, wenn's doch nichts hilft — jetzt werdet Ihr mich verstehen — ich kann nicht deutlicher reden!"

Einen furchtbaren Schlag auf den Tisch that er mit der Faust, zu Boden warf er den Stuhl, trat drein und schleuderte ihn in Trümmern weg.

Allgemeine Stille trat augenblicklich ein.

„Ja," sagte dann der Gerber Westhof langsam und seine Stellung nicht verändernd, „die Frage liegt mir auch an. Was dann, Gülich, wenn man das Eisen doch wollte kalt werden lassen, eh' es geschmiedet wird? Das möchten unsere Feinde gewiß — könnten es aber

auch unsere Freunde wollen, wenn sie in der Special-kommission mithantirten und merkten, es könnte „immer weiter" gehen. Ich rede nie viel, das wißt Ihr. Aber jetzt hab' ich geredet und will bestimmte Antwort, will sie im Namen Aller!"

Ruhig lächelnd schaute Gülich zu ihm.

„Sprach ich nicht deutlich genug?" sagte er. Vielleicht versteht Ihr kurze Worte besser, mein immer düsterer, argwöhnischer Freund. So sage ich Euch: „Fiat Justitia, pereat Mundus." Das heißt: Recht muß werden und ginge die Welt darüber zu Grunde! Hoffen wir, daß wir die Feinde bezwingen und die halben Freunde als ganze bewährt finden, damit wir sie nicht unter unsere Feinde zu zählen und sie gleich Diesen züchtigen — wenn nöthig, vernichten müßten. Ja. Euch Allen aber rufe ich zu: Werdet nur Ihr selbst nicht zu früh genügsam! Was auch zugegeben und wie es gerühmt werde, begnügt Euch nicht. „Plus ultra" — das heißt — immer weiter! Jedes Nachgeben ist ein Beweis der Schwäche des Gegners und seines Schuldbewüßtseins — und Wahnsinn wäre es, nachzugeben. „Tabula rasa" muß sein — das heißt, Alles bis auf das Letzte muß bereinigt werden —"

„Hoch Tabula rasa, hoch!" tobte Sachs.

Gülich winkte ab.

„Wollen die unlieben Herren vom Rath abdanken," fuhr er fort, „und uns die neue Ordnung der Dinge überlassen — was ich aber nicht glaube — mögen sie mit Heil davon kommen und ihr Erobertes behalten. Ich bin nicht schroffer, als nöthig. Anderen Falles aber

dürften wir ihnen, um mich der Sprachweise unseres lieben Sachs zu bedienen, Rohrwürste braten, zu denen sie keines Pfeffers mehr bedürften. Das heißt, ich dringe auf jene Inquisitio und Commissio specialis von Seite des Volkes — in welcher wohl ein und Anderer von uns hier nicht fehlen wird — dann weh ihnen und nicht zu viel Wohl unseren Gönnern Judendunk und Hesselmann, wenn auch sie sich betheiligen und gelegentlich Halt! sagten."

„Hoch, hoch!" donnerte Sachs und rings tobte es nach, während Westhof, Schürmann und Meshov stumm zunickten, wozu Letzter die Hände leicht rieb und ein hm hem zum Besten gab.

Gülich winkte dem Getöse ab und rief:

„Doch hoffe ich, wir haben von unseren Gönnern das nicht zu befürchten. Hoffen wir, sie werden sich der Ehre würdig erzeigen, an der Spitze von Männern zu stehen, wie Ihr seid — meine Wenigkeit ungezählt. Geben wir nichts auf das Gerede Einzelner —"

„Wer, wer ist das?" unterbrach es ihn vielseitig.

„Das ist gleichgiltig," entgegnete Gülich. „Auf das Gerede „Einzelner," sage ich — als daß sie im Grund nie ganz fest aufträten, sondern nur durch uns an Ansehen gewinnen möchten. Und noch Weniger wollen wir," er sprach etwas stiller, „auf das Gewisper Einzelner geben, als ob — mir strauchelt das Wort auf der Lippe — aber ich spreche es aus, um es zu verdammen — als ob ein oder der Andere derselben nur deshalb an der Spitze des Volkes stehen möchte, um seiner Zeit die Stadt dem deutschen Kaiser oder Frankreich in die Hand zu spielen."

Furchtbarer Unmuth wurde wach.

„Nur ruhig, ruhig," bot Gülich ab, „es ist gewiß Alles nur fluchwürdige Nachrede! Allerdings gesteh' ich, daß mir das viele Hin- und Hergeschreibe des Judendunk und Hesselmann, ihr mehr oder minder häufiger Verkehr mit deutschen und fremden Gesandten, Räthen und Agenten nie recht wohl gefiel — und gar nicht wohl des Hesselmann vieles Herumsuchen im Archive der Stadt —"

„So, so!" murmelte es rings auf.

„Ja es ist so," fiel Gülich ein. „Aber das Alles kann in der Stellung der zwei Herren liegen, und es wäre doch unverantwortlich, den Ehrenmännern etwas Böses zuzutrauen. Und „Ehrenmänner" sind sie gewiß, wenn sie auch dießmal in der bedrohlichen Geldsache ihren Einfluß nicht kraftvoll genug verwendeten. Lieber Himmel, es ist nicht Jedem gleich viel Muth, wie guter Wille verliehen. Deshalb wollen wir ihnen vertrauen, ohne jedoch unsere Vorsicht aufzugeben. Ja. Jedes sichtbare Mißtrauen könnte sie nur kränken und ihnen unsere Sache verleiden. Dann hätten wir den Schaden! Was hier so oder so angedeutet wurde, bleibt begreiflich unter uns. Also Vertrauen, bis wir bemerkten, die Sache ginge ihnen zu weit. Sie kann aber nicht zu weit gehen. Wir lassen uns durch kein Halt in der guten Absicht hemmen — und selbst wenn Ihr Freunde es mir je zurufen wolltet, würde ich mich eben ohne Euch der Vollführung des großen Werkes unterziehen. Ich ganz allein — und es würde sich auch zeigen, ob unsere Gönner mich daran hindern könnten. Ich,

der für das „ganze" Recht des Volkes ist, oder sie, die etwa für das halbe oder noch Weniger — das wäre das Losungswort. Und sollte ich, wie ich aber nicht glaube, unterliegen — nun so unterläge ich mit dem freudigen Bewußtsein, meine Vaterlandspflicht erfüllt zu haben!"

Er hielt einige Augenblicke ein und sagte sehr ruhig und dann mit allmählig schwunghafter Stimme:

„Wäre Einer unter Euch, der doch wohl bange in die Zukunft schaute, so verlasse Der unseren Kreis. Aber nein, ich sehe Euern feurigen Blick, ich vernehme die Unzufriedenheit, daß ich einen solchen Gedanken nur hegen konnte. Ja Ihr seid wahrhaft freigesinnte, edle, hocherleuchtete, Ihr seid opferwillige Männer — und Dank dem Himmel, der uns zusammenführte: Werbt, werbt, wie und wo Ihr könnt — ich sagte Euch, seid Ihr mein Arm, ich will Euer lebendiges Wort sein — und dies mein lebendiges Wort soll sein die lebendige „That," wie sie Eueren kühnsten Wünschen entspricht — und durch Euch, Ihr edle Führer, den Wünschen des erhabenen Volkes — es lebe!!"

Nimmer Enden-wollendes Hoch erfolgte, während Gülich einen halb gebieterischen Blick über Alle gleiten ließ. Dann veränderte sich der Ernst seiner Geberde plötzlich in ruhiges Lächeln und, als ob er von ganz unbedeutenden Dingen gesprochen habe, ließ er sich nieder. Mancher Händedruck wurde ihm zu Theil. Aufjauchzend und Lob-verschwenderisch aber drängte sich Abraham Sachs, schwanken Trittes, hinzu, um ihn — unter nicht eben zu zarten Berührungen — seiner hohen Zufrie-

denheit und thatkräftigen Theilnahme an allem Kommenden zu versichern. Dann noch einige Zeit währte das Gerede über städtische Dinge, bis andere, mehr oder minder lärmhafte Gespräche an die Reihe kamen, zu deren Verwilderung die stets neu gefüllten Humpen und Gläser des Gärtners Lützenkirchen das Ihre beitrugen und die Sinne immer mehr in Aufruhr brachten. — —

Helldunkel war vorüber, und die Nacht war eingesunken, ohne daß es die Zecherschaar, unter welcher der Mäßigste Herr Niklas Gülich war, bemerkt hatte — bis Herr Abraham Sachs mit einem Mal seine Stentorstimme erbrausen ließ:

„Daß der Donnerkeil! Jetzt läßt sie mich da im Stich, sie will ihren Vater verhungern lassen!"

„Wer? Was? Euere Tochter?" fiel's lachlärmend von verschiedenen Seiten ein.

„Das versteht sich!" polterte Sachs. Glaubt Ihr etwa, es könnte ihr etwas verschlagen, mir den Imbiß herauszubringen? Und wär's durch die Diepengasse! Wer will meiner tugendhaften Tochter was anhaben? Wer, frag' ich! Die soll Einer anreden, ha, ha! Hat's schon mal Ein und der Andere versucht, anzunesteln, und gefallen hat sie gar Manchen, ja wohl auch einem vornehmen Herren. Der Hesselmann, sagte sie mir einmal, hab' sie auch seiner Zeit recht fest in's Aug gefaßt und einen argen Liebespfeil abgeschossen — ich weiß das nicht so genau und will's auch nicht wissen — aber daß ihm der Mund rein blieb, das weiß ich sicher! Donnerwetter, also was wollt Ihr? Wer ihr was

schlimm auslegt, der hat's mit mir zu thun! Ich befahl ihr, daher zu kommen, ich, ihr Vater, daß sie mich atze — und eine gute Weis' sollte sie zum Besten geben, uns und da unserm Gülich zu Ehren!

„Ihr seid sehr gütig, legte Gülich ein," „allerdings sie soll schön singen."

„Ob sie schön singt? Das will ich glauben — und jetzt kommt die Maid nicht! Ja Die hat Euch einen Trotzsinn — Donnerrr — mein Magen rebellt — helft Lützenkirchen, der Sachs verhungert!!"

Es währte nicht lange, war dem Befehl genügt und der mittlere Tisch mit ein paar Lichtern versehen, worauf Sachs stehenden Fußes zur kalten Küche griff, sie aber nach kurzer Zeit wegschob, um so mächtiger wieder dem Humpen zuzusprechen, inzwischen seine Stimme immer mehr an Gewalt wuchs.

„Mäßigt Euch doch, lieber Sachs," mahnte Gülich, man hört Euch wirklich bis auf die Rheininsel!"

„Pa was —" brauste Sachs. „Donner — was ist denn das? Nur zwei Lichter? Lützenkirchen, he da, 'raus mit zwei Lampen und noch sechs Lichtern! Ich sag's, ich zahl's, ich, der Sachs! Habt Ihr's gehört? Und Würfel will ich — Würfel — her damit — da ist mein Geld, das setz' ich d'ran! Her da — Gülich, thut nicht so scheu, gewinnt, wenn's Euch glückt — ha ha, mir recht, wenn Ihr einheimst, könnt's brauchen — wird's bald? Lichter — Würfel — Lützenkirchen —!"

Bald war das Spiel im Gang. Den meisten Würfen folgten spottvolle Vergleiche mit Verhältnissen der Stadt

und des Rathes. Immer höher stieg der Uebermuth, und Verlust wie Gewinn wurden mit Lachen begleitet.

Gülich gewann, wie hoch auch die Andern warfen. Und so fort, bis insbesondere Sachs Alles verloren hatte, Würfel und Becher, scheinbar grollend, wegschleuderte und dazu erdröhnen ließ:

„Huja Lützenkirchen — Alles hin — daß ist recht, schaut, wo ihr die Zeche erholt! Soll ich schon fort? Meint Ihr? Der eine Fang ist aus, jetzt kommt der andere. — Meine fromme Tochter ist ja nicht da — da darf ich schon lustig sein, ha ha — auf, Lützenkirchen, schickt in die Lohrgasse — Dirnen her — tanzen will ich — tanzen —!“

Die Widerrede Gülichs, welche übrigens nicht so fest gemeint war, fruchtete nichts.

Ueber kurze Zeit kamen ein halbes Dutzend Dirnen daher getrillert, und alsbald ging's in die Runde im wilden Reigen. Sachs, der Bieren, der Dietrich, der Schmied Pumph, der Lützenkirchen, alle Fünfe waren beim Saus und Braus und johlten und jauchzten dazu hoch auf, bis sie ihre weibliche Beute an Andere abtreten mußten. Schürmann nahm am Taumel nicht Theil, sondern sah finster zu. Gülich und Meshov standen abseits — Letzter der sechsten, schöngewachsenen Dirne, welche sich von seinen scherzhaften Worten geschmeichelt fühlte, dies und das zuraunend — Erster seine Gedanken auf die Sachs Judith gerichtet, deren Anwesenheit ihm weit angenehmer gewesen wäre, als das wüste Gesinde. So standen Die umher. Westhof aber sah, die Arme

aufgestützt, in das Treiben, ohne eigentlich etwas zu sehen. Seine Gedanken waren wo anders — beim schuldlosen Engel, Margarethe.

Ohne viel gute Nacht zu sagen, war er der Erste, welcher den Platz verließ — —

Es schlug eilf Uhr, als der Tanz zu Ende ging, und die wilden Genossen — Mancher die nächstbeste Dirne am Arm — zum oberen oder unteren Ausgang des Gartens trollten und sich nach links oder rechts trennten. Die Einen wandten sich zu Zweit oder Dritt dem Neumarkt zu, von welchem aus sie wieder in verschiedenen Richtungen auseinander schritten. Die Anderen wandten sich, um die Ecke lenkend, gegen den kleinen Griechenmarkt und setzten, je nach Lage ihrer Wohnungen, den Weg gegen den Waidmarkt, die Lohrgasse oder sonstwo hin fort.

Langsam hinter den Letzten, welche den Garten verließen, gingen Niklas Gülich und Meshov.

Einem gelegentlichen Worte, womit Letzterer das Gespräch auf Margarethe lenken wollte, wich Jener aus. Mehr Gehör gab er ihm in Anderem, und es fehlte nicht an Aeußerungen, welche hinlänglich verriethen, wie hoch erhaben sie sich Beide über dem Getriebe ihrer Genossen hielten. Dabei sie ganz sorglos waren, daß etwa Sachs, welcher etliche Schritte hinter ihnen drein trollte, ihre Worte prüfe.

Dieser hatte ja zu viel geleistet. Sein riesiges Haupt nickte manchmal tief nieder auf seine Bärenschultern,

und auf seine Schlummerlust selbst scheltend oder seiner Tochter grollend, weil sie ausgeblieben und ihm nicht zur Stütze sei, folgte er — nie ganz genau wissend, wohin er trete — den vor ihm schreitenden Zweien. So kam er, nichts erfassend, was Jene sprachen, fort und fort, bis er sich mit den nur halb verständlichen Worten „gute Nacht, Gülich — daß Ihr fein bald bei mir zusprecht — ha ha — ja meine Judith soll Euch was — ja singen — das muß sie —" abwandte und auf ziemlich großen, unfreiwilligen Umwegen heimwankte.

Gülich, welcher gegen erneute Aeußerungen Meshov's über Margarethe keineswegs gleichgiltig war, wenn er sich auch zurückhaltend zeigte, trennte sich etwas später von demselben möglichst herzlich und hing dann eine Weile den Gedanken über die Zukunft seiner Tochter nach. Er konnte sich allerdings nicht läugnen, daß Meshov mit Norbert nicht den leisesten Vergleich aushalte. Aber bei Jenem wäre Alles ganz sicher gewesen — bei Norbert war so Vieles in Frage. Auch Westhof's große Wohlhabenheit kam in Anschlag. Dazu waren Beide ausgesprochene Anhänger seiner Partei, wie dieselbe wirklich war, nicht nur vor der Hand noch schien. Ob er da mit Norbert nicht etwa in Verlegenheiten geriethe, und gar mit dem alten Herrn Bernhard?

Das Alles kam ihm stets mehr zu Sinn.

„Ja ja, all zu eilig zu Werk gegangen," summte er vor sich hin.

Aber bald sann er nicht mehr über Dies nach, sondern über die stets wachsende Zuthunlichkeit des Sachs und der schönen Judith — —

Als er am Hause ankam und den Schlüssel ansteckte, schritt eben der Nachtwächter Jörg Tychen daher, leuchtete auf und sagte gähnend:

„Ihr seid's, Herr Gülich? So spät? Habt wohl wieder im Himmelreich zu schaffen gehabt. Seid eben ein ganzer Mann, Ihr."

„Danke auf's Beste, lieber Tychen."

„Nun gute Nacht, schlaft wohl!"

„Dazu hat es Zeit, jetzt heißt es erst noch studiren."

„Was? Studiren? Das wär' meine Sache nicht!"

„Glaub's. Da, lieber Tychen, nehmt dies für Euere fleißige Wache." Gülich drückte ihm ein Geldstück in die Hand. „Solche Leute kann man brauchen, und sie verdienen etwas Besseres zu werden. Ja wohl — kann noch Alles kommen."

Gülich trat ein, ohne den Dank abzuwarten.

Jörg Tychen stand mit gespreizten Beinen da und schaute ihm nach.

„Da seht doch das große Stück Geld," lallte er dann. „Ja, das ist ein Mann, der erkennt, was Einer thut. Und jetzt noch studiren. Ja, der ist der Rechte, der bringt's schon noch zum Stadtschreiber — und — wenn er Bürgermeister wär', ging's noch ganz anders. Die Heutigen da! Haben das mehrere Geld und legen unser Ei'm nicht 'mal den Nachtgulden bei für's halbe Jahr. Eine Schand' ist's! Nu ich sag's ihnen schon noch einmal — und die ganze Sach' taugt nichts — nichts

taugt sie — der Gülich soll's ihnen auch schon gesagt haben —"

Dies waren die Gemüthsbewegheiten des schläfrigen Jörg Tychen.

---

Während alles Dessen war Herr Paul Rigge schon lange zu Bette gegangen. Aber er konnte nicht schlafen. Sollte er wirklich selbst Norbert nichts von der bewußten Versammlung sagen — und dann begreiflich auch nichts von seiner mit so großem Beifall aufgenommenen „Rede?"

Noch kommenden Tag war er unentschlossen.

Gegen Abend aber hatte er erwogen, bei den freiheitlichen Gesinnungen des Freundes sei eine Verkennung der Zusammenkunft unmöglich. Weshalb er Gelegenheit suchte, Norbert zu sprechen und ihm Alles mittheilte.

„Ich möchte deine Rede wirklich gehört haben," sagte Norbert, „was war denn dein Grundsatz?"

„Ausdauer, Kraft, aber auch Vernunft und Moderation," antwortete Paul. „Ich sage dir, der Beifall war unglaublich. Uebrigens kannst du die ganze Rede lesen — da — ich schrieb sie möglichst wortgetreu in mein Tagebuch."

„Bist ein ganzer Mann," sagte Norbert, eigenthümlich lächelnd, nachdem er gelesen. „Möge es nur nach deinen Wünschen eintreffen. Herr Gülich war also nicht bei der Gesellschaft?"

„Nein, gewiß nicht. Aber wenn auch – "

„Nun, ich meinte nur," sagte Norbert, das Buch zurückgebend. Gerade aus gesagt, wäre es mir nicht erfreulich, wenn auch er sich im Lützenkirchengarten einfände."

„Nun wenn er da mit der guten Partei zusammenkäme? Nichts für ungut, aber einem solchen Mann könnte man doch —"

„Schon gut, lieber Paul, nichts mehr davon. Für die Mittheilung deiner Rede besten Dank. Genüge dich aber mit deinem einmaligen „großen" Erfolg — und mische dich möglichst nicht zu sehr in die Angelegenheiten Kölns. Es könnte dich reuen. Gute Nacht, lieber Paul!"

Ziemlich enttäuscht durch die Worte Norberts, verließ ihn Paul Nigge. Gleichwohl hatte er sein Herz erleichtert, legte sich die geringe Hingerissenheit Norberts auf möglichst günstige Weise aus und schrieb in sein Tagebuch:

„Nichts Schlimmeres auf Erden — als ein „Merit" zu wissen,
Davon Mitwissenschaft — ein Freund selbst sollte missen."

---

## Ein Brief — was sich im Hause Gülich zutrug — und was am Sixterhause.

Hatte es Paul Rigge nicht über sich gebracht, Norbert von seiner Rede in Unkenntniß zu lassen, so konnte er sich auch nicht versagen, nach einiger Zeit Heinrich Thonet in Amsterdam davon zu unterrichten. In diesem Briefe sagte er auch, daß er seine Wohnung verändert und nun beim Seidenhändler, dem langen Sixter, an der Ecke der Markmannsstraße Aufenthalt genommen habe. Den Hauptinhalt des Briefes bildete aber Nachricht über neuerliche Vorgänge zu Köln, insbesondere auf dem Gremium der Kaufmannschaft, wohin sich Bürgermeister Kronenberg und Judendunk wegen der bewußten „Geldaufnahme“ begeben hatten.

Herr Gülich hatte da mit seinen Drohungen im Lützenkirchengarten Wort gehalten, hinreichende Gründe gefunden, jene „Special-Kommission“ und „Inquisition“ über die ganze bisherige Führung der Stadt zu verlangen, hatte zugleich Judendunk aufgefodert, seinen unabhängigen Sinn dabei gehörig zu beweisen — und zwar war diese Auffoderung in unerwartet kühner Weise geschehen.

„War freilich nicht ganz recht von Herrn Gülich,“ schrieb Paul, „aber er war vielleicht augenblicklich zu

sehr excitirt — wie denn auch seine ganze Partei auf dem Platz draußen große Bewegtheit zeigte. Was aber hoffentlich nicht mehr geschieht. Um so weniger, als Herrn Gülichs Verlangen wegen der Kommission und Inquisition erfüllt würde. Sonderbarer Weise wurde aber Herr Gülich, als es jüngst zur Wahl kam, selbst nicht in die Commission gewählt, sondern ein Anderer, und zum Protokollführer desgleichen nicht — vielmehr Doktor Hesselmann.

Nun, Norbert meint: „Das sei denn am Ende noch besser. Und er meinte auch, Alles sei Herrn Gülich nur widerfahren, weil er gar so bedrohlich sicher gesprochen, und sich seine Partei gar so laut benommen habe. Es sei dem besonnenen Theil vor den Kopf gestossen worden! — So geht's. Hätten sie, wie ich ihnen im Lützenkirchengarten rieth, bei aller Kraft mehr Vernunft und Moderation walten lassen, wäre es anders gegangen, und es hätte Herr Gülich vielleicht seine gewünschte Mitwirksamkeit bei der Kommission effektuirt. Hoffentlich wird er sich's wohl zur Warnung dienen lassen, und wenn er sich weiters ruhiger verhält, kann's ja doch nicht fehlen, daß man ihn bei erster Gelegenheit introducirt und mit aufnimmt.

Er hat ja doch die ganze Sache in's Leben gesetzt — —"

---

Mehrere Stunden später, als Paul diesen Brief nach Amsterdam geschrieben hatte, kam Herr Niklas Gülich, von Sachs, Meshov und Westhof begleitet, an den Seiteneingang seines Hauses. Auf dem Heimweg

war seine Niederlage Gegenstand ihres Gespräches gewesen, an welchem er aber in keiner Weise Theil genommen hatte.

„Begreife gar nicht, daß Euch die Sache nicht mehr ärgert," grollte Sachs.

„Nur ruhig," mahnte Westhof, „mit Lärmen macht man nichts gut. Stolzes Schweigen ist das Beste."

Gülich nickte zu.

„Wollt Ihr noch eine Viertelstunde heraufkommen?" fragte er.

„Ich nicht," entgegnete Sachs, „muß meinen Zorn niedertrinken," geh' in's Einhorn!"

„Und Ihr, Meshov?"

„Könnte mir zu spät werden, hm hem — bin wieder recht heiser. Und man könnte ja doch nicht wissen, ob man den wohlgeborenen Herren Norbert nicht stört, wenn er etwa bei Jungfrau Margarethe und Euerer löblichen Frau Anna sitzt und ihnen von der großen Hoffnung vorredet, hm hem, die er auf das Vermögen seines Oheims hat."

„Ja wohl," sagte Westhof, „Seinerwegen komm' auch ich seltener, als es außerdem geschähe. Zudem schaut uns Frau Anna nie in Gnaden an."

„Das finde ich auch," setzte Meshov bei, einen vorsichtigen Blick nach Oben sendend.

„Wahr ist's," raunte Sachs. „Sie macht mir auch jedes Mal ein Gesicht, als hätte sie Essig im Mund. Ich komm' gleich gar nimmer, wenn's sein muß. Das Beste ist, Ihr kommt mehr zu mir in's Haus, zumal

Ihr, Gülich! Da richten wir's in der hinteren Laube, wie wir wollen. Der Wein hat Euch schon etliche Mal wohl gemundet, wenn ihn meine Tochter kredenzte. Ja, die verehrt Euch tapfer!"

„Will Euere Einladung nicht ausschlagen," entgegnete Gülich, „es gibt ja ohnedies Manches zu besprechen. Aber ich erwarte gleichwohl, daß auch Ihr zu mir kommt. Was kümmert Euch die Mißgunst meiner Frau? Ihr seid einmal meine Freunde. Gute Nacht."

Man trennte sich und Gülich schritt in's Haus. Oben kam ihm Frau Anna am Treppenende entgegen.

„Bin froh, daß du da bist, Gülich," sagte sie sanft.

„Weshalb?"

Er betrat seine Stube, wohin sie folgte.

„Wie kannst du fragen? Ich höre nur immer von Streit und lautem Gethu' bei den Wahlen und was weiter. Lieber Mann, komm', nimm drüben noch Etwas zu dir, du hast wohl den ganzen Tag —"

„Will und kann nichts essen," sagte Gülich scheinbar ruhig.

Er warf den Hut weg, ging zur Rückstube und in derselben langsam ab und zu.

„Bist recht aufgeregt," legte Anna hin, die ihm schüchtern gefolgt war, „obschon du ruhig scheinen willst."

„Aufgeregt? Wüßte nicht, weshalb. Wo ist Margareth?"

„Sie mußte spät noch einmal in den Kram hinab, weil es Einiges zu schlichten gibt. Du weißt, es kam einige neue Waare, da findet sich die Cordula allein nicht zurecht."

„So. War Norbert Dresen vorher da?"

„Ja, lieber Mann."

„Was sagte er? Sprach er mit dir von den Vorgängen bei Rath und Wahl?"

Gülich stand bei diesen Worten still.

Die gute, sanfte Frau Anna trat vom Eingang der Stube, wo sie, befangen am Saum der Schürze zerrend, gestanden, ein wenig näher.

„Er lobte Herrn Judendunk's und Hesselmann's Erfolg und sagte, sie hätten die Commission und was weiter ohne dich kaum durchgesetzt."

„So. Und was sagte er dazu, daß ich nicht gewählt wurde?"

„Er wunderte sich —"

„Was sagte er vom Oheim?" War ich Dem nicht zu unwirsch mit dem Kronenberg und dem Judendunk? Sollten ich und der alte Herr wegen derlei — und was noch folgen möchte, wenn es nöthig würde — einmal zu weit auseinander gerathen, so könnte es nicht nur auf meine Geneigtheit für ihn, sondern auch gewisse, andere Verhältnisse Einfluß haben. Du verstehst. Margarethens wegen. Ich fordere dich auf, mir wegen des Oheims jeder Zeit Alles zu sagen. Denn es wäre besser, früher als später abzubrechen."

„Gott im Himmel," sagte Frau Anna, „was könnte denn je geschehen, daß ein solches Unheil käme!"

„Pa, Unheil. Es wäre das erste Mal nicht in der Welt. Ich frage dich, was hörtest du? War der alte Dresen unzufrieden mit mir?"

„Ich hörte nichts. Aber lass' dir von mir rathen wegen deiner Art gegen Judendunk und Hesselmann —"

„Rathen, du mir? Erwarte nicht, daß ich je auf fremde Meinung Etwas gebe. Ich bin mir Manns genug. Ich folge der Bestimmung, die ich habe und schon hatte, als Ihr — du und deine Mutter — Eueren Pater Thomas mit eingerechnet — in einer Art Vorwurf und Bedauern über Zeitverschwendung auf meine Studien schautet. Wie wollt Ihr ermessen, wie ich mich verhalten soll, was Judendunk und Hesselmann werth sind, was sie durchsetzen, wenn das Volk mit seinen Führern nicht immer treibt? Man will das Wahre nicht völlig erreichen lassen, deßhalb verhinderte man von feindlicher und angeblich freundlicher Seite, daß ich, der Veranlasser des Ganzen, gewählt wurde!"

„Sieh, wie erregt du bist!"

„Ich? Du irrst. Wenn es mich gut bedünkt, rede ich dennoch mitten unter Allen, ob ich auch nicht gewählt bin!"

„Das thust du nicht," sagte Anna voll Schrecken, „das kannst du nicht, es ginge nicht nur gegen alle deine gewohnte Klugheit, es könnte auch die schlimmsten Folgen haben."

„Wohl für meine Sicherheit? He he! Dazu gehören andere Gegner und ein geringerer Anhang im Volk."

„O verlass' dich nicht auf das Volk! flehte Anna. „Ich glaub', es steht nicht immer ein, wenn es gilt, auch das beste Recht eines Mannes zu schützen, sobald sich die Gewalt zeigt. Mutter Barbara und mein Vater

erzählten sich Vieles, was mir im Gedächtniß blieb, von hier und anderswo her. Und rechne auch nicht zu sehr auf deine Freunde! Wer weiß, ob sie bei all ihrer scheinbaren Herzlichkeit und ihrem vielen Lob nicht gerne sähen, daß du dir selbst einen Schlag versetztest!"

„Danke, danke wiederholt für Rath. Ich weiß meine Leute zu beurtheilen und im Zaum zu halten."

„Scheint doch nicht so ganz, weil sie sich auf dem Platz gar so ungestüm betragen haben. Gabst ihnen allerdings selbst das Beispiel auf der Kaufmannszunft. Bitte, mäßige dich künftig. Ich weiß, daß man dir einmal ein hübsches Amt zudenkt. Ja darüber sprach sich Herr Bernhard einmal zu Norbert aus. Er war dir ja von jeher so wohl geneigt —"

„Daß ich seine Geneigtheit nicht auf's Spiel setzen soll, nicht wahr? Nun wenn, weshalb ging er mir nicht mehr an die Hand?"

„That er es nicht?"

„Ich spreche von neueren Zeiten! Er weiß gar wohl, daß mir mit etlichen wohlfeilen Ballen nicht gedient ist, wo es sich um ständigen Einfluß auf die Partei handelt. Ein Mann, wie ich, hat Bedingungen zu erfüllen, die du nicht ahnst. Wir werden einmal näher darüber sprechen. Ziehst du Alles in Betracht, geräthst du vielleicht selbst auf einen Ausweg, so daß ich des alten Herrn Bernhard nicht bedarf."

„Was meinst du denn da, lieber Mann? sagte Frau Anna befremdet. „Etwa die Erbschaft meiner seligen Mutter? Du weißt doch, daß sie Margarethen bestimmt ist."

„Jetzt nichts weiter davon,“ versetzte Gülich. „Ich habe noch gar viel zu denken und zu studiren in meiner Stube. Laßt mich ungestört. Vielleicht muß ich noch einmal fort von Haus. Geht nur gewohnter Weise zur Ruhe.“

Er war daran, die Rückstube zu verlassen.

Frau Anna folgte ihm ein paar Schritte.

„Wohin willst du vielleicht noch gehen, lieber Mann?“ fragte sie schüchtern. „Wohl noch auf's Himmelreich?“

„Was kümmert es dich? Spähst du meinen Wegen nach?“

„Wie kannst du denken. Aber —“

„Was aber?“

Recht beklommen stand Frau Anna.

„Eines sähe ich gar nicht gerne,“ sagt sie mild flehend, „wenn es so wäre. Aber es ist doch wohl nicht so, wie da vor längerer Zeit Jemand meinte — nämlich, daß du in der Nacht mit deinen sogenannten Freunden aus einem gewissen Garten da draußen beim — beim Lützenkirchen gekommen seist. Du kannst sie ja viel besser an anderen Orten treffen, nicht wahr, nicht in so verrufener Gegend der Stadt —“

Gülich sah fest auf Frau Anna.

„Vielleicht hier im Hause?“ sagte er dann. „Wenn sie gelegentlich zu mir kommen, sind sie dir ja auch nicht recht, diese „sogenannten“ Freunde. Ich weiß wohl, sie sind dir Alle in der Seele zuwider, du hassest sie. Bekenne nur, ich weiß es doch.“

„Willst du Wahrheit,“ entgegnete Frau Anna, „wie ich sie dir schuldig bin, so gesteh' ich dir Alles.

Wenn ich sie auch nicht hasse, so sind sie doch gewiß nicht nach meinem Sinn, weder der glatte Meshov, noch der düstere Westhof, noch der polternde, große Sachs mit seiner ungeschlachten Freundlichkeit und dem Prahlen mit seiner schönen Tochter Judith. Soll eine ganz verwegene Maid sein und viel von sich zu reden machen, wenn man ihr auch gerade nichts Arges nachsagen kann —"

„Habe auch noch nichts Böses gehört."

„Kurz, lieber Gülich, vom Hassen ist keine Sprache. Aber wie gesagt, gegen meinen Sinn gehen sie. Und ich kann dir besonders nicht verbergen, daß sich Meshov und Westhof schon ein paarmal recht vorwitzig benahmen, als sie da in der Rückstube waren und zum Gärtlein hinausschauten, während sie dich erwarteten. Nicht vierzehn Tage ist es, da war ich mit Margarethen und Norbert Unten und sah ihrer Beiden Verlegenheit, als sie sich beobachtet glaubten. Bitte dich also von Herzen, suche derlei zu verhindern. Und das Beste wäre, wenn du denn mit ihnen wegen der städtischen Dinge verkehren mußt, du triffst sie möglichst wo anders — nur nicht im Lützenkirchengarten und — wenn du deiner Frau ein wenig Liebe erweisen und dein' und meine Ehre schonen willst — nicht gar zu oft — etwa beim Sachs —"

„Beim Sachs? Wer hat dir denn gesagt, daß ich bei ihm oft zuspreche?"

„Er selbst that groß damit und hatte die Kühnheit, mich mit seiner Tochter Judith zu necken. Er sagte,

sie gefalle dir ganz besonders. Nun ich glaube das gewiß nicht —"

„Dummes Zeug — also hier nicht, beim Sachs nicht — und nicht im Lützenkirchengarten."

„Du sagst es. Lieber Gülich, sieh', ich denke ja gewiß an nichts Böses. Aber die Welt ist oft gar böse, und wenn man dich wirklich zu oft bei Sachs im Hause, oder gar mehrmals aus der Gegend der übel beleumundeten Diepen- oder Lohrgasse kommen sähe, wo so viele wüste Häuser und Schenken sind —"

„So, mehrmals!" fiel Gülich ein. „Einmal sah man mich also doch?"

„Wie für sicher — und zu recht später Zeit. Wo solltest du denn hergekommen sein, als —"

„Eben vom Lützenkirchengarten selbst? Wer weiß, guckte man selbst ein wenig durch die Zäune — he?"

„Davon weiß ich nichts —" sagte Frau Anna.

„So, davon weißt du nichts? Aber ich weiß davon, daß man hineinspionirte, als ich nicht gegenwärtig war! Wer hat dich denn mit dem Gerede in Angst gesetzt? Ich fordere dich auf. Etwa der tolle Herr —"

„Bitte, thu' Niemanden unrecht. Ich will dir's sagen, aber du mußt mir versprechen, die arme Frau nicht hart anzulassen. Die alte Regina aus der oberen Halde sagte mir's. Sieh', ihre alte Base ward einmal in später Nacht plötzlich krank. Da mußte die Regina in die Stadt zum Arzt und auf dem Rückweg glaubte sie, dich mit Meshov und Westhof gesehen zu haben, und der Sachs, meinte sie, sei auch dabei gewesen. Aber ich bitte dich von Herzen, stell' die Regina nicht zur Rede, sie

stürbe vor Schrecken. Sie meinte es ja zu deinem Besten."

„Zu meinem Besten?" sagte Gülich mit aufflammendem Gesicht. „Das gefällt mir immer besser. Ich danke dir und danke der Regina — wenn sie es war, die dich aufhetzte — für die große Moral. Ob sie, oder ob es Jemand Anderer war, den du nicht nennen willst — werde ich ausfindig machen. Auf dein ganzes Gerede, wie gut es gemeint sei, antworte ich nur so viel: Wäre ich im Lützenkirchengarten gewesen — oder ging ich hin, und ginge ich noch öfter hin, oder zu Sachs in's Haus, so hätte ich wohl höheren Grund gehabt und würde ihn immer haben. Für künftig bitte ich dich ernstlich, mich mit derlei Fragen und moralischen Rathschlägen zu verschonen. Ich weiß selbst, was ich zu thun habe. Ein für alle Mal, macht Euch nicht mehr Sorge, als wahrhaftig nöthig ist. — Ich höre Margareth heraufkommen. Eßt zu Nacht — und erwartet mich nicht!"

Damit verließ er die Rückstube und begab sich wieder in die vordere, wo er ab und zuschritt, sich hie und da mit seinen Büchern zu schaffen machte und dann wieder ab und zuschritt.

„Bevormundet," warf er ein paar Mal hin, „bevormundet von ihr, die ich nie wahrhaft geliebt habe, während ich" — Judith liebe, wollte er sagen. Nach einiger Zeit setzte er sich und schlug einen Folianten auf, dessen Inhalt von Gesetzen und auch solchen über die Ehe handelte. Er sah sich gewaltig um und übersann dies und Jenes. Eine Stunde verfloß darüber.

Dann schlug er das Buch unmuthig zu und summte: „Ja für Alles haben sie gesorgt, diese Rechtsmacher, nur nicht für das Recht, sich von verhaßten Banden loszumachen. Was das Schwierigkeiten sind!“ Er erhob sich, ging wieder ab und zu, und der Groll in seinem Herzen über die Mahnungen seiner Frau wuchs mehr und mehr. „Ha, ich will sie wohl lehren, was mir ihr Geseufze werth ist,“ warf er hin. „Noch heute laß ich mir vom Sachs vorpoltern. Dann will ich Grüße senden. Warme Grüße an die reizende, mir offenbar zuthunliche Maid. Bald soll sie Zeilen von mir erhalten und Geschenke — zarte Geschenke!“

Er nahm Hut und Mantel, schritt die Treppe hinab und verließ das Haus.

Windig war's geworden, und Regen wehte ihn an. Er schlug den Mantel um und drückte den Hut tief in die Stirne — mit Hast schlürfte er die kalte Luft, als sollte sie den Groll über seine eheliche Gebundenheit und die Gluth seiner aufkeimenden Leidenschaft mildern.

So schritt er in der Nacht hin, der Meinung, Frau und Tochter schliefen wohl schon — —

Aber sie wachten noch Beide.

Unwillkürlich war Frau Anna, nachdem sie ihn fortgehen gehört, in die vordere Stube getreten und hatte das Fenster geöffnet. Margarethe, welche müde vom Kram heraufgekommen, war ihr gefolgt, und Beide sahen Gülich nach.

„Geht der Vater wohl noch auf's Himmelreich?“ fragte Margarethe.

„Kann sein," sagte Frau Anna mit gedämpfter Stimme.

„Er geht aber nicht den nächsten Weg."

„Nein, Kind —"

„Er bemerkte es wohl in vielen Gedanken nicht."

„Oder geht er vielleicht auf die Wollenweberzunft?"

Frau Anna Gülich zuckte leise die Schultern.

„Du bist so ernst, Mutter, hattest du etwas Unangenehmes mit ihm? War er vielleicht doch erzürnt, daß er nicht in die Kommission kam? Clasen war im Kram, von Dem hörte ich Allerlei —"

„Ach ja, mein Kind," sagte Frau Anna, ihre Empfindungen unterdrückend, „wir sprachen wohl von dem und Jenem, und er sagte, ich verstünde von den Dingen nichts. Nun du kannst denken — komm, lass' uns schlafen gehen." Sie streifte Margareth sanft über die Scheitel. „Du, mein liebes, mein gutes, gutes Kind, du bist wohl heute recht müde geworden im Kram unten — und thut mir recht leid, daß du heute nur so kurze Zeit bei Norbert sein konntest."

„Wir werden uns morgen oder übermorgen um so länger sprechen können," sagte Margarethe mit hold aufleuchtendem Blicke. „Ach, wenn es aber dann nur nicht wieder viel von Rath und Wahl und Zerwürfniß zu reden gibt. Und bei Allem der Vater so thätig, so laut!"

„Allerdings."

„Wenn er doch nur vorsichtig bleibt und nicht zu weit geht. Ich will ihn gelegentlich recht herzlich mahnen

und bitten, er sollte doch zusehen, daß er sich für jetzt oder später nicht größten Schaden bereitet."

„Ja, thu das, mein Kind, vielleicht schenkt er dir besser Gehör, als mir. Er war recht schroff."

„Ach, wie leid mir das thut, Mutter! Warte nur, noch besser ist es, wenn gelegentlich Norbert mit ihm spricht."

„Meinst du?"

„Gewiß — Dem kann er nicht entgegenhalten, er verstehe nichts. Zudem war ja Norbert stets der Meinung, des Vaters Muth sei zu loben. Das weiß der Vater, also kann er ihm nicht verübeln, wenn er ihm aus bestem Herzen räth, sich in Nichts zu sehr hinreißen zu lassen."

„Wer weiß, ob er ihm diesen Rath nicht doch recht verübelte," sagte Frau Gülich. „Komm Margarethe —"

„Ja, ja, aber daß ich eben im Kram sein mußte, als der Vater kam! Wäre ich dagewesen, ich hätte gewiß jedes rauhe Wort verhindert."

„Nun, es war nicht so schlimm."

„Bei den letzten Worten waren sie im Dunkel an die Thüre gekommen, und unbemerkt wischte sich Frau Anna rasch über die Augen.

Sie verließen die Studirstube Gülichs — und bald begaben sie sich zur Ruhe — —

Zur Ruhe?

Ja, Margarethe, wie sehr sie auch die letzte Zeit her von Allem, was sie gehört hatte, aufgeregt war, vertilgte doch die schwanken Besorgnisse in der Erinnerung, daß sie von Norbert nichts über eine Verstimmung

des Oheims gehört habe. So wandten sich ihre Gedanken mehr dem Glück ihrer Liebe zu, und von schönen Bildern umschwebt, schlummerte der Engel ein.

Ihre Mutter aber drückte sich lange schlaflos in die Kissen ihres Pfühles und sann und sann, bis sich auch ihr die feuchten Wimpern mählich senkten.

„Nein, nein," flüsterte die Gute vor sich hin. „Margarethens Glück kann ja doch nicht gestört werden. Und auch alles Andere — sollte sich die Regina nicht doch geirrt haben? Und sagte er nicht: Macht Euch nicht mehr Sorge, als nöthig! Und wie er heftig wurde. Es mochte ihm ja wohl schwer werden, daß man gerade ihn übersah. Er soll ja wohl viel wissen. Aber sein ganzes Drohen und Drängen — —"

Der nie genug gesegnete Tröster menschlichen Leides hatte im nächsten Augenblicke seine Flügel über sie gedehnt und träufelte Mohn auf den Kummer, der in ihrer reinen Seele tiefe Wurzeln schlagen wollte —

---

Herr Niklas Gülich war mittlerweile in Gedanken versirend, dahingeschritten und hatte sein eigentliches Ziel vergessen, bis es ihm wieder beifiel. Somit wandte er sich zur Gegend des Einhorns.

Er lenkte zur Ecke der Markmannsstraße, als er am „Sixterhause" Herrn Paul Nigge sah, welcher eben den Schlüssel ansteckte.

Einen leichten Schlag auf die Schulter gab ihm Gülich.

„Alle Wetter, wer wagt das — wer ist das?" grollte Herr Paul, indem er sich rasch wandte. Und sich dann

verbeugend: „Ah — Ihr seid's, vortrefflicher Herr Niklas Gülich?"

„Ja. Mit Eueren Worten zu reden, nichts für ungut, junger Herr!" war die freundliche Entgegnung. „Ei, Ihr seid ja noch ziemlich spät im Freien, junger Herr. Wo kommt Ihr denn her — he —?"

„Wo — wo ich herkomme?" fiel Herr Paul Nigge ein. „Denkt Euch doch nichts Böses, trefflicher Herr Gülich! Ich komme geradewegs von Norbert Dresen, wir haben lange gesprochen in seiner Stube, und da vergeht die Zeit —"

„Ja wohl. Darf ich Euch um etliche Schritte Begleit ersuchen?"

„O mit größter Satisfaktion gehe ich mit einem Mann, dem ich die größte Hochachtung zolle," sagte Paul Nigge — „und mich betreffs dieser Hochachtung einmal — wenn Ihr mich anhören wollt — recht deutlich in ihrem „warum" und „weshalb" expektoriren zu können, ist mir eine wahre Fügung des Himmels!"

„Wirklich? Ihr seid sehr gütig. Sprecht nur, ich höre Euch gerne zu."

Paul Nigge ließ es an Begründungen seiner Bewunderung nicht fehlen. Sein Zorn auf die aristokratische Partei brach in einer Weise vor, welche über seine freiheitlichen Gesinnungen im Ganzen keinen Zweifel ließ, und Lob und Preis des Herrn Gülich und seiner Partei war mit diesem Zorne in natürlichster Verbindung — so auch die Betheuerung seines festen Glaubens an den Nutzen „vernünftiger Moderation" in allem Kommenden, und deshalb insbesondere die größte An-

preisung der von Gülich bewährten Ruhe bei Gelegenheit seiner Niederlage. Und daß Judendunk und Hesselmann gerühmt wurden, versteht sich von selbst.

„Ich muß sagen, dies sind sehr schöne Ansichten," sagte Gülich. „Aus Allem wird mir klar, daß nur Ihr der vortreffliche junge Mann sein könnt, von welchem ich in Folge einer gewissen Rede im Lützenkirchengarten hörte. Ich kenne ganze Sätze daraus!"

„Also Ihr wißt — ?" fiel Paul freudig ein. „Und Ihr findet diese meine schlichten Worte gut?"

„Ausgezeichnet. Kraft und zugleich Vernunft und Mäßigung, die sind Hauptsache. Ich frage Euch übrigens jetzt um Etwas nur in zwei Worten," sagte Gülich plötzlich heftig, „und fordere Euch auf, die Wahrheit zu bekennen. Habt Ihr zu Jemand von der abendlichen Zusammenkunft gesprochen, deren Zeuge Ihr war't?"

„Gesprochen?" lallte Paul. „Zu Niemand, als Norbert — er ist doch mein Freund."

„Etwas näher bezeichnet, habt Ihr Niemanden gesagt, daß man mich einmal sehr spät geradewegs aus der Diepengasse in die Stadt zurückkommen sah?"

„Was? Euch, einen Ehrenmann spät aus der Diepengasse? Da soll mich doch Gott aus der schwarzen Regenluft herab mit seinem größten Blitz zerschlagen! Und ich müßte doch selbst zunächst der fluchwürdigen Gasse gewesen sein, ich, ein junger Mann von den besten Grundsätzen. Wer hat gesagt, daß ich Euch sah? Ich bin gewiß gut, aber nehmt mir nicht für ungut, wer Solches sagt, den steche ich todt!"

„Ruhig, ruhig —“ mahnte Gülich.

„Wie kann ich denn ruhig sein, wenn in Euch, den ich so hoch adorire, nur der Gedanke an eine böse Möglichkeit aufkäme?!

„Pa was,“ sagte Gülich, „ich glaube an Euere volle Unschuld in jeder Beziehung, Ihr könnt Euch darauf verlassen. Also nichts weiter darüber — gute Nacht — entschuldigt, daß ich Euch ein wenig erschreckte.“

Herr Niklas Gülich ging seiner Wege.

Herr Paul stand eine kleine Weile im strömenden Regen, sah Gülich verblüfft nach und wandte sich dann wieder heimwärts, wobei er die Faust unter dem Mantel ballte, so daß sich derselbe wesentlich erhob.

„Ha,“ warf er grimmig vor sich hin, „wer mir so Etwas nachsagt — erstochen — ermordet wird der Verläumder. Morgen erzähl' ich es Norbert — vielleicht hat Der eine Ahnung!“

Voll tiefsten Ingrimmes kam er zu Hause an und war auf der Treppe über den Urheber der bösen Nachrede so tief in Gedanken, daß er an der Wendung derselben einen unrechten Tritt und beinahe einen gefährlichen Sturz that — — —

Nächsten Tages verfehlte er nicht, Norbert seine Mittheilung zu machen, natürlich unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses und unter großem Preis des Herrn Gülichs.

Norbert beschwichtigte ihn unter der Betheuerung, er könne sich Niemanden denken, welcher zu den Worten Gülichs Anlaß gegeben habe.

„Frag Du ihn," mahnte Nigge, „vielleicht hat er es herausgebracht, wer ihm selbst so Böses nachsagte!"

„Ich zweifle, ob er mir mehr sagen würde, als dir," entgegnete Norbert, „selbst wenn er Bescheid hätte."

„So."

„Ja, ich muß jetzt auf die Schreibstube, lieber Paul."

Paul Nigge ging seiner Wege.

Norbert war bald am Pult.

Manchmal hielt er beim Schreiben ein — er dachte an das ein' und andere unbedachte Wort der Frau Anna seit etlicher Zeit her, welches auf Sachs Bezug hatte, auf Meshov, Westhof — auf den Lützenkirchengarten und auf Herrn Gülich — —

---

## Vor der Kirche.

Man hatte eine Messe zu St. Laurenz angesagt, wobei sich die „Vier und Vierzig" unter Anrufung des heiligen Geistes einzufinden hatten.

Es kamen auch viele andere Leute. Nicht allein, um den Einzug zu sehen, sondern auch um ihr Gebet mit dem des Priesters für das Gelingen der bevorstehenden, wichtigen Angelegenheit zu vereinen. Diese gehörten meist zum gemäßigten Theil der Bevölkerung.

Die heftiger Gesinnten — unter ihnen der neugewonnene, vacirende Tüncher Mürkens, ein noch ziemlich junger, hübscher Geselle, dann Abraham Sachs, der Wirth Bieren, der Schmied Schürmann, der jüdelnde Mäkler Jösten und Andere blieben ziemlich entfernt von der Kirche, wobei die Einen hie und da bald scherzhafte, bald ominöse, meist kurzgefaßte Worte zu einander sprachen. Wieder Andere näherten sich zeitweise dem Portale, gewährten Denen, welche immer noch in ziemlicher Menge aus der Stadt umher nachkamen — wohlhabenden Bürgern oder deren Frauen und Töchtern — eben nicht allzu freundlichen Raum und ließen über manchen fraglichen Bürger, wenn er eingetreten war, ein wegwerfendes, beinahe drohendes Wort und manche spöttische Bemerkung über den weiblichen Begleit fallen.

Und ob auch Die, welchen es galt, nichts Genaues verstanden, so konnten sich doch gar Manche beim Eintritt in die Kirche nicht des unangenehmen Gefühls erwehren, sie seien von den Zuschauern da draußen als Vertreter einer gemäßigteren — und besonders frömmeren Ansicht gewissermassen „überzählt" worden.

Sie täuschten sich auch nicht, und die Besagten spähten immer neu umher, wer denn da noch komme, um zu „beten".

Endlich schien Niemand mehr einzutreten. Auch hatte die Messe schon begonnen, die Orgel ertönte, und Die draußen waren eben im Begriff, sich unter die anderen, näher Umstehenden zu mischen — als der Tüncher Mürkens lachend abwinkte, seinem Nachbaren Bieren auf die Schulter klopfte und auf den Platz hinausdeutete.

„Was Wetter — brr —" keuchte der dicke, schweratmigte Bieren, „will denn der alte Bernhard Dresen dort auch mitpsalmuliren? Da fehlten nur noch der Hesselmann und Judendunk — brr! Ja da sieht man, wie weit es her ist mit ihrem Gered' von Freiheit und Widerwilligkeit gegen seine Heiligkeit den Churfürsten — brr — und die ganze hochverdammte Pfaffheit!

„Ja," polterte Sachs, „recht hat er! Was geht denn den alten Dresen das Messelesen für die Vier und Vierzig an? Gar nichts. Wenn Gelegenheit wär', sich als Leute zu zeigen, die sich selbst genug sind, statt dem Pfaffenvolk' Ehr' zu erweisen, thun sie allezeit das Gegentheil! Die — Donnerwetter —!"

„Die Paternoster-Plapperer, Die —" fiel Mürkens ein, welcher bei Gülich schon sehr in Gnaden stand

und sich auch hier um jeden Preis schnell beliebt machen wollte — „als ob sie mit ihrem Herrgott nicht selbst verhandeln könnten! Was brauchen sie da mitzusingen und zu orgeln, als ob der Andere im Himmel droben taub wäre? Der mag oft nicht wenig lachen, wenn er auf das Gethu' herabschaut und auf das Gebetmachen, daß er ja sicher helfe — da hätt' er viel zu thun! Ha ha, wozu hat er denn uns Menschen fünf Sinne, Verstand und zwei Fäuste gegeben, wenn wir uns nicht selbst helfen wollen?"

„Da seht," fuhr Sachs drein. „Ihr versteht das Lästern! Damit könnt Ihr Euch beim Meshov und mir einschmeicheln. Und ich hab' gesagt, recht habt Ihr, was brauchen die Gesellen da gar miteinander zu beten? Hol' der Teufel ihre Frömmigkeit. Ich bin auch fromm, aber so nicht, ich bet' auf eigne Faust, wenn ich Zeit hab'?"

„Macht sie nicht frömmer, als sie sind," mäckerte der magere, kleine, vielbewegliche Jösten dazwischen. „Thun sie's doch nur, um die Leute blind sein zu lassen! Wär' ihre Partei am Brett allein, wüßten sie sich schon zu helfen ohne ihr Paternoster. Aber frag' ich, welche Freiheit käm' da heraus — o ich bin fein!"

„Ja was fein," fiel der Bieren ein, „brr, das wissen wir Alle!" Er sah auf den schon etwas näher kommenden Herrn Bernhard Dresen und dessen Begleiter. „Wer führt ihn denn? Ist wohl sein Neffe, davon es heißt, daß er — brr — daß er ihn einmal beerbt?"

„Nun freilich," fiel Jösten ein, „Der ist's! Ist ein richtiger Kopf, kenn' ihn lange, hab' gehabt früher mit

ihm viel Handelschaft und hat er auch immer gutes Geschäft mit mir gemacht. Nu, ist's etwa nicht so? Ich sag' Euch, es hat mich sein Oheim und hat mich er oft nimmer lassen wollen fort aus dem Haus vor lauter Lieb! Warum? Weil, wenn ich sagte, „sollt sehen, das Geschäft gelingt," so haben sie mir geschenkt Vertrauen und haben gekauft Waare oder haben verkauft, und haben immer gewonnen viel Geld und haben mir gegeben, was ist recht und billig! Und nun bin ich dann doch nimmer hingegangen. Warum bin ich nimmer hin? Weil mir sind gekommen andere Gedanken, und weil ich hab' gesprochen mehrmals von der wahren Freiheit — und da hab' ich gesehen, was sie meinen und wie sie verstehen das Wort —"

„Haltet einmal ein mit Euerem Geschnarr," unterbrach Schürmann. „Ihr redet ohnehin nur den Deuzer Juden zu Lieb jüdisch. Mit uns redet, wie sich's gebührt! Und gelogen habt Ihr auch. Ich hab' gehört, der Herr Bernhard und der Norbert haben Euch das Haus verboten, weil Ihr sie über's Ohr hauen wolltet im Handel!"

„Gottes Eid, kein wahres Wort daran!" fiel Jösten ein.

„Wahr oder nicht," fuhr Schürmann heraus, „die Zwei halt' ich vor der Hand noch für richtige Männer in jeder Weis'. Wo nicht —"

„Wird Gülich schon sorgen," fiel Mürkens geschäftig ein. „Ich sage Euch, der verdient seinen Ruhm für Alles, was er thut, spricht und verschweigt."

„Das wissen wir auch schon," unterbrach Schürmann. „Thut Ihr doch, als ob Ihr Gülich und seine Absichten schon viel besser, als wir —"

Das Gespräch wurde durch die Ankunft der Zwei unterbrochen.

„Guten Morgen, Ihr Leute," sagte Herr Bernhard, einhaltend. „Wollt Ihr nicht auch in die Kirche? Kommt doch, ist wohl des Gebetes werth, um was es sich Seitens des Volkes und unser Aller handelt."

Er schritt langsam, das Haupt entblößend, mit Norbert weiter, wobei er in die Tasche des Ueberwurfes griff. Dann trat er in die Kirche, ließ ein wohlgefülltes Päckchen Geld in den Opferstock für die Kirche und ein gleiches in den für die Armen fallen und fand dann mit Norbert in einer der letzten Bänke Platz.

„Saht Ihr, wie gutherzig der Alte ist?" sagte Schürmann. „Ja, hat mich selbst einmal herausgerissen und mir das Geld zum Ausbau von Haus und Schmiede vorgestreckt. Aber seht, da kommen noch Andere. Der Meshov ist dabei — seht, und Gülichs Frau und Tochter."

„Nun die Zwei sollen beten!" spottete Jösten, „aber Meshov, ach Gottesleid, Westhof ist ja auch dabei. Die Zwei und der Gülich --"

„Werden's bleiben lassen, mit hinein zu gehen," zürnte Abraham Sachs unwirsch. „Das wär' doch die reinste Komödia. Und die Weiber sollen's auch nicht! Wozu? Meine Tochter Judith sucht ihres Gleichen in der Gottesfurcht und geht doch das zehnte Mal nicht zu Meß' und Beicht — und das Geläute mag

sie so wenig, wie ich. Das verdammte Geleier und Gebrumm, nur kein Glockengebrumm und Gekling, ärger gibt's nichts!"

Noch viele derlei Reden hätte Sachs zum Besten gegeben, aber Gülich, Frau Anna und Margarethe kamen schon heran. Die Letzteren zeigten offenbar einige Eile, um sich möglichst bald außer Berührung mit Meshov und Westhof zu setzen, welche am Hause mit Gülich zusammengetroffen waren, eben, als er Frau und Tochter, ihrer Bitte zu Folge, nach St. Laurenz begleiten wollte. Das Zusammentreffen mit den Freunden hatte ihm den Gang erleichtert. Desto unangenehmer war es den Seinen gewesen, mit denselben hie und da ein Wort sprechen zu müssen.

Ohne aufzuschauen, traten Frau Anna und Margarethe in das Gotteshaus ein und sahen sich nach Plätzen um, als ein flüchtiger, freudiger Blick Norberts auf sie fiel. Dieser flüsterte dann sogleich einige Worte zum Oheim, worauf sich Herr Bernhard ein wenig wandte und leise winkte. Zugleich er weiter hinein rückte, um Anna und Margarethen Raum zu geben.

Nie betete Margarethe so freudig, denn die Zutraulichkeit des alten Herrn nahm ihr die Sorge gänzlich vom Herzen, er möchte, trotz aller Betheuerungen Norberts, am Ende ihrem heftigen Vater doch Etwas nachgetragen haben.

Während dessen hatte Gülich, welcher nicht mit eingetreten war, verschiedene Fragen der Genossen zu beantworten, was er mit wenigen Worten, aber in einer gewissen wichtig aussehenden Einverständlichkeit that.

Namentlich bei Jenen, welche er innerlich verachtete, welche er aber schmeichelhaft zu bedienen suchte, weil er ihre Nützlichkeit erkannt hatte.

Auf das Freundlichste wurde der junge Tüncher Mürkens bedacht, dessen hohe Fähigkeit in Spüren, Umherraunen und Schüren sich schon sehr bewährt hatte — abgesehen, daß der Geselle in Allem, was er that, eine Leichtigkeit und hie und da ausbündige Drolligkeit zum Besten gab, welche Gülich eben so sehr ergötzten, als sie treffliche Mittel waren, seine Absichten beim Volk an Mann zu bringen, ohne daß es dessen ernste Bedeutsamkeit ahnte.

Mürkens war von der zum ersten Male öffentlich bewiesenen Vertraulichkeit seines Herrn und Meisters begreiflich auf das Beste berührt und versäumte nicht, sein rasch errungenes Ansehen durch verschiedene leise Worte und ungemein geheimnißvolle Geberden auf der Stelle noch zu erhöhen. Was Gülich auch eine kurze Zeit zugab, sich dann plötzlich der Kirche zuwandte und gewissermassen weihevoll hinein blickte.

„Hm hem, wo kniet denn Gülichs liebe Frau und Tochter?“ fragte Meshov.

„Dort,“ antwortete Sachs, „an der Seite des alten Herrn Bernhard.“

Meshov streckte seinen langen, hageren Hals und forschte mit hastigen Blicken seiner blöden Augen.

„Und links von ihm ist der Herr Norbert,“ raunte Westhof. „Aber alle Teufel, ich glaub' gar, ganz da vorne knieen der Judendunk und Hesselmann. Meiner Seel', sie sind es!“

„Was?“ fiel Sachs ein. „Die müßten ja vor allen Anderen gekommen sein!“

Er wollte eben in weiteren Unmuth gerathen, als Jemand durch die Umstehenden schlüpfte und in artigster Geberde um freien Paß in die Kirche ersuchte.

Es war Paul Rigge.

„Bitte, nicht für ungut, daß ich störe,“ flüsterte er. „Ah die trefflichen Herren aus dem Lützenkirchen-Garten! Und Ihr, Herr Gülich? Wollt Ihr nicht hereinkommen?“

„Ist leider kein rechter Platz übrig,“ entgegnete Gülich.

„O doch wohl — nun wie Ihr für gut findet. Seht ja doch in die Kirche und könnt auch hier beten!“

Paul verbeugte sich mehrseitig und wischte hinein. Als er darin war, erkannte er Norbert und seine Nachbarschaft, worauf er im Hintergrund stehen blieb und sich fromm bekreuzte.

Draußen hatten sich über kurz noch mehr Leute gesammelt, und die Zeit verstrich, bis die Schellen am Altar den nahen Augenblick der „Wandlung“ ankündigten.

Unschlüßig, ob das Haupt entblößen, stand Gülich. Der Gedanke, daß außer seinen Gesinnungsgenossen noch viele Andere da seien, machte ihn rasch entschlossen, und ziemlich vernehmbar sagte er:

„Das Höchste ist zu achten.“

Er nahm den Schlapphut ab und beugte sich.

Langsam folgten Einige der ihm näher Stehenden, unter ihnen Mürkens, dem Beispiele.

Kaum war die Wandlung vorbei, trat der Letzte zu Meshov und flüsterte:

„Es ist ihm nicht Ernst, so wenig, wie mir, hochverehrter Herr Meshov."

Meshov sah ihn höhnisch vornehm an und wandte sich mit einem „hm hem" vornehm ab.

Und wieder ertönte Gesang und Orgelspiel, bis zuletzt der Segen ertheilt ward.

Der celebrirende Priester verließ dann den Altar und schritt zur Sakristei, worauf er zurückkehrte und Weihwasser sprengend bis zum Ausgang der Kirche gelangte. Eh' er sich wieder abwandte, sah er ernst zum Kirchthor hinaus auf ein Paar, deren Geberde eben nicht viele Achtung von dem eben Geschehenen verrieth.

„Seht doch, man möchte meinen, das jüngste Gericht sei schon da," grollte Sachs. „Der verdammte Pfaffe schaute drein, als seien wir schon Alle des Teufels, weil wir uns nicht auf die Köpfe regnen ließen!"

Wüstes, aber von Gülich's Wink rasch unterdrücktes Gewieher Einzelner folgte den Worten.

Bald traten die von den Zünften Erwählten heraus — Doctor Backhausen unter ihnen — Derselbe, welcher statt Gülichs gewählt worden war. Er schien sich eben nicht sehr leicht zu gehen, was Mürkens keineswegs übersah, vielmehr Gülich eine entsprechende Bemerkung zuflüsterte, welche des Inhalts war: „Der Herr Doktor leide ja am Zipperlein, und wenn er wahrscheinlich bald wieder zu liegen komme, müsse doch Jemand Anderer für die Commission gewählt werden.

Gülich winkte ab und sah sich die weiter Herauskommenden an. Unter den Letzten war Norbert, welcher seinen Oheim Herrn Bernhard stützte. Beiden folgten Frau Anna und Margarethe, denen sich Gülich näherte.

Etliche Schritte vor der Kirche wandte sich Herr Bernhard Dresen, lüpfte den Hut und sagte zu Margarethe und der Mutter: „Ihr habt ja Beide recht tapfer gebetet. Gebe Gott, daß Alles gut abläuft, weshalb wir zum Himmel flehten. Ist keine Kleinigkeit. Das Andere mit Euch und Norbert wird sich schon machen. Nun Gülich, Ihr wart' doch auch drin? Das ist recht. Ohne Demuth vor Dem da Oben ist kein Heil!"

Er wandte ihm einen eigenthümlich ernsten Blick zu, grüßte noch einmal und schritt dann seines Weges mit Norbert weiter, welch Letzterem sich sogleich Paul Nigge anschloß, nachdem er es an ehrerbietigster Verabschiedung von Gülich und den Seinen nicht hatte fehlen lassen.

Einen Blick heißester Liebe warf Norbert noch auf Margarethe zurück und — selbst vor Freude über des Oheims Freundlichkeit — sah er gleich frohe Empfindung auf dem holden Antlitz der Geliebten.

„Gehst du wieder heim mit uns, lieber Vater?" fragte Margarethe.

„Nein, liebe Tochter," entgegnete Gülich, „gedenke aber, bald nachzukommen."

Frau Anna und Margarethe hatten noch einen dringlichen Gruß Meshov's und einen nicht so bewegten und viel stolzeren Westhofs zu erwidern und entfernten sich dann, worauf sich Meshov's Mißver-

gnügen über die frostige Entgegnung durch eine gewisse Unruhe kennzeichnete, während Westhof dasselbe weit verständlicher und laut ausdrückte. Beides zu bemerken, hatte Gülich keine Zeit. Denn es galt, dort und da, wo es wohl angebracht war, ein paar Worte über die schöne fromme Uebung dieses Tages hinzulegen, desgleichen, nach verschiedenen Seiten Grüße an die sich im Ganzen zerstreuende Menge seiner Anhänger zu entsenden.

Mürkens „entließ" er förmlich, aber mit sehr freundlicher Geberde.

Zuletzt waren nur mehr Sachs, Meshov und Westhof bei ihm.

„Habt dort und da sehr fromm herumgeraunt," sagte Letzter, „hab' es wohl an Euerer Geberde gemerkt."

„Laßt das," versetzte Gülich. „Es gibt ja doch wirklich Heiliges. Ja. Und wer das für heilig Gehaltene nicht mindest äußerlich anerkennt, beraubt sich des Vertrauens. Ich könnte Euch noch mehr sagen. Aber ich sage nur, nicht Alle stehen im Geiste gleich hoch."

„So meint Ihr," sagte Westhof. „Ihr zäumt das Roß pfiffig auf."

Meshov wollte die Rede ablenken und auf Margarethe zu sprechen kommen. Aber Gülich ging darauf nicht ein, sondern sprach von Doctor Backhausen, der wieder nicht wohl zu Fuß scheine — und weiter von Mürkens, den sehr er lobte.

„Haltet mir ihn ja recht warm mit zeitweise vertraulichen Lobsprüchen und kleinen Gefälligkeiten," sagte

er. „Wenn man dem drolligen Burschen zu schmeicheln versteht, lauft er für uns durch's Feuer. Und das ist Etwas werth. Es gibt Hunderte von Dingen, die man nicht selbst thun kann und darf. Da kann man sich auf ihn verlassen. Sag' Euch, ich habe viele gescheite und verschmitzte Gesellen kennen gelernt, aber ein gleich scharfsinnig und schelmischer kam mir nie vor. Er richtet Alles auf das Unscheinbarste — gilt es, das Ansehen der Hochmögenden völlig zu zerfressen, ist Euch der Bursche wie das reinste Scheidewasser und — zu Allem hat er mit allen Leuten und Häusern Bescheid, wie wohl Niemand. Drum muß man ihn belohnen, loben und seiner närrischen Eitelkeit genug thun."

„Ihr habt ihn schon gehörig übermüthig gemacht," hüstelte Meshov. „Er thut, als ob er Euere Gedanken früher wisse, als Ihr selbst."

„He he, laßt ihm seinen Sparren," entgegnete Jener. Genug davon. Sollte es dem Backhausen wirklich in die Beine fahren, werdet Ihr merken, wie der Mürkens zu meinen Gunsten herumplauscht. Aber was Euch betrifft, wenn es etwa die neue Wahl gilt, wollt Ihr wahre Helfer, Ihr Männer von wahrem Werthe, mir beistehen?"

„Das versteht sich," fuhr Sachs heraus. „Donnerr— wie könnt Ihr da fragen!"

„Danke, danke. So thut, was ich nicht thun kann, schon jetzt. Sprecht auch Ihr, so viel Euch möglich ist, wie schmählich es sei, daß man mich überging. Könnt beisetzen, daß ich es sehr übel aufnahm, sehr, — ob ich

auch ruhig schien. Nun ja, lieber Sachs, weiß wohl, Ihr hättet die Wahl eben so wohl verdient —"

„Ja was!" unterbrach Sachs. Ich — Ihr wollt hinein! Also sagt nur dem Mürkens, er soll bohren und schüren. Ist's dann an der Zeit, schnaub' ich drein, und man soll mich hören von einem End' Kölns bis zum anderen! Aber mit mir laßt mich in Ruh'. Ihr wißt von der Rechtssache mehr als ich, und verschlagener seid Ihr auch um zehntausend Mal mehr, so gescheit ich bin. Das habt Ihr wieder mit Euerem Hutabnehmen und an's Herz klopfen bewiesen, Donnerwetter, wie Ihr ist kein Zweiter in der Welt!"

„Danke, danke immer mehr, bester Vater Sachs," sagte Gülich. „Dumm, glaub' ich just nicht zu sein, aber kluger und brauchbarer, als Ihr, das wäre doch zu viel gesagt. Vielleicht ein wenig gelehrter. Nun was! Die Bücher sind einmal nicht Jedermanns Sache, hab' es schon oft gesagt. Hättet Ihr die Hälfte gelesen und studirt, was ich, hättet Ihr zweimal so viel gelernt und in weit kürzerer Zeit. So ist's."

„Ha ha, seid Ihr ein heillos artiger Mann," brauste Sachs darein, „das nenn' ich mir ein Lob! Donnerwetter bin ich stolz. Aber wohin jetzt? Wißt Ihr was? Laßt Weib und Tochter daheim essen, und Ihr kommt zu mir. Meine Judith hat eine weidlich fette Gans braten lassen, die ist schier so groß, wie ich, aber feiner ist sie. Ha ha, nicht wahr, da lacht Ihr? Und der Wein — vom allerbesten sollt Ihr haben, weil Ihr heute so fromm wart. Also Ihr geht mit? Das ist recht! Ihr auch, Westhof?

Ihr nicht? Aber doch Ihr, Meshov? Kommt, nur mit, Ihr seid fadendünn genug. Ein feister Schnitz ist Euerem Corporus gesund —“

„Ihr wollt sagen, Corpus,“ sagte Gülich lächelnd.

„Oder Corpus,“ fiel Sachs ein, „was weiß ich von Euerer lateinischen Sach’ — ich sag einmal Corporus und sag’, daß das Gansviertel dem Corpus Corporus des Meshov wohl thun wird — und seiner Brust auch — ha ha ha — wißt Ihr was Meshov? Reibt Euch den Hals mit Gänsefette ein, nud ich sprech’ den Segen dazu, dann ist’s mit Euerem hm hem bald aus! Alle Wetter, dort seh’ ich aber den Mürkens nochmals laufen. Habt Ihr was dagegen, Gülich, daß ich ihn auch einlade? Er soll uns bedienen — he da — he Mürkens — Mürkens, daher — er kommt schon — daß der Donnerkeil, hat der Geselle ein scharfes Fußwerk — — —“

## Eine verhängnißvolle Nacht.

Es war etliche Wochen später.

Trommelschlag hatte auf den Plätzen und in den Straßen der Stadt Köln gedröhnt, die ganze Bevölkerung war dabei auf den Beinen gewesen und ein Theil derselben jenem lärmenden Zeichen gefolgt, während der andere sich zu zwei Häusern wandte, vor denen Stadtsoldknechte ab und zu schritten.

Ein Brief Paul's nach Amsterdam giebt Bericht über das, was vorgefallen war.

In Kurzem lautete der Inhalt:

Es sei durch Backhausens bedenkliche Erkrankung eine neue Wahl nöthig geworden. Da habe sich ein Getöse auf der Straße erhoben, Herr Gülich aber sei in den Sitzungssaal getreten, habe gegen alle weitere Berathung und Wahl protestirt, ohne weiters den erledigten Platz eingenommen und denselben trotz aller kräftigsten Abmahnungen Judendunk's und aller Vorstellungen Hesselmanns nicht mehr verlassen. Sogleich darauf habe er auf das Verhör der drei Bürgermeister gedrungen, und der Senat, erschreckt vom Getümmel der Menge auf dem Platz unten, nachgegeben. Auf dies sei der Eine, der Wolfskehl entflohen und dann

Tags darauf vom Stadtherold unter Trommelschlag aufgefordert worden, bei Strafe der Confiskation all seines Besitzes zurückzukehren und sich zum Verhör zu stellen. Die anderen Zwei, der Kronenberg und Krebs, seien muthig dageblieben, um sich inquiriren zu lassen, worauf ihnen Arrest in ihren Häusern dictirt worden sei, damit sie nicht entweichen und der Stadt Schaden zufügen könnten.

„Wäre es von Herrn Gülich allein abgehangen," schrieb Paul, „hätte man sie in Thürme geworfen. Er soll zum Prätext gehabt haben: „Es handle sich nicht um die innere städtische Sache allein, sondern man habe einigen Verdacht, die beiden Herren seien in einem gewissen Einverständniß mit Frankreich, etwa gar um demselben Köln in die Hände zu spielen." Was ich nie und nimmer glauben kann.

Nimm mir nicht für ungut, lieber Heinrich, wenn ich dir sage, daß mich Herrn Gülich's Art neuerlich oft und so ziemlich irritirte und ich sehr besorgt war, es möchte Herrn Bernhard Dresen dieselbe gar zu hart und schroff erscheinen und ihn arg afficiren. Ich hörte aber zu größter Consolation: Wiewohl er den Kopf bedeutend geschüttelt, habe er sich dann doch beruhigt und alle Mühe gegeben, Judendunk und Hesselmann auch zu beruhigen, indem Herr Gülich denn doch bei der Wahl nicht zu übergehen gewesen wäre. Uebrigens sagte mir Norbert, habe Herr Bernhard den Herrn Gülich invitiren lassen und in dringlich monitirt: „Der regelrechten Sache künftig durch zu heftiges und illegales Wesen nicht zu schaden, insbesondere auch Männer wie

Judendunk und Hesselmann gehörig zu respektiren. Da habe sich Herr Gülich mit dem Drängen seiner Freunde und mehr Anderem excusirt, im Ganzen fein und artig bewiesen — und somit sei der Besuch gut zu Ende gegangen. Was mir zur größten Freude gereicht. Denn lieb wäre mir's für Norbert und Margarethe in keiner Weise, wenn der alte Herr auf Herrn Gülich einen Unmuth würfe. Damit sei von Herzen gegrüßt und deine Frau.

Datum Köln, glaube am 26. Novembris.

Dein ganz herztreuer
Paul Rigge."

„Postcriptum.

„Nichts für ungut, ich vergaß Etwas. Ich habe nicht gewußt, daß mein Hausherr, der Sixter, der Freiheitssache spinnefeind und voll größter Wuth auf Gülich ist. Da hab' ich schon viel Kampf gehabt, den Letzteren zu defendiren und möglichst rein zu waschen. Aber beim Sixter greift nichts an, und kommt er aus dem Zorn gar nicht hinaus!"

Es sei dahingestellt, welchen Eindruck dies Schreiben auf Heinrich Thonet in Amsterdam machte. So viel ist gewiß, daß sich Herr Bernhard Dresen zu Köln die große Heftigkeit Gülichs wirklich noch einmal zurecht gelegt hatte und, da er noch immer eine hohe Gereiztheit seiner Freunde annahm, nichts unterließ, um sie in scherzhafter Weise zu beruhigen.

Er erreichte seinen Zweck nicht.

Aber weder der Eine noch der Andere ließen ihren Unmuth ganz sichtbar werden, da sie sich ja doch in heftigen Aeußerungen über Gülich behindert fühlten. Es war eben der Gedanke an die Beziehung Norberts zu Margarethe, welcher ihren Gefühlen Fesseln anlegte. Und aus gleichem Grunde unterließen sie in Gegenwart des alten Herrn gar manche Betrachtung der Zukunft, falls sich Gülich in noch anderen Fällen überhöbe, statt Hand in Hand mit ihnen zu gehen.

---

Eines Abends waren sie noch ziemlich spät bei Herrn Bernhard.

Während dieser Zeit kamen von weiter aus der Stadt Einige, bald langsam, bald rascher schreitend, des Weges daher — Gülich, Meshov, Westhof und Mürkens.

Verschiedenes war gesprochen worden. Das Bedeutendste hatte Gülich bis jetzt verspart. Er hielt, ungefähr zwanzig Schritte vom Hause des Herrn Bernhard, ein, gab das bisher Verschwiegene zum Besten — und es war wichtig genug, falls sich die Nachricht richtig verhielt.

Man hatte den Bürgermeistern einen gewissen Anwalt Köppgen zur Seite gegeben, und Mürkens hatte von dessen Schreiber erfahren: „Daß sein Herr höchst wahrscheinlich Schritte beim Kaiser thun werde, welche nicht nur zum Heil seiner Clienten gereichten, sondern etwa gar eine weitere Einmischung des Reichsoberhauptes in die Kölner Angelegenheiten mit sich führen könnten."

Indem Gülich dieß an Meshov und Westhof mittheilte, bemerkte er, daß er — wenn Etwas an dem Gerede des Schreibers sei — den Anwalt aus verschiedenen Gründen kaum für muthig genug halte, ganz auf „eigene Gefahr" zu handeln. Vielmehr da Andere im Spiel sein dürften — und zwar Judendunk und Hesselmann.

„Das wäre ja ein ungeheuerer Verrath!" sagte Westhof.

„Allerdings," entgegnete Gülich. „Aber die Sache hat viel für sich. Sie haben neuerlich wenige Gründe, mir sehr gewogen zu sein, fürchten begreiflich für Weiteres und möchten nun mit Heil aus dem Ganzen heraus, ohne daß man ihnen einen Vorwurf machen könnte. Das wäre Alles Bisherige für nichts, und wir könnten in die Dunkelheit zurücktreten, in die uns vielleicht der Spott folgte. Das wäre aber noch das Beste, denn höchst wahrscheinlich würde man uns für Verschiedenes verantwortlich machen."

„Wäre nicht übel," sagte Westhof.

„Wenn man ihnen den Streich nachweisen könnte," warf Meshov ein, „wär' es gut — hm hem — sehr gut."

„Allerdings," versetzte Gülich lächelnd, „besser gäbe es nichts —"

Er wurde durch einen raschen und vielsagenden Wink des Mürkens vom Weitersprechen abgehalten. Nach einem wiederholten Deut des Letzteren begab er sich schnell mit ihm und den anderen Zweien unter einen düsteren Thorweg und sah von da aus — Judendunk und Hesselmann aus Herrn Bernhard Dresens Haus treten.

„Sie waren noch beim Alten droben," flüsterte Gülich als sich die zwei Herren etwas entfernt hatten. „Seht, wie bedächtig, schier vorsichtig sie dahingehen."

„Was werden sie bis so spät ausgekocht haben?" raunte Westhof.

„Und noch auskochen," setzte Meshov bei. „Sie richten sich offenbar wieder zum nächtlichen Spaziergang. Im Dunkeln ist gut munkeln!"

„Da könnte uns Mürkens einen freundlichen Dienst erweisen," meinte Gülich, „er sagte mir jüngst, er höre das Gras wachsen."

„Versteh' alle Worte," entgegnete Mürkens überaus muthwillig. „Laßt sie nur ihres Weges gehen — Ihr selbst wendet Euch dort hinüber. Am steinernen Muttergottesbild finden wir uns wieder. Ich will mittlerweile sehen, was ich ihnen von ihrem Geplausch ablauern kann — Huisa —!"

„Schweigt doch, verrückter Geselle," mahnte Westhof.

Sie verhielten sich still, bis Judendunk und Hesselmann außer Gesichtsweite kamen, ohne zu ahnen, daß ihnen alsbald Jemand in vorsichtigster Weise, bald ferner, bald näher folge — —

Während Beide so dahinschritten, fiel diese und jene mehr gleichgültige Rede, bis Hesselmann, um etwas Anderes zu sagen, in gewohnter Raschheit hinwarf: „Die Beziehung zu Gülich erschwere ihnen doch wirklich eine recht offene Aussprache vor ihrem verehrten, alten Freunde Dresen. So seien sie heute wieder lange Zeit bei ihm gewesen und im Grunde hätten sie doch nichts Wichtiges tractirt."

„Es ist wahr," sagte Judendunk ruhig, „man wird in Vielem einsilbig, namentlich, was die Zukunft betrifft. Und in Hinsicht auf diesen kühnen Herrn Niklas Gülich nebst Genossenschaft gäbe es doch Vieles zu erwähnen."

Er schwieg.

Hesselmann verstand seinen Freund gar wohl und merkte, daß ihn Derselbe veranlassen wolle, sich einmal gründlich zu äußern, ob und in weit man durch den Genannten etwa am Ansehen vor der Bevölkerung der Stadt, hoch und nieder, gelitten habe. Aber er ging auf das Gespräch noch nicht ein, denn ein ähnliches Bekenntniß wollte er seinerseits nicht zuerst geben. Nach einigem Schweigen kam er dann, um den Faden gleichwohl nicht zu verlieren, doch auf Gülich zu sprechen. Aber in anderer Richtung. Nämlich in Hinsicht auf das von Demselben so verwegen angedeutete Einverständnisse der Bürgermeister mit dem „französischen" Hofe.

„Ich kann nicht daran glauben," sagte Judendunk. „Es sind bis zur Stunde nicht die geringsten Beweise vorhanden, obschon man dort und da in vertrauten Kreisen von der Sache zu plauschen wußte. Ohne Zweifel liegt der Grund des Gerüchtes, welches vielleicht von Gülich selbst angeregt oder ausgebeutet wurde, in der Mißdeutung häufiger, aber unabweisbarer Berührungen, in welche die Bürgermeister mit den zu verschiedenen Zeiten eingetroffenen französischen Abgesandten kamen. Sie mußten da leider sehr courtoisievoll verfahren, um die Rücksicht des französischen Monarchen für kommende Fälle nicht zu verscherzen — und um hin und wieder

irgend einem möglicherweise drohenden Uebergriff von deutsch kaiserlicher Seite zu pariren."

„Einverstanden," entgegnete Hesselmann. „Es wäre freilich wünschenswerth, man bedürfte dieser zu großen Artigkeit und des leisesten Anlehnens an eine fremde und überdies selbst habsüchtige Macht nie. Mein Gott, wie elend sind wir daran, die wir uns bei wahrem Zusammenhalt der Fürsten mit dem Kaiser aller Sorgen überhoben sähen. Das deutsche Reich stünde Weltgebietend da, und das Haupt desselben wäre alles Verdachtes überhoben, da oder dort Fuß fassen zu wollen, um Widerstand der Fürsten zu brechen oder Liebäugeln mit Auswärts erfolglos zu machen. Ja leider sind wir in keiner Beziehung so gut daran, und gerechtester Schmerz erfüllt oft meine Brust, wie die Euere, ich weiß es. O wie schön, wenn alle diese Demüthigungen, diese Besorgnisse nicht da wären! Allein sollte es denn ewig so bleiben? Sollte das deutsche Volk nie seines Berufes, sollten die Fürsten ihrer Pflicht nie ganz bewußt werden? Sollte es nie so glorreich in Macht nach Außen, in gediegenstem Frieden und in innerlichster Eintracht Aller da stehen, unser deutsches Vaterland, daß wir nichts zu fürchten haben von fremder List und Gewalt, nicht mehr das Geringste von einzelnen Fürsten oder gar vom eigenen Oberhaupte — weil der Kaiser einer Stärkung seiner Macht auf Kosten Anderer eben nicht mehr bedürfte!"

„Ja, das wäre schön," sagte Judendunk ernst.

„Himmlisch schön," fiel Hesselmann ein. „O wie beneide ich Die, welche je solch' ein Glück je erleben sollten.

Ja, einst, und wenn noch so spät, muß es so kommen — es muß!"

In hoher Bewegtheit hatte er seinen Schritten Einhalt gethan, des älteren Freundes Hand ergriffen, sie leuchtenden Auges warm gedrückt, und gleich warmer Handdruck hatte ihm geantwortet.

Sie schritten langsam wieder fort.

„Auf unser Gespräch zurückzukommen," sagte Hesselmann, „so ist auch meine Meinung, daß von einem eigentlichen Einverständnisse der zwei Bürgermeister mit Frankreich keine Rede sein kann. Nicht in Hinsicht auf förmlichen Verrath der Stadt an König Ludwig — aber eben so wenig zum Nutz gegen vermeintliche Absichten des deutschen Kaisers, der wahren Selbständigkeit Kölns zu schaden. Wenn er auch volle Treue erwartet, nie und nimmer trägt er sich doch mit jenem argen Gedanken. Viel Mehr wäre vom Churfürsten von Köln zu besorgen. Nun da können ja vielleicht die zwei Bürgermeister einmal nicht hinlänglich deutlich gesprochen — ja sie mögen selbst an eine böse Absicht des Kaisers geglaubt haben oder glauben. Desfalls wäre eine Verabredung zwar sehr zwecklos, aber von ihrer Seite nicht böse gemeint und verdammenswerth. Dem sei wie da wolle, die Nachrede ihrer Lust zum Verrath entstand einmal, und Gülich erlaubte sich, dieselbe, wie Ihr sagtet, zuerst zu plauschen und dann an die große Glocke zu hängen." Er hielt plötzlich ein und erst nach einer Weile setzte er ziemlich heftig bei: „Man dürfte in dieser Zeit wirklich beinahe auf Alles gefaßt sein — auch wir, wir!"

„Was meint Ihr?"

„Ei, die Annahme liegt nicht gar zu ferne, daß dieser Gülich — welcher sich mit einemmal so ungefügig benimmt — wie den Bürgermeistern wegen Frankreichs, so uns Zweien gelegentlich eine zu große Annäherung an den „Kaiser" vorwürfe, wenn es ihm irgendwie in den Kram paßte. Denn er könnte damit den Versuch wagen, unser Ansehen, welches wir, trotz seiner Vermessenheit, hoffentlich doch noch ungeschmälert besitzen, neu zu befreveln und das Vertrauen zu untergraben, welches wir, Gott weiß es, im wahren Sinne des Wortes verdienen."

„Ja, ja, ja," sagte Herr Judendunk.

„Ich setze nur den Fall — aber es läge wirklich seiner Verschlagenheit nicht zu ferne, uns gelegentlich deshalb anrüchig zu machen, weil Ihr mit den früheren, deutsch-kaiserlichen Botschaftern vielfach verkehrtet — und bei mir könnte er auch Verschiedenes hereinziehen."

„Allerdings schiene er mir zu derlei Beschuldigungen nachgerade wohl fähig," sagte Judendunk, „wenn sein Anfangs ungeahnter, zu großer Eifer und Ehrgeiz Anlaß fänden, neuerdings zu grollen. Aber wie sollte er ihn finden? Für seine Zukunft ist er durch das versprochene, einträgliche Amt gesichert. In der Gegenwart hat er es dahin gebracht, mit untersuchen und sprechen zu dürfen. Seiner Anklage wurde Folge gegeben. So hängt es rein von uns ab, ihn nicht zu reizen. Am Wenigsten natürlich durch irgend welche Saumseligkeit in der Inquisitionssache. Ich werde da als Präsident thun, was möglich. Seine, wenn irgend gangbare Meinung soll wohl erwogen werden und bei den

nöthigen, späteren Verbesserungen der Verwaltung seine Stimme eben so wenig unbeachtet bleiben."

„Ja, ja," sagte Hesselmann. „Aber unangenehm genug, daß wir uns das Alles vorrechnen müßen! Was Ihr nun da von der Inquisition sprecht, dem stimme ich, als dem besten Mittel gegen neues, ungestümes Gebahren, vor Allem bei. Beschleunigt so viel Ihr könnt. Was möglich trage ich bei. Nur Ernst, wahren Ernst mit der Sache, damit man uns keine schlimm zu deutende Lauheit vorwerfen kann — und keine Nachsicht! Meiner Meinung nach müßen auch einige träge Mitglieder gehörig gemahnt — und nöthigen Falles entfernt werden."

„Ohne Zweifel," sagte Judendunk. „Eine solche Ausmerzung ist mir um so mehr angelegen, als sich Manche vorfinden, welche man beizog, obwohl man voraussehen konnte, daß sie eigentlich doch mehr für den früheren Bestand der Dinge, also für die Bürgermeister sein dürften — deshalb einverstanden wären, wenn aus der ganzen Sache nichts, oder dieselbe doch gehörig hingehalten würde. Es sind sogar Einige vorhanden, welche vielleicht eher selbst einer Inquisition bedürften, als daß sie Andere inquiriren helfen."

„Ganz richtig," entgegnete Hesselmann. „Treibt also ja, so viel Ihr könnt — lassen wir, da es einmal so weit ist, keinen Vorwurf einer Begünstigung aufkommen, und wie immer vom Gericht entschieden werde, so sei auch vollzogen. Wie gesagt, nichts darf Unsererseits geschehen, was uns den Vorwurf bereiten könnte, als meinten wir es mit der Genugthuung des Volkes nicht ganz

ehrlich — als hielten wir es in einer gewissen Weise dennoch mit den Vonehmeren, denen wir nicht gar zu weh thun wollten."

„Ganz richtig," antwortete Judendunk und setzte dann langsam bei: „Wenn man übrigens nur auch völlig „freie Hand" in der Procedur an sich behält. Es könnte von anderer Seite Etwas geschehen, was darin hinderlich wäre!"

„Ich versteh' Euch nicht. Was soll das heißen? Ihr sagtet doch heute Abend nichts dergleichen."

Judendunk hielt im Gehen ein.

„Ich wollte bei unserem Freunde nicht davon sprechen," sagte er, „er war nicht ganz wohl, und es hätte ihn zu sehr aufgeregt. Uebrigens habe ich auch nur eine ganz leise Andeutung bekommen."

„Ja wovon denn?"

Judendunk schritt langsam wieder vorwärts.

„Wovon? Doktor Köppgen, der Vertheidiger der angeklagten Bürgermeister wittert böse Luft für seine zwei Clienten und — soll sich an den Kaiser wenden wollen, damit Dieser die jetzige Commission aufhebe und eine von ihm erlesene an die Stelle setze. Eine neue Zusammensetzung würde dann wohl aus mehr aristokratischen Elementen bestehen, und die Lage der Angeklagten dadurch sich offenbar ungemein günstig gestalten."

„Was!? Sollte Köppgen die Volkspartei rasend machen wollen? Das wird er bleiben lassen, unser sonst so sehr geehrter Freund!"

„Ja wer wollte es ihm wehren? Er ist einmal da, seine Clienten so weit als möglich zu salviren. Es ist sogar nicht unmöglich, daß er eine Schrift an das Hoflager schon abgehen ließ."

„Nun, so sollte dem Kaiser bei aller Ehrfurcht und Pflichtleistung in gerechten Dingen der Trotz zu Theil werden, mit welchem in anderer Richtung dieser Gülich Euch und mich zu bedienen wagte. Wer immer vom Kaiser als Bevollmächtigter geschickt würde, den nähme man eben nicht an! Wir würden uns gegen einen solchen Eingriff auf unsere „Autonomie" berufen, der Senat würde sicher auf unserer Seite stehen — und der Kaiserliche ginge ungehört mit artigem „Valet" hin, von wannen er kam."

„Ungehört?" sagte Judendunk. „Und wenn anständige Vermittlungen erreicht würden — Ihr kennt ja doch die verschiedenen Wege —"

„Kenne sie leider wohl, fiel Hesselmann ein, „aber auch keine „Vermittlung," keine Hemmung der Dinge, kein noch so günstiger Vergleich darf angenommen werden! Wie, würden wir anderen Falles nicht selbst auf das Vertrauen des Volkes verzichten und uns vor den Höheren erbärmlich zeigen, welchen wir im Interesse der Freiheit und des Rechtes die Zähne wiesen? War und ist unsere Lage so beneidenswerth? Und dafür verspottet werden? Ha und wäre es nicht Wasser auf die Mühle dieses Herrn Gülich, wenn wir nachgäben? Würde nicht er mit seinen Anhängern, diesem Meshov, Westhof, diesem Sachs — in letzter Zeit hat er es

auch mit einem gewissen Mürkens, einem der nichtsnutzigsten Gesellen — ich frage, würde nicht er protestiren und poltern? Vielleicht er es trotz uns dahinbringen, daß der Botschafter und alles Desselben vorhabendes Verhandeln abgewiesen würde? Dann wären wir von Gülich förmlich besiegt, und er hätte ein noch zehnmal größeres Ansehen, als er leider schon jetzt besitzt! Morgen sogleich — nein, noch heute laßt uns zu Köppgen gehen. Er arbeitet bis spät in die Nacht. Wenn er schon schliefe, soll er heraus und Rede und Antwort geben — wir haben ein Recht darauf, ihn zu fragen."

„Ein Recht?"

„Ja, sage ich — gleichviel, wenn wir es seiner Meinung nach auch nicht hätten. Wir gehen zu ihm, er wohnt ja nicht weit weg von da."

„Ihr täuscht Euch," sagte Judendunk umherschauend. „Wir sind im Gespräch zur entgegengesetzten Gegend gekommen. Doch ob auch nicht, würdet Ihr Euch doch noch bedenken, so spät einen Besuch zu machen, der uns, wenn er beobachtet würde, sehr unangenehme Nachrede bereiten könnte. Wie, wenn es Gülich einfiele, unsere nächtlichen Gänge beobachten zu lassen —?"

„A ba, so weit sind wir hoffentlich doch noch nicht — was belauschen, es ist weit aus Niemand!"

„Nun, so geb' ich Euch zu bedenken," sagte Judendunk, „daß besten Falles doch nicht zu viel aus Köppgen herauszubringen sein wird. Ihr seid doch selbst Anwalt und wißt, wie Ihr Euch in einem solchen Fall verhieltet."

„Das ist ganz anders," fiel Hesselmann ein. „Rein Juristisches und Patriotisches sind Zweierlei — er muß uns antworten!"

„Und wir werden ihn doch nicht zu einem Ja oder Nein zwingen können".

„Nichts sagen, wäre auch Etwas," fiel Hesselmann ein, „und gäbe uns hinreichende Gelegenheit, ihm Vorstellungen zu machen, die Sache der Stadt allein im Auge zu behalten — ungezählt unsere eigene ganze Situation. Kommt nur!"

Hesselmann wandte sich und wollte seinen Begleiter gewissermassen gewaltsam veranlassen, ihm in entgegengesetzter Richtung zu folgen.

„Nun denn, ich will mich im Ganzen herbeilassen," sagte Judendunk mitgehend, „aber gebt mir im Anderen nach. Morgen früh besuchen wir ihn — offen, am Tage! Je offener, desto unverfänglicher. Ich sage Euch, dieser Gülich — wenn er uns am Ende doch überwachen ließe?"

„Ach was, da hätte er viel zu thun, und es müßte uns doch schon hie und da Etwas aufgefallen sein. Dem käme es durch meinen Degen theuer zu stehen, der uns belauschen wollte, und Gülich selbst auch! Ueberhaupts, wenn sich dieser Herr Gülich denn doch je wieder eine zu große Kühnheit herausnähme, hat man muthige, ganz entscheidende Schritte gegen ihn zu thun, nicht minder kühne, als die seinen gegen uns! Nur dadurch imponirt man auch seiner wilden Anhängerschaft. Nur dadurch bringt man sie zum Bewußtsein, daß wir, wie frei auch gesinnt, doch jeder Willkühr

entgegenzutreten wissen! Wir meinen es gut und ehrlich. Er aber, der Freche, gibt sich so, daß man förmlich in die Meinung gerathen muß, er suche die ganze Bewegung allmälig rein nur zu benützen, um einen großen Mann vorzustellen und, wer weiß was, zu erreichen — statt sich von uns gängeln zu lassen und sich seiner Zeit mit dem versprochenen Recompens für bezahlt zu halten. Ich sage Euch, schon hundert Mal hat es mich gereut, daß wir ihn und seine Genossen in's Spiel zogen!"

„Auch mich," sagte Judendunk.

„Nun, um so fester müssen wir sein, desto mehr Autorität an den Tag legen. Wenn er noch einmal Etwas wagt, wird dann Euer Ansehen, als das des Präsidenten, hoffentlich ausreichen, ihn jedesmal zum Schweigen zu bringen und ihn allmählig in sein „Nichts" zurückzuschleudern. Ja wenn es, etwa wiederholt ungesetzlichen Benehmens wegen, nöthig wäre — müßte man ganz kurz mit ihm umspringen. Ihr tragt dann ohneweiters darauf an, daß er in „Haft" gesetzt werde — mitten aus der Versammlung heraus — ob es dann unserem Freunde, Bernhard Dresen, lieb sei oder nicht. Privatverhältnisse stehen dem öffentlichen Wohle und dem Ansehen Berufener nach! Ja oder nein?"

„Allerdings — nur nicht so laut —"

Judendunk hielt plötzlich ein.

„Was ist Euch?" fragte Hesselmann.

„Ich weiß nicht, mir war, als hörte ich Etwas hinter mir," antwortete Judendunk umschauend.

„Ihr habt Euch getäuscht, es ist durchaus Niemand da!"

Sie setzten ihren Weg fort und lenkten von Straße zu Straße ein, bis sie an das Haus Köppgen's gelangten.

„Da sind wir," sagte Hesselmann. „Ich sehe richtig noch Licht in seiner Stube. Noch einmal, wozu das Warten bis morgen? Wer weiß, ob sich da Gelegenheit gibt? Sein Schaffner ist noch auf, ich sehe es hell durch die Ritze des Ladens — jetzt sind wir einmal da —"

„Nun denn, wenn Ihr um jeden Preis wollt!"

Hesselmann klopfte leise an des Schaffners Fenster.

Bald ward aufgethan, und sie traten ein.

Nach einer Stunde kamen sie wieder heraus —

„Nun, habe ich recht gehabt, daß wir hinaufgehen sollten?" sagte Hesselman. „Euere und meine Besorgnisse sind zerstreut, und man kann ruhig schlafen. Er war ganz erstaunt und fast zornig, daß wir so Etwas von ihm dächten!"

Judendunk schüttelte das Haupt.

Alles Staunen, Zürnen und Betheuern, auch des ehrlichsten Anwaltes, schien ihm verfänglich. Um so mehr, wenn es sich, wie jetzt, um Freiheit und Leben, hartes Gefängniß oder gar Tod handelte.

Sie schritten fort.

Ueber einige Zeit trennten sie sich, ohne vorher noch viel gesprochen zu haben, und nach gegenseitigem Händedruck wandte sich Jeder seiner Behausung zu — —

Alsbald eilte Einer dem Platz entgegen, auf welchem das Muttergottesbild unter dem Steinbaldachin vom

Licht des, eben aus den Wolken tretenden, Mondes scharf beleuchtet war.

Hinter dem frommen Denkmal traten Gülich, Meshov und Westhof hervor, als Jener mit allem Aufwande dienstwilligster Hast herbeigerannt kam.

„Nun, Mürkens,“ sagte Gülich, halb lachend, „ich wäre etwa gar nicht mehr gekommen, so lange bliebt ihr weg. Und nun bringt Ihr uns am Ende doch keine andere Nachricht, als daß Euch Euere Ohren im Stiche ließen!“

„Da geht Ihr bei all Euerer Weisheit irre, edelster Herr Gülich!“ entgegnete Mürkens in lustigem Ton, welchen er in gleichem Maaße mit wachsender Vertrautheit immer mehr anschlug. „Laßt mich nur erst einen Augenblick zu Athem kommen und die kurze Zeit zum allerunterthänigsten Stirnewischen nützen. Das hin- und her Gehusch greift an, das Gewissen treibt Einem den Angstschweiß aus — ja — und dann erst die Hast, Euch Nachricht zu bringen —“

„Nun sprecht nur einmal, toller Geselle!“ mahnte Gülich.

„Ich spreche schon,“ sagte Mürkens, durchaus nicht versäumend, noch mehrmals seine Athemlosigkeit zu bethätigen. „Alles konnte ich begreiflich nicht genau hören — aber das Eine ist schon genug. Sie sind voll Argwohn, Groll und Haß gegen Euch, weil Ihr Euch Alles herausnehmt, statt Euch von ihnen „gängeln“ zu lassen und abzuwarten, was man Euch einst als „Recompens“ Euerer Bemühungen hinwürfe.“

„Ja ja, gängeln lassen," sagte Gülich ruhig, „ihren hingeworfenen Lohn annehmen und ihnen wohl noch die Fußspitze dafür küssen. Nun, das ist mir im Grunde nichts ganz Neues, diese freundliche Absicht unserer hohen zwei Gönner habe ich schon längere Zeit errathen. Doch freut mich die Bestätigung. Viel Dank, Mürkens, das trägt Euch allein schon einen Thaler mehr Botenlohn. Nun was weiter? Nur kurz, morgen könnt Ihr mir dann Alles in's Nähere berichten —"

„Schon recht," fiel Mürkens ein, „und Ihr werdet dabei auf meine Kosten genug lachen können, denn bei dem Hin und Her ging es mir manchmal schlimm genug. Einmal stieß ich mir beim Retiriren hinter Fässer die Stirne an, das andere Mal verstauchte ich mir beinahe den rechten Fuß, und einmal hielt ich mich gerade noch, sonst wäre ich auf ein paar Balken hingefallen, daß es einen Höllenschlag gethan hätte. Von dem Allen will ich übrigens nichts reden, denn wenn mich die zwei hohen Gönner bemerkt hätten, wäre es mir Degenweise schon noch schlechter gegangen. Herr Hesselmann sprach sich deutlich genug darüber aus. Sage Euch, er hätte mich ohne Weiteres durch und durch gestochen. Alle Teufel, denkt, mein junges, unschuldiges Leben in nichts als Blut da liegen. Da dank ich! Prrr — !"

„Wollt Ihr einmal ordentlich sprechen?" mahnte Gülich. „Was sagten sie noch über mich?"

„Nun also, sie kamen immer weiter in's Lästern hinein, so daß keine Faser an Euch gut blieb. Dann sagten sie, man habe Euch „leider Gott" in's Spiel ge-

zogen, und nun „schösset ihr" zu sehr in's „Kraut," und ihr „eigenes Ansehen" leide schon gewaltig. Das ärgert sie offenbar entsetzlich. Nun, und daß sie Euere Freunde nicht lobpreisen, versteht sich. Meine Geringfügigkeit als dienender Geist bekam auch seinen Theil. Ich bin ihnen einer der nichtsnutzigsten Gesellen! Schönes Compliment. Aber das thut nichts. Es kömmt schon besser. Der Hesselmann meinte, man müsse mit Euch gelegentlich „ganz kurz umspringen," Euch bei erster Gelegenheit „festnehmen," mitten aus der „Versammlung" heraus — und der Herr Judendunk blieb dabei ganz gemüthlich und sagte nicht nein!"

„Da seht. Hörtet Ihr noch Etwas?"

„Nun gewiß! Sie sprachen wirklich von einem Protest an den Kaiser wegen der Bürgermeister, und nach den ersten Worten handelte es sich schon um den Köppgen. Hörte auch von einem „kaiserlichen Bevollmächtigten" und dergleichen. Manches entging mir zwar, denn ich mußte mich in Acht nehmen — aber so viel merkte ich sogleich, daß sie ganz vertraut mit dem Köppgen seien. Hesselmann wollte auch sogleich zu ihm, Judendunk aber hatte nicht viele Lust dazu —"

„Weshalb?"

„Weil er eben besorgt war, er könnte durch Euch irgend „belauscht" werden. Er wandte sich auch einmal, so daß ich kaum mehr bei Seite wischen konnte. Und so ging es mir mehrmals. Schließlich gingen sie auf des Köppgen Haus zu. Da standen sie still, klopften leise an und traten ein. Da wartete und wartete ich,

weil ich noch mehr zu erfahren hoffte. Erst vor kürzester Zeit kamen sie wieder heraus. Da hörte ich die Worte Hesselmanns: Nun kann man doch ruhig schlafen und hat nichts zu fürchten. Was weiter konnte ich nicht mehr vernehmen, weil ich mich in eine Ecke retiriren mußte, indem Jemand des Weges kam, dem meine Gegenwart hätte auffallen können. Nun, ich hoffe, es genügt, was ich Euch aus meinen fleißigen Ohren schüttelte."

„O ja," sagte Gülich. „Man weiß nun Unsererseits, von wem Etwas zu fürchten — und wem es mit Gewißheit zuzuschreiben ist, wenn sich Jemand vom Kaiser einfände. Sie würden da wahrscheinlich selbst einen kleinen Protest veranlassen —"

„Ganz richtig," fiel Mürkens ein, „das hab' ich auch gehört. Und, wenn ich recht verstand, meinten sie, man könne Euch außerdem zu sehr vor den Kopf stoßen, Euch toll machen, Gelegenheit zu einem Protest von Euerer Seite geben und so Euer, leider schon zu großes Ansehen und Euere Macht noch mehr vermehren — und zwar aus eigener Veranlassung!"

„Richtig," sagte Gülich. „Kurz, sie möchten, daß ein Bevollmächtigter komme, dann thäten sie dergleichen, als ob sie ihn nicht wollten — und schließlich unterwürfen sie sich. Da wäre dann die Macht der Inquisitionskommission — welche ihnen nicht mehr recht gefällt, weil ich bei der Sache bin — gebrochen. Nun, das Spiel sollte ihnen nicht wohlfeil zu stehen kommen — ihnen und dem Kaiser — wie den Anderen mit ihrem französischen König, wenn sich da etwas Näheres herausstellt — doch

genug!" Er griff in die Tasche. „Mürkens, hier nehmt vier Thaler, es kömmt schon noch besser, und Ihr werdet eines Tages etwas Rechtes. Nehmt doch, habt Euere Ohren gut bewährt."

„Euer Lob geht mir über Alles," betheuerte Mürkens — „und dazu vier Thaler! Viel Dank, gerade so viel hat mir zum reichen Mann gefehlt, das Uebrige ausgenommen."

„Verrückter Geselle! Immer Späße."

„Davon lebe ich. Meine Tüncherei hat mich nie recht gefreut!"

„Nun, wenn Ihr Andere, wie eben jetzt, gehörig antünchen könnt, so macht es Euch doch auch Spaß."

„Ja, wenn es Euch zu Nutz und dem Wohl der Stadt dient, streich' ich Alles an, grün, gelb, blau, schwarz, roth, wie's Noth thut!"

„Schon gut. Jetzt habt Ihr den Judendunk und Hesselmann schwarz angestrichen. Sollt sehen, Euere Farbe hält. Jetzt könnt Ihr heimgehen."

„Heim?" fiel Mürkens ein. „Das kann ich vor der Hand noch nicht verantworten. Ich muß zuerst meine Kraft wieder stärken. Und von meinem Schweiß sagt Ihr gar nichts. He he, ist so viel Nasses aus mir heraus, muß wieder etwas hinein. Durst hat der Mürkens, Durst — Hilfe! Gute Nacht, seht, wie ich laufe!" Schon nach ein paar Schritten hielt er ein. „Habt Ihr gesehen? Nun, wenn ich einmal Etwas bin, stolzir' ich daher, wie der Herr Judendunk —"

er ahmte dessen Schritt nach — „oder gefiel er Euch besser, wie der Hesselmann?“ Er verspottete auch Diesen. „Aber jetzt geht es noch eine Weile lang so — huja!“

Fort rannte er. Die paar Thaler hörte man in seiner Tasche kleppern.

„Erbärmlicher Tollhans!“ höhnte Westhof, sich mit Gülich und Meshov in Bewegung setzend.

„Ja, sehr erbärmlich,“ hüstelte Meshov. „Mir sind diese geldsüchtigen und sich zu Allem hergebenden Schelmennaturen im höchsten Grade zuwider — hm hem.“

„Ja wohl,“ sagte Gülich, „aber man kann ihn eben zu gut brauchen, den gut gelaunten Spürer. Wie schon öfter gesagt, salbt ihn ja recht mit Lobsprüchen ein. Ihr. Meshov, benehmt Euch manchmal allzu wegwerfend. Er klagte es mir leise und sagte, es verletze sein Ehrgefühl. Denkt doch!“

„He he, das ist gut. Sein Ehrgefühl!“

„Ja ja! Lobt ihn nur oft und spielt ihm zu Zeiten ein überflüssiges Geldstück in die Hand.“

„Nun, wenn Ihr wünscht,“ ließ Meshov unterm Taschentuch vor der Nase hervorgehen, „will ich ein wenig gnädiger scheinen und ihm hie und da Etwas zustecken, daß er nicht Hungers stirbt, hm, hem!“

Kann's auch sonst brauchen“ — setzte Westhof plump höhnend dazu. „Ha ha!“

„Nun, das muß Etwas sein, wenn Ihr's zum Lachen bringt,“ sagte Gülich.

„Ja, meiner Seel!“ versetzte Westhof mit einem flüchtigen Blick auf ihn. „Wißt Ihr, daß ich seinem Laufen und Stehenbleiben und sich Putzen, falls er im Sachshaus zu schaffen hat, auf die Spur kam? Ich wette, was Ihr wollt, er ist in die Judith verliebt. Dran seid Ihr selbst Schuld, weshalb macht Ihr ihn zum Boten. Habt Acht, morgen hat er sich wieder fest herausgeziert, falls es etwa wieder eine Nachricht an Sachs gibt, oder etwa gar ein zartes Brieflein an die Tochter —“

„Wer sagt Das?! fiel Gülich ein, indem er stehen blieb.

„Die böse Welt sagts.“

„Sie lügt!“

„Ja gewiß lügt sie,“ spottete Meshov. „Hm hem, was sich aber solch' ein Bursche, wie Mürkens selbst einbildet. Der stolze Herr Abraham — und er wagt auf dessen schöne Tochter zu schauen. He he — hm hem — Nun vielleicht hofft er auf ein gutes Amt.“

„Habt ja gehört, was er hinwarf,“ entgegnete Westhof, „und wenn er der Freundlichkeit Gülichs glaubt, hat er recht, wenn er meint, er werde einmal Etwas.“

„Nun, es soll Etwas gut dafür sein,“ sagte Meshov. „Aber bitte, kommt wieder und laßt uns ein wenig schneller gehen. Diese Nachtluft — ich sage Euch, ich bin kerngesund, nur dieses verteufelte Kratzen im Hals.“

„Ja wohl, Euch fehlt gar nichts!“ legte Westhof in einer Weise hin, daß sich Meshov in die fahlen Lippen

biß. Kein Wort antwortete er. Auch Gülich ward ganz schweigsam. Nicht etwa deshalb, weil Mürkens angeblich wage, die Judith schön zu finden. Er fürchtete, wenn es je gälte, keinen Nebenbuhler, und einen solchen am Wenigsten.

Nein, sein Schweigen hatte einen viel tieferen Grund.

Der längst gehegte Argwohn und Groll gegen Judendunk und Hesselmann war zum Haß, zur Rachelust angefacht worden und im mählichen Wogen dieser Empfindungen war seine Lippe verstummt. Da hinein mischte sich vorübergehend der Unmuth, daß Hesselmann früher einen Blick auf Judith gewendet habe. Sachs hatte ja einmal Etwas derlei hingeworfen draußen im Lützenkirchengarten, und noch öfter.

Sollte es nur eitles Gerede gewesen sein?

Mit einem künstlich freundlichen „gute Nacht" verabschiedete er sich von seinen Freunden und langsam schritt er die Treppe hinauf, während Unten Meshov von Westhof, welcher ihm einen Schabernack spielen wollte, noch durch ganz außergewöhnliche Gesprächigkeit zurückgehalten wurde und gelegentlich zum Hause hinauf schaute.

„Ha ha," spottete Westhof plötzlich, „Das war wieder ein Blick und ein stiller Seufzer dazu. Nicht wahr, wenn dieser Herr Norbert Dresen nicht wäre?"

„Hm hem!" war die Antwort, „Allerdings — nun Euch wäre es vielleicht auch angenehm!"

„Nun Ihr, als ein so schmucker, feiner Mann, trügt ja doch den Sieg davon," sagte Westhof.

„O, man könnte es doch nicht so genau wissen — Ihr wär't denn doch ein“ — ein arges Hüsteln überfiel Meshov — „ein ganz anderer Mann.“

„Da seht, wie bescheiden Ihr im Dunkeln seid,“ spottete Westhof. „Gute Nacht, haltet fein das Tuch vor die Nase, s'ist wahr, rauh ist's. Es kommt mir selbst in den Hals — hm, hem — hm, hem!“

Westhof warf noch einen Blick voll Spott auf seinen Nebenbuhler und schritt seiner Wege fort.

Zitternd vor Zorn sah ihm Meshov nach, und ein richtiger Krampfhusten überfiel ihn — — — —

---

## Zwei Gesandte — ein tendenziöses Darlehen — die gestrandete Schachtel — und ein neues Jahr.

Eines Tages empfing Heinrich Thonet zu Amsterdam einen langen Brief von Paul Rigge. Die bedeutendste Nachricht in demselben war diese:

„Der Kaiser habe einen Bevollmächtigten geschickt, wohl um die Kommission zu beeinträchtigen, und man sage allgemein, es sei dies hauptsächlich durch den Anwalt der Bürgermeister, Doktor Köppgen veranlaßt worden. Man habe aber den Herrn Delegaten artig, doch fest abgewiesen, und Judendunk und Hesselmann seien dabei tapfer zu Werk gegangen. Gleichwohl meinten aber „böswillige Leute," nicht so fast Köppgen, als vielmehr jene zwei Herren hätten die ganze Ankunft ursprünglich veranlaßt und dann möglichst die Folgen ihres Schrittes beseitigt, um die Gülichpartei nicht übermäßig zu reizen. Solche böse Nachrede ärgere begreiflich alle Ehrenmänner — insbesondere Herrn Gülich „selbst" — und als er, Paul, Denselben neuerlich getroffen und ihm gesagt habe: „Er werde nach Kräften beitragen, so abscheuliche Gerüchte zu bekämpfen," sei Herr Gülich ungemein erfreut gewesen und habe erwiedert: „Wiewohl er mit den zwei

Herren gelegentlich aneinander gekommen sei, halte er sie doch gewiß für hochvortreffliche und durchaus tadellose Männer."

„Ich hielt mein Wort auch noch am selben Abend," schrieb Paul, „als ich nämlich Einige aus dem Volke beisammen stehen sah und merkte, daß sie von Judendunk und Hesselmann conversirten. Da hörten sie mir mit Attention zu und bewunderten meine Redekraft.

„Insbesondere Einer, ein Tüncher, Namens Mürkens, dem Gülich sehr geneigt sein soll. Der schien zuletzt ganz gerührt und fragte mich: „Ob ich etwa derselbe Herr Paul Nigge sei, welcher früherhin die berühmt gewordene Rede von wegen „Kraft, aber auch Vernunft und Mäßigung" gehalten habe?" Und bedauerte sehr, nicht dabei gewesen zu sein. Er blieb dann noch allein bei mir zurück, erzählte mir von seiner Mutter, die leider gestorben sei, und sein Vater auch, so daß er jetzt allein stehe. Dann klagte er, daß sein Geschäft bewegter Zeit wegen nicht so gut prosperire, und daß er oft keinen Bissen Brod hätte, wenn ihn nicht der edle Herr Gülich hie und da für verschiedene, kleine Dienste belohne. In Summa, wenn er doch nur irgend einen freigesinnten Ehrenmann fände, der ihm auf sein gutes Gesicht hin eine Hand voll Thaler creditirte, damit er sich im Geschäft besser rühren könnte.

„Da ich nun einen auch freisinnigen und doch ganz bescheidenen, tieffühlenden jungen Mann in diesem Mürkens erkannte, zudem Einen, dem Herr Gülich überaus geneigt, und der zu Allem eine Doppelwaise ist, so

dachte ich mir: Hilfst dem armen, redlichen Schelm! Ich beschied ihn demnach zu mir, streckte ihm dreißig Thaler auf ein paar Monde vor und machte nur die Condition: „Er solle auch seinerseits beitragen, das böse Gerücht wegen Judendunks und Hesselmanns zerstreuen zu helfen — überhaupt aller Orte möglichst zu effectuiren, daß man den zwei Ehrenmännern in Sachen der Inquisition und respektive Commission volles Vertrauen schenke."

„Das Alles versprach er mir hochheilig und sagte: „Wie wohl er gar nicht gerne in eine Schenke gehe, werde er sich doch noch heute Abend in's „Einhorn" verfügen und dort in der rechten Weise reden."

„Als ich Norbert sagte, was ich gethan, meinte er: „Ich würde mein Geld sobald nicht mehr sehen." Nun, was ist es denn auch, falls es sich auf ein paar Monde weiter hinauszöge, wenn man im Stande ist, einem braven Gesellen beizuspringen? Mir liegt jetzt nur an der Freiheitssache — und es freut mich, daß man dem Bevollmächtigten abwehrte. Ein anderes Mal wird man sich kaiserlicher Seite wohl hüten!

„Lieber Heinrich, ich lege dir hier etwas Geld bei. Nimm nichts für ungut, daß ich dich bitte, Einiges zu kaufen und zu senden, so daß es noch auf Weihnachten recht komme. Ist für Norbert und die Margarethe. Also kauf' einen grossen Hummer oder Seekrebs und eine schöne Muschel, von den ganz großen aus Amerika, und eine Seemannsmütze — hinwieder ein paar tüchtige Schachteln voll feinsten Zuckerwerkes und

kandirter Früchte aus Welschland oder Portugal. Das ist mir gleich. Meinen Dank zum Voraus. Herzbesten Rispetto an deine liebe Frau.

Köln —

Dein

dich treu liebender Paul."

„P. Scr.

„Ich habe dir eine Trauerpost zu vermelden. Der alte Kater in Herrn Dresens Haus ist mit Tod abgegangen. Weißt du, der große rothe, über den ich einmal schier die Treppe hinabfiel. Nicht der graue. Der lebt noch."

So lautete Pauls Brief — — —

Was er aber vom Kaiser geschrieben, kam anders. Denn sehr bald erschien ein zweiter Botschafter in der Person des Freiherrn Jobocy, welcher sich nicht so leicht abweisen ließ, insbesondere aber den Widerstand Judendunks und Hesselmanns durch die feierliche Betheuerung entkräftete: „Er habe in keiner Weise die Aufgabe, einzugreifen, vielmehr nur einen zeitweisen Zuschauer der städtischen Wirren und ihrer kommenden Lösung vorzustellen — übrigens auch Aufträge, welche der Stadt neue Zeugnisse der Gnade des Kaisers gäben. Mit welchen er aber nicht früher vortreten könne, als bis die Zeit hinlänglich günstig sei, um an andere, als gegenwärtige Dinge zu denken."

Gegen diese und andere diplomatische Kunstgriffe ließ sich nicht wohl aufkommen, Gülichs Stimme kam nicht zur Geltung, und er wußte das wohl zu nutzen.

Die Verlegenheit Judendunks und Hesselmanns wuchs, und ihre Besorgniß, bei besten Absichten dem Gerede nicht zu entgehen, als hätten sie das erste Mal wirklich nur scheinbaren Widerstand geleistet, war begründet genug. Was Paul betrifft, so versäumte er nicht, sein Befremden über die Ankunft Jodocy's in nachträglichen Zeilen nach Amsterdam zu melden und die zwei Herren, wie Gülich, ihrer Bemühungen wegen zu preisen.

---

Es war mittlerweile Winter geworden, und die gewünschte Sendung von Amsterdam traf in zwei gewaltigen Schachteln ein. Eine dritte enthielt ein Geschenk Heinrichs an Paul selbst — nämlich sein Leibessen, geräucherten Meersalm.

Paul war hierüber sehr erfreut. Weniger darüber, daß sich sein Amsterdamer Freund in humoristischer Weise über seine Bereitwilligkeit aussprach, dem nächst Besten mit Geld auszuhelfen, wie sich denn auch Heinrich über die bewußte „Rede" nicht viel zu schreiben machte, weder früher, noch in diesem Brief. Indessen die Freundschaft trug in Paul Nigge den Sieg über Alles davon, und die Hoffnung auf einen schönen „Weihnachts-Abend" im Hause Gülich, wohin er schon zum Voraus geladen war, machte ihn völlig heiter.

So postirte er denn die drei Schacheln mit ihrem verschiedenen Inhalt neben einander auf den Schrank seiner Stube beim Sixter, worauf er am Weihnachts-Abend selbst den Auftrag an Jobst, Sixter's Diener

und Thorwart, gab, zwei „bestimmte" Schachteln in das Haus Gülich zu transportiren — — —

Die Bescherung fand, wie im vergangenen Jahre statt und auch diesmal mit Verwendung einiger frommen List, gegenseitig von Margarethe und Norbert.

Herr Bernhard aber hatte sich mit einem sehr schätzbaren Halsschmuck von großen Korallen und einer derlei Schließe in reicher Goldfassung eingestellt, und so weiter.

Das Erwünschteste war, daß sich Herr Gülich mit beim Feste einfand und sich recht wohl zu unterhalten schien. So ging denn Alles auf das Beste vor sich, und Paul Rigge, welcher auch ein kleines Angebinde bekommen hatte, war überglücklich — bis ihn plötzlich eine gewisse Unruhe überfiel.

„Was ist dir denn?" fragte Norbert.

Paul wich einer bestimmten Antwort aus und bald verschwand er aus der Stube, als sich Cordula in derselben Etwas zu schaffen gemacht hatte.

„Was soll denn das, Cordula," fragte Norbert, „wißt Ihr nichts —?"

„Ich glaub', er — er will Euch eine kleine Ueberraschung machen — aber es war unvorsichtig von mir!"

Sie entfernte sich rasch und verlegen.

„Der gute Junge wird sich doch nicht in Unkosten gesetzt haben," sagte Norbert. „Was ist denn Das? Hörte ich nicht von Unten herauf Etwas —?"

Er öffnete die Thüre und vernahm von Unten an der Treppe die Worte: „Ja was excusiren! Da excusirt sich nichts! Euch geb' ich bald wieder einen Auftrag!

Tragt sie heim und stellt sie auf den Schrein, Blitz, sag' ich, Ihr Unvorsichtiger, nichts für ungut — alle Wetter sollen Euch —!"

„Er ist ja furchtbar zornig," sagte Norbert, wieder hereinkommend.

Bald darauf fand sich Paul, welcher eilig heraufschritt und den Zorn auf seinem Antlitz mit sichtlicher Gewalt beschwichtigte, ein, trug eine große Schachtel auf dem Arm und bat allerseits um Entschuldigung seines vorigen, raschen Verschwindens.

„Was bringst du denn da, lieber Paul?" fragte Norbert. „Und irre ich nicht, hattest du da Unten Streit."

„Laß' das," war die Entgegnung. „Man hat gar manches Liebe vor, und es kömmt Einem Etwas die Quere. Mir schon ganz gewiß, denn ich bin einmal ein Unglücksvogel! Was ich aber da habe? Nichts für ungut — ein kleines Geschenk für dich, direct aus Amsterdam. Das Eine magst du wohl brauchen können – "

„Wieder ein paar Handschuhe —?"

„Nein diesmal nicht, was Anderes. Das ist gut für den vielen Zug im Haus bei Euch — eine Seemannsmütze. Und das Andere — ei du hast ja Gefallen an schönen Meermuscheln — da gab ich Heinrich Auftrag — ein Seekrebs oder ein Hummer, glaub' ich, ist auch dabei. Nun was hat denn die Schachtel, daß sie nicht aufgehen will? Wetter, nun hätte ich bald das Licht umgestossen — nichts für ungut — so jetzt glaube ich — Norbert öffne du sie selbst völlig —"

Er setzte die Schachtel auf den nächsten, mit zwei Lichtern versehenen Schrein.

„Ei, theuerer Paul," sagte Norbert, „das ist ja eine gute Bescherung, nur daß du mich ein wenig irre führtest."

„Ich dich irre führen?"

„Nun gewiß, du Schalk. Mit Dem, was ich da sehe, werde ich mich wenig vor Zug schützen können. Da ist keine Mütze — übrigens auch keine Muschel — und auch kein Seekrebs."

„Wie, was?!"

„Wenn ich mich nicht täusche, so befindet sich in der ganzen Schachtel nichts, als lauter geräucherter Meersalm."

„Was, Meersalm!?" rief Paul, rasch hintretend und in die Schachtel schauend. „Meiner Seel'! Ha, das ist eine reine Verwechslung dieses unglückseligen Jobs vom Sixter! Gab ich ihm doch genauen Auftrag, und nun bringt er, was Heinrich mir selbst zum Geschenk sandte. Unerhört — bitte tausend Mal um Vergebung. Her mit der Schachtel, sogleich bringe ich die rechte!" Er eilte hinaus, that ein paar Schritte die Treppe hinab, kam aber wieder und sagte zu Gülich: „Trefflicher Herr Gülich, ich hörte jüngst von Frau Anna, Ihr wärt Freund von solcher Speise. Da dachte ich mir sogleich, als Heinrich den Meersalm schickte, ich könnte Euch damit erfreuen und Morgen hätte ich mir erlaubt, dies Angebinde zu übergeben. Heute Abend schien mir's denn doch nicht schicklich. Lieber Himmel, ein Salm am wirklichen Weihnachtsbaum. Das geht denn doch nicht. Nehmt Ihr ihn gleichwohl freundlich an, so mag

denn der Fisch sogleich dableiben. Ihr lächelt, sagt nicht nein? Sogleich kömmt er in die Speisekammer.“ Er eilte hinaus. „Cordula, Jungfrau Cordula! Wo seid Ihr? Ah da seid Ihr. Da ist eine Schachtel — wohl bewahren — ist Meersalm drin —!“

Dann eiligst die Treppe hinab und hinaus in's heftige Schneegestöber — — — —

In einer Viertelstunde war er wieder da, und schneeweiß kam er, was er aber erst in der Stube bemerkte. Worauf er wieder hinauseilte, sich den Schnee abschlug, unter begreiflichen Entschuldigungen zurückkam und die wirklich richtige Mützen-, Muschel- und Hummerschachtel überreichte — — —

Eine Stunde ganz traulichen Gespräches verstrich, und die heitere Stimmung wurde in Nichts getrübt. Nur daß sich einmal, durch eine unvorsichtige Aeußerung Gülichs, die Erinnerung an Großmütterlein Barbara einmischte.

Frau Anna wischte über die Augen und sah zu Boden. Margaretha trat zum Fenster und sah zum Himmel. Norbert folgte und drückte ihr vielsagend die Hand.

Als er später zum Abendessen ging, war die Stimmung wieder froher geworden.

Um die zehnte Stunde brachen Norbert und Paul auf, und Erster bat, die Geschenke Pauls bis morgen dalassen zu dürfen, der alte Everard würde sie in Empfang nehmen. Was aber Paul nicht zugab — sondern die Mützen- Muschel- und Seekrebsschachtel auf

den Arm nahm, um sie bis an Herrn Bernhards Behausung zu tragen.

Frau Anna und Margarethe gaben die Treppe hinab das Geleit. Gülich war auch hinterher und versäumte nicht, seinen Dank dafür zu sagen, daß sich Norbert noch einmal Unten am Hause einfinden wolle, um Frau Anna und Margarethe — wie im vergangenen Jahre — zur Christmette nach St. Alban hin und zurückzuführen, was er selbst wirklich nicht auf sich nehmen könne, da er die wichtigsten Dinge zu studiren habe — —

---

Als Norbert und Paul in's Freie kamen, stöberte es augenblicklich etwas weniger, als kurz vorher.

„Alle Wetter," sagte Paul plötzlich und suchte in seinen verschiedenen Taschen „jetzt ließ ich meinen Hausschlüssel daheim liegen."

„Nun, da klopfst du beim Thorwart," sagte Norbert. „Aber erkläre mir nur, was es an der Treppe Unten gab. Wegen des Meersalms kann es nicht gewesen sein, denn diesen Irrthum erkanntest du erst oben."

„Freilich war es nicht deswegen!" fiel Paul ein. „Ich ließ nämlich nicht nur da diese deine Schachtel von Amsterdam kommen, sondern noch eine zweite große mit herrlichem Zuckerwerk und welsch' und portugalischen, candirten Früchten, welche ich deiner trefflichen Margarethe verehren wollte! Sag' ich also zum Jobs, er sollte mir die und die zwei Schachteln von meinem Schrein weg bringen. Was thut er? Er bringt doch eine unrechte, die mit dem Salm, statt der mit deiner Sache!"

„Und die mit der süßen Waare —?“

„Ja, die verfehlte er zwar nicht. Aber was geschieht beim Hertragen? Kömmt ein Reiter, den der Jobs nicht observirt, weil er schlecht hört, thut dann plötzlich einen Sprung und rennt mit der Zuckerwaarschachtel an die Straßenecke, daß sie zerbricht und alles candirte Werk herausfällt. Da that der Mensch Alles wieder aus dem Schnee zusammen und meinte dann, man könne die Sache doch brauchen. Also kannst du dir meine furchtbare Irritation denken!“

„Also deshalb warst du an der Treppe gar so sehr erzürnt.“

„Ja, deshalb — thut mir leid, wenn man mich gehört hat, ich war einmal in größtem Allarm, denn ich sah mich um meine Freude gebracht!“

„Aber bester Paul, bei allem Bedauern — ein so reiches Geschenk konnte meine Margarethe doch nicht annehmen.“

„So? Am Ende ist's noch ein Glück, daß der Jobs den Unfall hatte? Ein paar Früchte hätte sie doch nicht ausgeschlagen!“

„Nun glaube auch.“

„Nun, aber auch damit ist's nicht geworden, schrecklich — schrecklich — Alles mißlingt mir!“

„Beruhige dich nur. Ich werde das Nöthige zu ihr sagen und dein Wille wird für die That gelten.“

„Nein, sag' besser nichts. Am Ende lachte sie doch — es scheint, ich bin ohnedies nur auf der Welt, daß Andere — weinen könnt' ich oft über mich, weinen, sag ich —“

„Nun, nun, mach' es nicht zu schlimm. Was schrieb dir Heinrich? Was sagt er zu den letzten Nachrichten von hier?"

„Ja darüber schrieb er eigentlich so viel, wie gar nichts. Meinerwegen schrieb er, ich sei zu schnell beim Geldvorstrecken —"

„Ah, Mürkens—"

„Ja, und er sei begierig, ob ich meine dreißig Thaler wieder bekomme."

„Das bin ich auch, lieber Paul."

„Nun du wirst sehen, er bezahlt richtig."

Und so noch Einiges, bis sie an Norberts Behausung ankamen, wo Paul die bewußte Schachtel übergab, die Hoffnung ausdrückte, sich in der Christmette heute Nacht noch einmal zu sehen, und sich dann zum Sixterhaus begab.

Als Norbert in seiner Stube war, überblickte er den verwichenen Abend. Weihnachten des vorigen Jahres war doch viel schöner, viel feierlicher gewesen. Dann überblickte er das ganze Jahr. Recht eigenthümliche Gedanken stellten sich ein, und die Worte, welche Heinrich dazumal am Rhein gesprochen, kamen ihm recht in den Sinn. Aber er verscheuchte diese Anwandlungen möglichst und suchte an das heitere Mißgeschick Pauls — und dessen nun seinerseitige Ueberraschung zu denken.

Jetzt konnte derselbe schon in seiner Stube sein.

Aber Paul war keineswegs in derselben. Einfach, weil er nicht in das Haus hinein konnte, indem Jobs zwar klopfen hörte, aber aus Rache über empfangene Vorwürfe nicht zu hören schien.

„So soll das ganze Haus rebellisch werden," grollte Paul. „Alle Wetter, und jetzt fängt wieder das Schneegestöber an, daß man nicht aus den Augen sehen kann!"

Er machte sich dergestalt an der Thüre zu schaffen, daß das Fenster Oben aufging, und das lange Antlitz des schwerhörigen Herrn Sixter zum Vorschein kam, welches durch eine hohe Mütze noch länger erschien.

„Was gibt es da Unten?!" kam's in scharf näselndem Ton herab.

„Nichts für ungut," antwortete Paul, „aber der schwerhörige Jobs, der mir ohnehin solchen Schabernack gespielt — aufgemacht — der verwünschte Gesell!"

„Was, Gesell! Was verwünschter Gesell? Redet man so mit seinem Hausherrn?!"

„Ich rede ja nicht von Euch," rief Paul Nigge, „sondern vom Jobs, — vom Jobs, habt Ihr gehört? Aufgemacht —!"

„Ihr thut just, als ob Ihr Herr im Haus wärt!" schnarrte es herab. „So seid Ihr Alle, Ihr da von derjenigen Freiheitssache!"

„Was Freiheitssache! Das gehört nicht da her. Wärt Ihr auch dabei, stünd' es Euch besser an — habt Ihr gehört, besser!"

„Daß ich ein Narr wär'! Und Euch geht unsere Kölner Sache gar nicht an! Habt das Ihr gehört? Ihr seid von Frankfurt! Geht lieber in die Christmette, wie's einem ehrlichen jungen Mann gebührt."

„Das werd' ich schon thun!" zürnte Paul. „Geht nur Ihr auch hinein, scheint aber nicht — aufgemacht — jetzt hör' ich einmal Etwas —"

Das Schloß in der Thüre knarrte, während sich Oben Herr Sixter mit langgezogenem schnarrigen Unmuths-gemurmel zurückzog, hingegen Unten der Herr Jobs mit einer Laterne sichtbar wurde.

„Ihr habt lange gebraucht," fuhr ihn Paul an. „Hört schon nichts, wenn Ihr wach seid, jetzt erst wenn Ihr schlaft. Wetter, und bin ich noch zornig auf Euch wegen der Schachtel — habt Ihr gehört, wegen der Schachtel!"

„Jetzt fangt Ihr nochmal an — bin eben angerannt!"

„Ja wärt Ihr nicht angerannt! Wenn man weiß, daß man nicht gut hört, nimmt man sich in Acht und bleibt auf dem Seitenweg. Still seid — abscheulich — schämt Euch! Habt mir meine ganze Freud' verdorben. Still, sag' ich. Unverantwortlich. Donnerwetter! Nichts für ungut, aber wahr ist's! Da sind zwei Groschen, dafür, daß Ihr aus dem Bett mußtet. Macht Eueren Schafpelz zu, daß Ihr Euch nicht verkältet! Könnte Euch das Gehör noch mehr verschlagen, Ihr Tauberian, Ihr Confusius, Ihr Donerrr —!! Da nehmt den Groschen auch noch — so. Ich bin gewiß gut, aber wenn man mich zornig macht, kann's auch anders sein. Jetzt wißt Ihr's! Was sucht Ihr? Ist Euch der Groschen herabgefallen? Da ist er — Donnerwetter — sag' ich!"

Er zündete seinen Wachsstock an und verfügte sich in seine Stube hinauf, in welcher Richtung ihm Jobs nachsah.

„Der Rabulirer, der Streitkopf —" murmelte Der vor sich hin — „was da Confusius? Selbst Confusius —"

Als Paul Oben war, zündete er seine Lampe auf dem Schrein an und ergriff sogleich die zerbrochene Schachtel, die er voll Unmuth zuerst heftig schüttelte und dann hinwarf, so daß mehrfaches Zuckerwerk und alle Früchte herausfielen. Worauf er heftig ab und zuschritt, denn er war in seinem Leben nie so zornig gewesen.

Als er gelegentlich einen Blick auf den Tisch warf, hielt er ein.

„Was ist denn Das? Ein Päckchen? Sollte mein Stiefvater —?“ Er nahm die Lampe und eilte hin. „Nein, das ist Norberts Schrift!“

Er öffnete das Päckchen. Oben lag ein Brief — er riß ihn sogleich auf und las:

„Lieber Paul! Du hast mich zum vorigen Weihnachten mit deinem Bildniß erfreut. Nimm nun mein eigenes dagegen und glaube, daß ich dir von Herzen gut bin und bleibe. Weil der alte Wallraff, Gott hab' ihn selig, nicht mehr zu haben war, ließ ich das Conterfei vom welschen Moro fertigen, der sich, wie du weißt, im Herbst zu Köln aufhielt. Meine Margarethe lobte es sehr. Ein gleiches schickte ich an Heinrich nach Amsterdam, und wohl nicht mit Unrecht. Denn ich glaube, mich selbst wird er sobald nicht mehr sehen, weil er schwer abkömmt. Nimm freundlich an!

Von Herzen dein

Norbert.

„Trefflich, wie er leibt und lebt!“ rief Paul. „Mein Leben gäb' ich für ihn. Nun, das Bild tröstet mich

ein wenig. Aber was liegt denn da? Noch ein Brief? Richtig, der ist vom Stiefvater!"

Er öffnete ihn rasch und las ihn.

Der Inhalt, häufig ungestüm gehalten, war:

„Anzeige großer Besorgnisse über die Verhältnisse Kölns. Mahnungen, sich endlich nach Frankfurt zurück zu begeben — und dann der unausbleibliche Wunsch: Paul möge sich denn doch der Ignatia Lersner nahen, deren eingezogenes Leben jedes Andrängen von Bewerbern ausschließe, nachdem sie schon Zwei zurückgewiesen habe. Er sollte also kommen und Vernunft annehmen, denn ihm allein sei durch die Verhältnisse an sich jede Annäherung an die Jungfrau möglich, abgesehen von der innerlichen Sehnsucht, von welcher die Jungfrau — nach seiner, des Stiefvaters, heiliger Ueberzeugung — beseelt sei." —

„Oder auch nicht!" zürnte Paul, den Brief hinwerfend. „Ich komme nicht, und die Ignatia soll heirathen oder nicht!" Heftig schritt er wieder auf und ab. „Thut mir leid, wenn sie mich heimlicher Weise gar so sehr liebt. Ich habe auch geliebt, und hat mir nichts geholfen. Thut freilich weh, und ich finde noch immer zu viel Wohlgefallen an der Margarethe. Verzeih' mir's Gott, ich kann nichts dafür. Wenn ich nur gründlich ein Ende machen könnte, und denn doch eine Andere fände —"

Von einem Gedanken durchzuckt, blieb er stehen.

„Der reiche Thurn von Emden," summte er, „der vorigen Sommer schon hier war, ist wieder da und hat

seine Tochter, die Francisca mitgebracht. Hm! Nein, es könnte wieder ergehen, wie beim Holzhausen!"

Er dachte wieder an seine verdorbene Freude und an Jobs, wobei er ein Geberde mit beiden Händen machte, als ob er ihn am Kopfe habe und seinen Zorn bewähre. Dann trat er zum Schrein und der schiffbrüchigen Schachtel. „Was das schöne Apfelsinnen sind — und diese unvergleichlichen Smyrnafeigen und Alles — und da die candirten Quitten und Kastanien!" Dabei nahm er eine Feige und führte sie zum Mund — „Unvergleichlich, sag' ich. Nein, es ist unverantwortlich, mir ein solches Angebinde zu destruiren!" Er nahm eine candirte Kastanie, während ihm wieder sein Stiefvater einfiel. „In Ruh' soll er mich lassen mit seinen politischen, guten Lehren. Bin einmal freigesinnt, und die Freiheit gilt überall. Ja, so gut zu Köln, als wo sonst. Er aber will von nichts wissen, daheim und fern. Da kommen wir nie zusammen — immer das ewige Gerede, Genergel und Urgiren mit der Ignatia — —"

Etwas später war sein Unmuth mehr verraucht.

Er setzte sich und griff zur Feder, um die Erlebnisse des Tages und Abends in sein Buch zu schreiben, bis die Zeit der Christmette komme, nach welcher er Norbert für sein Conterfei danken wollte. Er kam stets tiefer in's Schreiben hinein. Zuletzt erst noch in die Poësei. Die ganze Welt vergaß er. Sogar das Geläute überhörte er und fort und fort schrieb er. Mit einem Mal legte er die Feder hin und sah rasch auf seine Uhr. Aber da war nichts zu ergründen, weil er am Morgen das Aufziehen vergessen hatte. Er sprang auf,

warf den Mantel um, steckte den Hausschlüssel ein, setzte den Hut auf, nahm im Vorübergehen noch einen Schnitz candirte Apfelsinnen und eilte fort, denn im Ganzen schien's ihm doch Zeit zu sein.

Als er bei St. Alban anlangte, verließen eben die letzten Leute das Gotteshaus.

Er hatte die ganze Christmette versäumt.

Erst Tags darauf empfing Norbert seinen Dank. Derselbe begab sich dann auf Andringen Pauls in das Sixterhaus, um sich von der Zertrümmerung der Schachtel und ihrem sämmtlichen, jetzt zerstreuten Inhalt zu überzeugen.

Einiges, was ganz in Mitte gelegt und durch besondere Verpackung geschützt worden, also wirklich ganz unverletzt war, mußte sich Norbert aufdringen lassen und versprechen, es Margarethe als Probe zu zeigen.

Mit dem Uebrigen war mehrere Tage später so ziemlich aufgeräumt. Denn was Margarethe bestimmt gewesen war, konnte Paul doch billig niemand Anderen beschenken. So war wirklich kein Mittel übrig geblieben, als Sämmtliches, halb in Groll, halb in Wehmuth selbst zu verzehren — —.

---

So war es zu Weihnachten.

Dann kam Sylvester-Abend heran.

Im Chor zu St. Alban kniete Margarethe zur Seite der Mutter.

Gülich hatte sich auch zum Kirchgang herbeigelassen. Er wurde denn doch gesehen und konnte seinen christlichen Sinn zeigen. Heftig im Leben, wenn es das

Wohl der Stadt galt — demüthig, wenn es dem Herrn im Himmel galt, das schien ihm das Rechte vor der Welt zu Köln, und waren zu St. Alban auch nicht so viele Leute, wie im Dom, oder sonst wo, die Wenigen bemerkten ihn um so leichter und sprachen seine Anwesenheit weiter. Uebrigens betete er stehend, das Knieen schien ihm denn doch des Guten zu viel. Dafür las er offenbar sehr eifrig in einem ziemlich großen Gebetbuch.

Unferne von den Dreien kniete Norbert und dessen Oheim, Herr Bernhard, welcher es sich nicht nehmen hatte lassen, mitzukommen.

Paul Rigge war auch da.

Daß Norbert richtig „gebetet" habe, wäre nicht der Wahrheit getreu. Zu viele Gedanken über Gülich und die eigene Zukunft beschäftigten ihn, und oft recht ernst ward er.

Noch viel ernster und bewegter waren Margarethe und Frau Anna. Begreiflich, sie dachten an Großmutter Barbara, sie dachten an die Gefangenen, welche nun bald einem vielleicht strengen Urtheil entgegensahen, und sie dachten an vieles Andere.

In Margarethens Herzen überwog zuletzt der Dank zum Himmel für den Besitz Norberts.

Als sie später mit der Mutter und mit Vater Gülich, welcher dort und da gnädig hingrüßte, wieder hinausschritt mit der ruhig wallenden Menge in die schon mondbeglänzte, schneeschimmernde Nacht und zum Voraus die herzlichen Glückwünsche Norbert' und Pauls zum Neuen Jahr empfing, das nun in wenigen Stun-

den kam, und die gleichen, bieder gesprochenen von Seite des Herrn Bernhard — wich das Düster fast gänzlich aus ihrer Seele und aus der Seele der Mutter.

So schritt sie ruhig mit den Eltern heim.

Dann, als es Mitternacht war und — wie nacheinander von weitumher — zwölf Glockenschläge von St. Alban herüber dem „scheidenden" Jahre ein Lebewohl nachsandten und zugleich die Ankunft eines „neuen" ankündeten, welches gleichsam mit eherner Faust an das Thor der sogenannten Zeit pochte, jenes immer schwindenden und immer wieder ersetzten Punktes der Ewigkeit — da stand Margarethe mit Mutter Anna am Fenster der Rückstube — Norbert am Fenster der seinen. Alle gaben sich in wunderbar erhabener Empfindung der Bedeutung des Augenblickes hin, dem sich kein edles Menschenherz kalt verschließen kann.

Auch Paul Nigge hörte im Sixterhause mit weihevoller Stimmung zwölf Uhr schlagen.

Kommenden Morgens, welcher einen klaren Tag brachte, war er schon früh bei Norbert und gewann ihm das eigentliche „Neujahr" ab — dem alten Oheim eine halbe Stunde später. Er fand ihn aber nicht ganz wohlauf. Nun mit der kleinen Unpäßlichkeit hatte es gewiß nicht viel auf sich, und Herr Bernhard machte selbst nichts aus derselben.

Um die zehnte Stunde begab sich dann Paul in's Haus Gülich, wo sich Norbert schon eingestellt hatte, und erlaubte sich unter lebhaftesten Glückwünschen Margarethen einen allerliebsten Blumenstock zu präsentiren, desgleichen einen der Mutter Anna, um, wie er sagte,

doch einige Satisfaction für sein zu Weihnachten erlebtes Mißgeschick zu genießen.

Beide Blumenstöcke hatte er in vorsichtigster Weise unterm Mantel auf beiden Armen in das Haus verbracht, und es war ihm dabei durchaus kein Mißgeschick begegnet. Ausgenommen etwa, daß er einmal mit dem Haupt an eine Mauerecke gestreift hatte, wodurch sein Hut schief gestellt worden war — welchen zurecht zu setzen, er sich bemüßigt gesehen hatte, beide Blumenstöcke für einen Augenblick auf den Boden zu setzen. Allerdings wäre es mit einem hinlänglich gewesen, da er seinen Zweck oberwärts auch mit einer Hand hätte erreichen können. Aber er dachte wohl augenblicklich nicht daran.

Wie immer, seine Angebinde wurden freundlichst angenommen und zu einem anderen schönen, von Norbert schon übersandten Blumenstock an das Fenster gestellt, durch welches die Sonne über den vielen Schnee hinweg lustig hereinschien.

„Seht Ihr, Frau Anna," rief Paul, „seht Ihr vielgeehrte Jungfrau Margarethe, wie lichtblau der Himmel? Das ist recht — am Neujahrstag Sonnenklar, hat's weiter keine Gefahr! Alles wird gut gehen — mit Norbert und Euch — mit der städtischen Sache — und mit der ganzen Welt. Nur wie's mit mir geht, weiß ich noch nicht — —"

## Eine verlorene deutsche Stadt — ein neuer kleiner Weltbürger — und schöne Reime.

Ueber ein paar Monate empfing Heinrich Thonet zu Amsterdam von Seite Norberts Kunde über die weiteren Vorfälle in Köln:

„Die Bürgermeister seien zum Schadenersatz für verschiedene Ausgaben verurtheilt und ihrer Aemter entsetzt worden. Das habe Gülich nicht genügt. Vielmehr sei er in einen Sturm von Vorwürfen ausgebrochen, habe Jeden einen Verräther genannt, der sich bei dem Spruch beruhige, und habe dann den Saal unter ärgsten Drohungen verlassen. Hierauf sei es Judendunk gelungen, die Ausschließung Gülichs durchzusetzen, welchen Schritt derselbe auf dem „Himmelreich" mit einer Ansprache entgegnet habe, in welcher er die ganze Commission für ungiltig erklärte und Judendunk und Hesselmann beschuldigte, eben so wohl auf den zu milden „Richterspruch" eingewirkt zu haben, als auch auf das „langsame Inquisitionsverfahren" gegen alle Anderen, welche in die Sache verwickelt seien. Durch diese Rede und einen bald darauf erschienenen, von Schmähungen auf den Senat und jene zwei Männer überfließenden „Libell" sei ein Theil des Volkes der Art in Aufregung gekommen, daß

sich die Letzteren mehrere Tage lang nur mehr in Begleit von Bewaffneten blicken lassen durften."

„Das Schlimme," schrieb Norbert, „ist, daß jene Langsamkeit leider wahr ist, indem viele Mitglieder der zu vertretenden Aufgabe gewiß nicht ganz ergeben sind, wodurch Gülichs Haß und Grimm stets mehr Gelegenheit und Anlaß geboten wird.

„Daß ich mich, lieber Heinrich, bei allen diesen Vorfällen nicht in angenehmster Lage befinde, kannst du wohl denken. Denn Margarethe und Frau Anna kann nicht leicht Alles verborgen bleiben, und da habe ich denn genug zu beruhigen. Das Allerschlimmste aber ist, daß mich meine Beziehung zum Hause außer Stand setzt, Gülich vor weiteren argen Unziemlichkeiten gehörig zu warnen. Ich versuchte ein paar Mal, vertraulich an ihn zu kommen. Aber nachdem er mir das erste Mal ausweichend geantwortet hatte, empfing ich das zweite Mal den festen Bescheid: „Er sei sich Mannes genug, um zu wissen, was er thue, und ich würde ihn sehr verpflichten, wenn ich mich künftig nicht mehr in seine Angelegenheiten mischte."

„Was will ich da thun?

Ich würde mich ein anderes Mal der Gefahr aussetzen, daß er sich zur Zeit meiner Besuche nie mehr blicken ließe — und welche Gedanken müßten sich da Margarethe und Frau Anna machen? Erstere fragte mich ohnedies schon öfter tief bewegt: „Wie der Vater mit mir stehe," und ein anderes Mal, „was denn mein Oheim zum Ausschluß desselben, noch mehr aber zu seinem wilden Auftreten gegen Judendunk und Hesselmann sage?"

„Nun denn, ich konnte mit Wahrheit erwiedern, daß sich der Oheim gegen mich in keiner Weise ausgesprochen habe.

„Ob sie dies beruhigen wird, lasse ich dahingestellt.

Daß es mich beruhigt, wirst du mit Recht bezweifeln. Es ist etwas eigenthümlich Abwartendes, was ich aus diesem Schweigen heraus empfinde. Hie und da seh' ich ihn in Gedanken ab und zu gehen, bis er sich dann gelegentlich rasch zu mir wendet, als habe er mir Etwas von Belang zu sagen, oder mich zu fragen — und sagt, oder frägt dann etwas äußerst Gleichgiltiges! Das berührt mich höchst unangenehm. Noch viel mehr, wenn er, seine schlimme Laune sichtlich mühevoll verhehlend, ein Scherzwort über Gülichs Keckheit, oder was sonst, hinwirft. Wie dem sei, mich tröstet nur sein augenscheinliches Wohlwollen für mich. Auch daß er gelegentlich nach Margarethens und Anna's Befinden frägt.

„Du schriebst mir jüngst, was ich vom „Congreß zu Frankfurt" wisse.

Lieber Heinrich, da sitzen sie beisammen und wollen die Ansprüche des französischen Ludwig verbescheiden. Ich aber und gar mancher Andere fürchten, sie lassen sich hinters Licht führen, bis er mittendrin mit dem Schwert kömmt. Zudem glaubst du nicht, wie arglos und hinwieder störrisch die Reichsfürsten sind. Nun wir sprachen ja damals oft hierüber. Jetzt aber, wie man hört, sind sie es noch mehr, da sie von „Frieden" träumen, ihren Lustbarkeiten nachgehen, und Jeder den Hof des französischen Königs nachzuahmen sucht, wozusie gar oft das Geld aus Frankreich bekommen. O edle deutsche

Nation, was könntest du sein und bist es nicht. Vielmehr du, statt Anderen zu befehlen, deinen Rücken beugst, gläubig wartest, ob ein Listiger seine List ablege, und dich genügen lassest, daß sich deine Abgesandten um einen grünen, rothen oder anderen Stuhl und Teppich abstreiten —!"

Dies und mehr schrieb Norbert an Heinrich Thonet, und wer verkennte, wie Eins ihr Begriff vom Werthe und der Bestimmung Deutschlands mit Dem gewesen, welcher Hesselmann und Judendunk beseelte?

Als mehrere Monde später Paul Rigge nach Amsterdam schrieb, war es zu Köln beim Alten. Wider jener Männer Willen schleppte sich die Volkssache dahin, und die Hochmögenden, welche so viel thunlich dazu beitragen, wähnten, Gülich habe mit seinem „famosen Libell" schon die letzte Karte ausgespielt.

Aber man täuschte sich in seinen Absichten.

Die ganze Ordnung der Dinge mußte umgekehrt, alle seine Gegner gestürzt werden — und vor Allem glühte sein Herz von Rache gegen Judendunk und Hesselmann.

Sie, deren Absicht gegen ihn offenbar geworden war, „vernichten" — ihr Andenken mit „Schmach" zu bedecken — und „alleiniger" Herr zu werden, war sein rastloses Sehnen.

Das entscheidende Mittel war, Beide beim ganzen Volke in jenen Verdacht zu bringen, welchen er seiner Zeit im Lützenkirchengarten nur angedeutet hatte — in den Verdacht, daß sie, wenn möglich, die Stadt völlig in des Kaisers Gewalt geben wollten, und daß sie die ganze Bewegung nur angezettelt, um Jenem Gelegenheit zu

verschaffen, sich einzumischen und dann völlig Platz zu greifen.

Er verlor zwar auch Andere nicht aus dem Auge, welchen er zutraute, für den französischen König zu conspiriren, und Verschiedenes wäre ihm zu Hilfe gekommen. Insbesondere die schmähliche Losreißung Straßburgs vom deutschen Reiche. Wie Ludwig XIV. durch Einverständniß gewisser Persönlichkeiten und weitere Gewalt in Besitz jener Stadt gekommen war, konnte ihm dies nicht auch mit anderen Städten und Köln gelingen? So wäre es Gülich leicht geworden, den Grimm des Volkes gegen Die und Jene zu wecken, welche er für verdächtig hielt.

Aber er wollte eine Sache nicht beschleunigen, welche an die Reihe kommen konnte, wann immer es ihm gut schiene. Somit richtete er seine ganze Absicht gegen die angeblich „kaiserliche" Partei. Aber nicht durch eigene Worte in der Oeffentlichkeit schürte er, sondern durch das Flüstern und Plauschen seines getreuen Mürkens — und jene Männer standen lange schon am Rande des Verderbens, als sie diese Gefahr noch nicht im Entferntesten ahnten — — —

Somit ging das ganze Jahr vorüber, ohne daß sich in der städtischen Sache weiterhin etwas äußerlich Auffälliges begab.

Auch im Haus Gülich — und bei den zwei Freunden Norbert und Paul Nigge änderte sich nichts.

Wohl aber bei Heinrich Thonet in Amsterdam, denn Dieser schrieb im Laufe des Herbstes an Norbert:

„Der Himmel habe ihn mit einem schönen und kräftigen, kleinen Knäblein beschenkt, — das möchte er „ihm

zu Ehren" auf den Namen Norbert taufen lassen, und ob er wohl Taufpathe sein wolle, was er sicher hoffe."

Ueber das ganze Familienereigniß drückte sich der treffliche Heinrich in höchstes Glück verrathender Weise aus. Ernst und mit wenigen Worten über die Kölner Zustände. In vielen Worten des edelsten Unmuthes hingegen über den Fall Straßburgs.

Daß Norbert in allen diesen Beziehungen gleichen Empfindungen brieflich Raum gab, ist selbstverständlich, obwohl diese seine Zeilen nicht auf uns kamen.

Wohl aber fanden sich zwei Blätter aus Paul Rigge's „Tagebuch", auf welchen eines solchen Briefes Norberts und eines eigenen an Heinrich Thonet Erwähnung gethan wird — außerdem aber zwei „Poëmata" stehen, welche sprechende Zeugnisse der Gemüthsbewegtheiten sind, in welchen sich Herr Paul in Folge des neuen Glückes seines Amsterdamer Freundes, wie des Unglückes des deutschen Reiches, befand, als man 1681 schrieb.

Lauten:

*
* *

„O Heinrich und Lenore — wie froh bin ich betroffen,
Daß Euch so bald erfüllet — des Ehestandes Hoffen,
O mög' auch mein Geschicke — der Himmel corrigiren —
Und aller weitre Segen — auf's Beste prosperiren!"

* *
*

„Ha listiger Franzose — ha, Räuber, du, nicht Held,
Solch einen Räuber gab's nicht — so lang steht diese Welt!
Ha, du Genoß der Hölle — dich will man nennen groß?
Ich nenn' dich in's Gesichte — fluchwerth und ganz Gottlos!

Ha Schmach des deutschen Reiches — solch großes Gut geraubt!
Woher, als daß wir haben — viel Fürsten und kein Haupt?!
Was frommt des Reiches Apfel — was Scepter und die Kron',
Manquirt's an allen Orten an der Submission?!
Ha Kur- und andere Herren — da habt Ihr sie, die Schmach —
Da sitzt Ihr ganz confuse — und schaut voll Staunen nach!
Und ruft: „Verrath, Verrath ist's!" — Ja selbst Verrath am Reich,
Durch Eure „Negligenzen" — ward effectiv der Streich!
Nur Eines gibt es jetzo — daß schnell man reparir'
Und mit zwiefachem Fervor — die Schuld abliquidir'!!
Auf, auf, zum Schwerte greifet — raſ't auf, wie die Hyän' —
„Straßburg reoccupiret" — der Räuber fletsch' die Zähn' —
Allitzo ist's die Zeit noch — die Ehr' zu restaurir'n,
Bevor der Urschelm Ludwig — die Sach' kann „vinculir'n"!!"

In so wuchtigem Ausbruche gab Paul Nigge seinem Freundschaftsgefühl, eigener Sehnsucht und seinem Unmuthe gegen Frankreich Ausdruck.

Von vielen anderen Notizen in ungebundener Rede sei nur eine einzige erwähnt, lautend:

„Nun endlich ist dieser Herr Mürkens dennoch gekommen, hat mir mein Guthaben retournirt und sich möglichst excusirt. Da er mich dann auf das Verbindlichste bat, ihm die Summa „noch einmal" darzuleihen, auch versprach, mich nicht so lange warten zu lassen, da er seine Sache gewiß in Flor bringe. Nun dann, da ließ ich mich auf's Neue herbei."

## Wolken, Wolken!

Wieder Ein neues Jahr war gekommen.

Auch in diesem ließen sich die ersten Monde im Ganzen ziemlich ruhig an. Dann kam die Zeit, welche Gülich für geeignet hielt, wieder hervorzutreten und bald geschah Manches, wovon Norbert nicht mit Unrecht befürchtete, es müßte denn doch des Oheims Unwillen erregen, wenn er es in Betracht zöge.

Indessen konnte das der alte Herr nicht.

Die Gemüthsstürme, welche auch sein deutsches Herz wegen der Ohnmacht des Reiches und der unerhörten Frechheit des französischen Königs durchzogen hatten, waren nicht ohne Folgen für sein leibliches Wohl geblieben, und gar manche andere, stille Sorge, über welche er jedoch, wie bekannt, zu Norbert nie Etwas sagte, hatte nicht wenig beigetragen, ihn zu beugen und zu brechen.

Nun, es schien sich endlich wieder zum Besseren zu wenden, und wenn er auch hie und da Neugierde verrieth, Etwas von der Stadt zu hören, so kam doch sein Arzt Mering stets mit dem Auftrage an ihn und seine Umgebung, von derlei nichts zu reden, weil jede Aufregung schädlich sein könne.

Dadurch wurde Norbert aus vieler Verlegenheit gerissen.

Indessen bei zunehmendem Wohlbefinden des alten Herrn rückte die Gefahr der Neugierde und Redseligkeit stets näher, und eben um diese Zeit waren die Verhältnisse zu Köln zu einem Grade gediehen, welche das Schlimmste befürchten ließen.

---

Eines Abends, als sich Herr Bernhard Dresen, welcher in seinem von der Straße abliegenden Schlafgemach auf dem Lehnstuhl saß, zum ersten Male wieder lebhafter mit Norbert unterhielt, kam er von seinem langen Uebelbefinden allmählig auf andere Uebelstände, nämlich die der Stadt Köln.

„Ich weiß im Grund von gar nichts mehr," sagte er. „Als ich einmal ein wenig besser dran war, und mich Judendunk und Hesselmann besuchten, ließ mich der Mering nicht reden. Nun, es war mir auch noch nicht ganz geheuer im Kopf. Da ich wieder reden darf, kommen sie nicht, und wenn auch, erfahre ich doch nichts. Weiß nicht, was das bedeuten soll. Da setz' dich einmal her und erzähle mir 'mal ganz genau, wie es denn eigentlich zu Köln ausschaut und was sich Alles zutrug, während ich mit einem Fuß schon in der anderen Welt drüben war."

Norbert stand, wie vom Blitz gerührt.

„Nun so setz' dich doch," mahnte Herr Bernhard. „Die Untersuchung wird jetzt wohl zu Ende sein?"

„Noch immer nicht," entgegnete Norbert.

„So! Da macht man ja die Leute um jeden Preis rebellisch. Kann wohl nicht fehlen? He!"

„Allerdings. — Es herrscht manches Mal ziemliche Aufgeregtheit."

„Wie du das sagst! So manchmal — am Ende gar eben jetzt?"

Und Frage um Frage kam, bis Norbert nicht mehr umhin konnte, die Gerüchte zu betonen, welche von zwei angeblich verrätherischen Parteien jetzt, so ziemlich laut vernehmbar, im Umlaufe seien.

„So, so ziemlich vernehmbar! Nun wer wollte denn für Frankreich sein?"

Norbert bezeichnete Einige.

„Dummes Zeug," unterbrach Herr Bernhard. „Es geschah den Bürgermeistern in der Sache vollkommen Unrecht, und jetzt Denen im Senat auch. Nun und Die auf kaiserlicher Seite? Na willst du sprechen? Ich frage dich, wen beschuldigt man da vor Allen? Du bist zaghaft — sprich, ich befehl' es dir!"

„Hesselmann —" stotterte Norbert — „Judendunk desgleichen —"

„Niederträchtige Lüge — wer streute Das aus?!" Herr Bernhard erhob sich an der Lehne des Stuhles und sah auf Norbert herab. „Und das kann ungestraft geschehen? Steht nicht der ganze Senat, die Commission, alle Welt für diese Ehrenmänner ein? Oder sollte dieser Senat gar keinen Muth haben?"

Norbert zuckte mit den Schultern.

„So wäre er terrorisirt — wagte nichts gegen die Verläumdung?! Sie kann nur von Parteiführern her-

rühren, denen an der Männer Verderben liegt, um vielleicht — —"

Er streifte langsam über die Stirne und ließ sich dann wieder nieder. „Genug für heute. Morgen entbietest du mir Judendunk und Hesselmann. Was Geschäfte sie haben mögen, ich muß sie auf eine Stunde sprechen. Jetzt kannst du gehen. Rufe mir aber den Everard. Halt, wohin gehst du, wenn du von mir fort bist?"

„Wohin ich gehen werde?" antwortete Norbert. „Ich will vorerst noch ein wenig — zum Rathhaus, um Dies oder Jenes zu hören —"

„So. Und dann?"

„Liebster Oheim, denkt, ich habe Margarethe schon mehrere Tage nicht gesehen."

Herr Bernhard schaute zu Boden. Nach einer Weile winkte er Norbert, sich zu entfernen, ohne ihn anzublicken. Norbert verließ die Schlafstube; doch von unnennbar bangen Gefühlen getrieben, öffnete er die Thüre wieder.

Beide Hände vor den Augen, saß der Oheim da.

„Was willst du noch, Norbert?" sagte er, halb aufschauend. „Geh' doch!"

„Euch verlassen," fiel Norbert ein, „da ich Euch bekümmert sehe?! Euer Auge ist feucht. Was hat Euch mit einem Mal so tief ergriffen?"

„So geh', geh nur," war die Antwort, „ich dächte, was ich über meine Freunde hörte, sei hinreichend, mich zu bekümmern."

„Nun wenn es allein Das ist, so erlaubt mir, daß — daß ich Etwas nachhole, was ich vorhin nicht vollendete, und was ohne Zweifel Trost bietet."

„So, Trost."

„Ich wollte nämlich erwähnen, daß gestern und auch heute Alles versammelt ist —"

„So, das willst du erwähnen? — Also um was handelt sich's?"

„So viel ich weiß, eben um jene böse Nachrede — und gewiß erringen unsere edlen Freunde den glänzendsten Sieg. Besonders wird Hesselmann, der am Meisten verfolgt wurde — das heißt vom Gerede — er wird endlich volle Gelegenheit finden, seine früheren Begegnungen, seine Studien zu rechtfertigen. Sollt es hören, wenn er und Judendunk Morgen Zeit haben, zu kommen —"

Oheim Bernhard schwieg eine Weile. „Geh' — geh' zu Margarethe," sagte er dann — „noch kannst du zu ihr gehen."

„Wie Ihr das aussprecht, theuerer Oheim!" lallte Norbert.

„Ich sage es nicht anders," versetzte Jener, „und sage dir nichts Anderes, als wie und was du dir selbst sagen mußt. Es kann dir nicht entgangen sein, daß ich bei dir jedes Gespräch über Gülich vermied. Und doch lag es nahe genug. Ich wollte dir keine Sorge bereiten. Bei Gott aber, wenn etwa er es wäre, der über die weit gesetzten Schranken hinauswollte, welche unser freier Sinn ihm gewährte, wenn er bei der schändlichen Anklage meiner Freunde, dieser wahrhaften Patrioten, be-

theiligt wäre, wenn es in seinen Plänen läge, sie unmöglich zu machen, um etwa auf eigene Faust — ha dann —"

„Oheim, theuerster Oheim, wo denkt Ihr hin?" fiel Norbert ein, „ich kann das nicht glauben. Uebrigens erfuhr ich, daß er auf den Zunfthäusern mehrmals selbst gesagt habe, ein solcher Verdacht gegen die Gesinnungen Euerer Freunde liege ihm ferne."

„So!" unterbrach Herr Bernhard. „Das hat er gesagt? Er bringt diese Sache auf die Zunfthäuser — und vertheidigt? Hast du auch gehört, wie, mit welchem Ton er vertheidigte? Geh', Norbert, geh'!"

Norbert verließ ihn.

Herr Bernhard sah ihm lange nach und dann vor sich nieder.

„Du armer Junge," flüsterte er. „So heiß ist deine lang geprüfte Liebe, und das Wesen, nach dem du strebst, es verdient, so heiß geliebt zu werden und verdiente, dich zu besitzen. Aber wenn Gülich — Junge, dann heißt es entsagen, und bräche dir darüber das Herz — und ihr — und mir!" Er sann und flüsterte wieder: „Ich machte mir scho: oft ein Gewissen daraus, ihn noch länger hinzuhalten, da er doch das Geschäft meiner Krankheit wegen schon allein führen mußte. Aber es war doch recht gethan, daß ich zauderte."

Während dessen suchte Norbert den Everard aller Orte. Zuletzt fand er ihn an der Thüre des Hauses, aus welcher er sichtlich zagend hinausschaute. Auf die Frage, weshalb, theilte Jener mit: „Es seien kürzlich grollende Volkshaufen vorübergezogen. Weiters habe er

von einzelnen Ab- und Zueilenden erfahren, es sei im Senat zu den ärgsten Auftritten gekommen, und am Rathhaus höre man nichts, als „nieder müssen sie!“

Eine Erklärung, wem das gelten könne, war für Norbert überflüssig. Nach einem Wink, sich zum Oheim zu begeben, verständigte er Everard, was er mit Herrn Bernhard von den bisherigen Vorgängen gesprochen, aber auch, daß er tröstliche Hoffnung für heute gegeben habe. Dazu bat er ihn, sich in keine weitere Erzählung einzulassen, und sprach die Hoffnung aus, der Oheim dürfte, falls es heute noch laut und lauter würde, dies in der Rückstube so wenig bemerken, als das eben stattgehabte Vorüberziehen der Volkshaufen. Wie denn auch die Sache doch noch eine unerwartet bessere Wendung nehmen könne.

„Zeigt Euch also ja nicht besorgt!“ mahnte er dringend.

Everard versprach das Beste, und Norbert wandte sich dem Rathhaus zu — — —

„Wo bleibst du denn so lange?“ sagte der alte Herr, als Everard eintrat. „Ich will mich bequem machen. Schick' dich!“ — Ein paar Augenblicke später setzte er hinzu: „Ich hatte ein Gespräch mit Norbert, dabei mir Vieles durch den Kopf ging — und auch durch's Herz.“

Einige genauere Fragen um Dies und Jenes beantwortete Everard nicht anders, als Norbert, wobei er es an sachdienlichen Zögerungen, großer Uneingeweihtheit und mehrfachem „zum Beispiel“ nicht fehlen ließ, weshalb Herr Bernhard schließlich abbrach, weil er doch nicht mehr erfuhr, als er schon wußte.

Er wollte mit Everards Hilfe so eben mit dem rechten Arm aus dem Rock und in den Hausüberwurf, als ein eigenthümlich surrendes Geräusch, bald lauter, bald weniger laut, über das Haus herüber dröhnte.

„Was soll das?“ fragte er.

„Werden zum Beispiel ein paar Lastwägen sein,“ meinte Everard.

„Lastwägen? Nein, das ist ein anderer Ton. Das ist Gerenne, Gemurmel, Volksgetümmel. Fort, und bringe sogleich Nachricht.“

Everard verließ die Stube in großer innerer Verlegenheit, worauf sich Herr Bernhard erwartungsvoll der Thüre näherte.

Eine gute Weile verstrich —

„Wo bleibt er denn?“ Das Getöse nahm eben wieder zu. „Kommt er nicht, seh' ich selbst nach!“

Herr Bernhard öffnete die Thüre und wollte auf den Steingang hinaus zu den voderen Gemächern — im selben Augenblick kam Everard herauf.

„Zurück, Herr,“ rief Dieser, „die kalte Luft — es ist nichts, als —“

Der Lärm, welchen Herr Bernhard von der vorderen Seite des Hauses mit einem Schlage vernommen hatte, ließ keine mildernde Auslegung zu. Er drängte Everard weg und schritt zwar schwank, aber rasch an die Mittelstube, wohin ihm der Diener bestürzt folgte.

Als Herr Bernhard die Thüre aufriß, hallte eben großes Geschrei und Getümmel herauf. Ausrufe des Hohnes, des Zornes und wildes, liederartiges Gejohl brausten durcheinander. Er öffnete das Fenster. Die

Worte: „Gefangen," „Verrath — " „Abgesetzt" und dazu einfallendes Jauchzen lärmten vom vorüberziehenden Volkshaufen empor. Er wandte sich vom Fenster ab und wieder der Thüre zu.

„Wohin wollt Ihr?!" rief Everard, der ihn zurückzuhalten suchte, was ihm aber nicht gelang. Herr Bernhard durchmaß den Steingang, wies die Bemühungen Everards fortwährend zurück, desgleichen die einiger aus dem Geschäfte Herbeieilenden, begab sich schwank die Treppe hinab und befahl, das Thor zu öffnen, vor welchem es augenblicklich stiller geworden war. Der Thorwart Reinhard wollte eben Folge leisten, als neues Getöse in der Ferne hörbar wurde, zugleich der Thürklopfer laut anschlug.

„Das ist Norbert!"

Aber er war es nicht, sondern der fast athemlose Herr Paul Rigge.

„Was ist los?" drängte Herr Bernhard.

„Ihr hier?!" stotterte Paul. „Doctor Hesselmann sitzt gefangen beim Castellan auf dem Rathhausplatz. Man schleuderte ihm Absicht des Verrathes der Stadt an den deutschen Kaiser ganz offen in's Antlitz, auch daß er das Archiv zu seinen Intentionen benützt habe — o Gott, o Gott — und — und Herr Judendnnk ist des Syndicats-Directoriums entsetzt!"

„Gefangen — entsetzt?!" Wer hat das —?

„Wer? Die Mehrheit im Senat, welche —"

„Sprecht!" donnerte Herr Bernhard.

„Welche von — von der Gülichpartei terrorisirt ward, heißt es — aber gewiß, Herr Gülich ist eigentlich —"

„Nicht im Spiel," rief Herr Bernhard, „wenn der Senat durch seine Partei terrorisirt ward?!"

Im selben Augenblicke kam unter schauerlichem Gejohl ein Haufe daher, und an das und jenes Haus flogen Steine.

Voraus auf der entgegengesetzten Seite zog Mürkens.

„Halt!" rief Herr Bernhard und tollkühn faßte er den Nächstbesten aus dem Schwarm, welcher sich sogleich aufstaute. Von mächtigem Armruck getroffen, taumelte der alte Herr unter Jubel der Menge an das Thor zurück. Gerade noch konnten ihn Everard und Reinhard erreichen, außerdem er zu Boden gestürzt wäre.

Sie führten ihn sogleich in's Haus.

„Um Himmelswillen, was habt Ihr gethan?!" rief Paul Nigge verzweifelt auf die Straße hinaus. „Einen solchen Mann zu beleidigen — unerhört!"

„Ist er nicht Hesselmanns und Judendunks Freund?!" kam's entgegen. „Ist auch Einer von den Schlaufuchsen, von den Wölfen im Schafspelz, von den Leithammeln auf verkehrte Wege — war ja selbst im alten Rath —!"

„Ja, das war er," fiel Paul ein, „und wollte Gott, es wären Alle von heute —"

„Schweigt!" kam's von allen Seiten.

„Nein, ich schweige nicht!" rief Paul. „Nichts für ungut, aber ich muß Euch, Männer aus dem Volk, warnen. Ich muß Euer Gewissen excitiren, damit Ihr weitere Excesse vermeidet. Seid doch besonnen! Ich frage, wie könnt Ihr jubiliren, daß man solche Gewaltschritte —"

„Man wird Euch fragen!" erscholl es höhnisch.

„Daß man den edlen Herrn Judendunk absetzt," rief Paul, „den edlen Herrn Hesselmann gar verhaftet — Männer, die von reinster Liebe zur Freiheit und für's Vaterland überfließen! Und nun noch einen Mann affrontiren, einen verehrungswürdigen Greis dermassen zu attakiren? Ist das recht? Ist das gut? Ist das schön? Gehört das zur Freiheit? Zur Vernunft, zur Mäßigung? Gehört das zum Christenthum, frag' ich?"

„Was Christenthum!" tobte Einer, es war Schürmann. „Wir kommen noch ganz anders, die Häuser brennen wir Ihnen ab, den Hinterlistern! Die Freiheit und Liebe haben sie auf der Zunge, und geht's zum Bruderkuß, haben sie auf der Brust einen Dolch. Die Judasse, habt Ihr gehört? In Grund und Boden brennen wir noch Alles und werfen sie Alle in die Thürme, französisch und kaiserlich, und Alle, die uns nicht taugen! Eueren Herrn Bernhard auch dazu — und Euch selbst geht's auch nicht besser, wenn Ihr zu den Halbthuern haltet, jetzt wißt Ihr's — he da vorwärts!"

„Nein, nicht vorwärts! fiel Paul ein. „Ich apellire an den jungen Mann dort, welchen ich zu meiner großen Verwunderung an Euerer Spitze sehe, an Herrn Mürkens! Er soll mich anhören, er kennt meine Ansichten über Gerechtigkeit, die er selbst gelobt hat — ungezählt, daß ich, meines ihm bewiesenen Wohlwollens wegen, ein Recht auf sein Vertrauen habe!"

„Was Wohlwollen?" rief Mürkens, halb herüber kommend. „Bin ich Euch etwa schuldig? Ich habe nicht einmal die Ehre, Euch zu kennen!"

„Was?!“ rief Paul. „Nichts für ungut, aber dann müßtet Ihr ein kurzes Gedächtniß haben. Doch ich will davon schweigen, denn ich bin nicht der Mann, mich mit Gefälligkeiten zu brüsten, die ich nur deshalb leistete, weil ich einen hilfsbedürftigen Biedermann aus dem Volk vor mir zu haben glaubte, der mir gerade wegen böser Reden über Judendunk und Hesselmann das Beste versprach. Und nun —“

„Was nun?“ rief Mürkens. „Bin ich etwa nicht mehr ein Biedermann?“

„Könnt es trotz des alljetzigen Excesses noch sein,“ rief Paul, „nur daß Ihr irrgeführt wurdet und jetzt Andere wieder irrführt. Deshalb sollt Ihr mich anhören, mich, Paul Rigge von Frankfurt!“

„Ah das weltberühmte Frankfurter Zuckerkind seid Ihr,“ rief Mürkens. „Ja das ist etwas Anderes! Richtig, der junge Salomon, welcher die schöne Rede im Lützenkirchengarten hielt, die von der „Kraft und Mässigung?“ Hätt' es mir sogleich denken können. He da, Ihr rings, ich kenne die Rede genau — will sie Einer hören — die Salomonische Weisheit ist gesund!“

Wildes Gelächter und der Ruf „vorwärts!“ brausten durcheinander, worauf Paul vom weiterziehenden Schwarm ziemlich unsanft bei Seite geschoben wurde, so daß er mehr geflogen, als gegangen, in den Hauseingang gelangte, während einige Steine an die Mauer und in des Pförtners Reinhard Fenster sausten.

In höchster Erregtheit rannte Paul ein paar Mal auf und ab, unentschieden, ob hinauf zu Herrn Bern=

hard eilen, oder Norbert aufsuchen — als Dieser von der Straße hereineilte.

„Weißt du,“ rief er, „daß Hesselmann —?“

„Weiß Alles,“ klagte Paul, „ach Gott, nimm mir's nicht für ungut, in meiner schrecklichen Desperation hab' ich auch deinem Oheim Nachricht gegeben; die Haare möcht' ich mir ausraufen!“

„Gräme dich nicht,“ tröstete Norbert, „er hätte es auch ohne dich erfahren! Laß nur, Hesselmann muß wieder frei werden und zwar bald. Die Bewegtheit des Volkes wird vergehen, man wird genauer untersuchen und keine Schuld finden. Auch Judendunk muß wieder eingesetzt werden. Fasse dich nur — du weinst?“

„Um dich, um dich, wenn du nicht beweisen kannst, daß Herr Gülich die rauhe Behandlung verdammt, die deinem Oheim widerfuhr!“

Norbert eilte die Treppe hinauf, und Paul folgte.

Als sie Oben ankamen, fanden sie den alten Herrn ohnmächtig im Lehnstuhl liegend — —

* *
*

Eine ruhelose Nacht folgte für Herrn Bernhard Dresen.

Früh sandte er zu Judendunk.

Dieser kam nicht, und Herr Bernhard war auf seines Arztes Mering Angaben und Meinung beschränkt, welche dahin lauteten:

„Wahrscheinlich sei die größere Zahl im Senat auf Verhaftung Hesselmanns eingegangen, um zu beweisen, daß man, bei aller Ehrfurcht vor dem Kaiser, allen dessen

etwa zu nahen Absichten auf den freien Bestand Kölns Feind sei und Jeden zur Verantwortung ziehe, welche einer anderen Gesinnung öffentlich beschuldigt werden. Gerade wie man es mit den Bürgermeistern hinsichtlich ihres angeblichen Einverständnisses mit Frankreich zum Schaden der Stadt gehalten habe, wenn auch damals in etwas milderem Grade. Nun denn, wie man Diesen nichts zu Nachtheiliges habe beweisen können, werde die größere Strenge hinsichtlich Hesselmanns von noch weit genißerem Erfolge sein und für immer als eine nie zu rechtfertigende Maßregel erscheinen. Im Uebrigen werde die Gülichpartei, trotz allem dem, doch nicht zur wahren Anerkennung des Theils noch übrigen, alten Stadtregimentes zurückkehren und nach wie vor an dessen stillen Einfluß auf Verschleppung der Inquisitionssache glauben. Was Judendunks Absetzung als Syndikatspräses betreffe, so wolle man wahrscheinlich der Gülichpartei zeigen, daß man mit seinen früheren Verhandlungen und dem Erreichten nicht zufrieden sei."

Und noch Einiges mehr derlei — — —

Als Judendunk gegen Abend eintraf, bestätigte er Merings Meinung als im Ganzen richtig, fügte Einzelnes bei und gab auch vollständigen Bericht über alle Vorgänge während des Erkranktsein des Freundes.

Herr Bernhard hörte ruhig zu und fragte dann: „Ob außer der Enthebung von der Vorstandschaft des Syndicates etwa auch die Stellung bei der Commission gefährdet sei?"

Judendunk verhehlte nicht, daß man ihn von Seite des schwachen Senates gewiß auch noch aus dieser Stell-

ung verdrängen werde, wenn es Gülich — dem er offenbar ein Dorn im Auge sei — darauf anlege, ihm wegen seiner Leitung so viel Böses nachzusagen, als er ihm, politisch genommen, wegen des Kaisers aufgebracht habe.

„Ich wundere mich," schloß Judendunk, „des Letzteren wegen, daß man mich nicht auch verhaftete."

„Das fehlte noch," sagte Herr Bernhard Dresen. „Also nichts, nichts, als immer nachgeben? Und damit — gleichviel, ob man augenblicklich zu regieren verdiene oder nicht — damit glaubt man, das Heft in Händen zu behalten?" Bitterer Spott lag auf des alten Herren Mund. „Ehe es sich diese Thoren versehen, stellt Gülich Forderungen, welche, wenn aus Schwäche erfüllt, wieder neue nach sich ziehen. Und er wird keine solchen stellen, welche im Wesen der ursprünglichen Bewegung lagen, sondern welche darauf ausgehen, die ganze rechtliche Gewalt zu vernichten. Dahin mußte es kommen. Dem muß abgeholfen werden!"

„Aber wie?" sagte Judendunk, gleichsam vor sich hin.

„Wie? Man muß Denen, welche sich zur Nachgiebigkeit in so unerhörtem Maße herbeiließen, ihre ungeheuere Thorheit begreiflich machen und — gleich viel, ob auch Manche unter ihnen sind, welche wir bei ruhigerem Umschwunge der Dinge selbst entfernen wollten — Alle müssen beitragen, jene Thorheit und Schwäche zu verbessern. Denn es handelt sich jetzt nicht mehr um gut oder minder gut des Einzelnen, sondern um die Aufrechthaltung irgend einer Autorität überhaupt!"

„Judendunk nickte zu.

„Ich weiß nur ein Mittel," fuhr Herr Bernhard fort. „Wehe, wenn wir so weit gekommen wären, daß auch dies nicht mehr helfen könnte —!" Er hielt ein und summte vor sich hin: „Armer Norbert, wie schwer fiele mir's, dir anzukünden, daß zwischen meinem und dem Hause Gülich der Verband zu Ende sei. Nein ich könnte es dir nicht völlig sagen. Ein guter Freund," bedeutungsvoll sagte er das, „müßte mir den Schmerz abnehmen — dich zur rechten Zeit auf das Unvermeidliche vorbereiten."

Er sah fest zu Judendunk und setzte dann bei:

„Beim ersten Anzeichen neuer Lust zur Vergewaltigung lasse man Gülich und seine Hauptgenossen arretiren. Dann trete man offen vor das Volk, verspreche heilig treue Beschleunigung der Inquisition und längst gewünschtes Verfahren bei Wahlen, nach der rechten Regel. Man sei geradeaus für die Verbesserungen — warne aber, um mit sichtlichem Bewußtsein einschreiten zu können, vor weiterer toller Ueberstürzung. Man erinnere an manches vom Volk selbst verschuldete Leid aus vergangenen Zeiten und bekenne dann offen, man sei der Leidenschaft zwar ein paar Mal gewichen, aber nur — und besonders jetzt — in der Erwartung, man werde die Ungerechtigkeit des Geschehenen bald einsehen, wenn die Besinnung wiederkehre. Man erkläre die nothwendig gewesenen Berührungen Hesselmanns mit dem kaiserlichen Hofe und die gerechten Zwecke seiner Arbeiten im Archiv, welch' Allem man mit schnödester Absicht, mindest mit gröblichem Mißverständniß, Schlimmes untergelegt habe!"

Herr Bernhard hielt ein wenig ein, dann fuhr er stets erregter fort.

„Nicht minder werde von vorne herein gegen Alles protestirt, was man Anderen betreffs Frankreichs unterzulegen suche! Ist dies geschehen, wende man sich an alle Die, welche zu „Gülich“ halten. Man erkläre es ohneweiters für eine Schmach, wenn Hesselmann — an Euerer Seite der Vorkämpfer für gesetzlich begründete und nur wieder herzustellende Freiheit — einen Augenblick länger in Haft bliebe. Man mache den Leuten begreiflich, was die Folge, wenn er nicht befreit würde. Unumwunden sage man, daß Jene, deren Verlangen man jetzt gehuldigt habe, bald nicht allein Die in die Kerker würfen, welche ihnen jetzt mißfallen, sondern auch Jene der eigenen Partei, welche ihnen künftig nicht zum Verbrechen folgen wollten! Ja dazu käme es, muß man ihnen sagen, bis dann Einer, er nenne sich Gülich, oder anders, mit abscheulicher Willkühr herrschte, unter Begleit von tausend Leiden und schließlicher Schmach Aller — tausendmal drückender, als Alles, worüber man früher geklagt habe! So weit dürfe es nicht kommen, denn Heil sei die Absicht des Freiheitswerkes, nicht aber Unheil! Darin, muß gesagt werden, habe man ein gutes Gewissen: Alle Jene, welchen man in der Commission nicht gleiche Treue zutrauen könne, würden demnächst ausgeschlossen und durch Andere ersetzt. Worauf man darauf dringen werde, daß die Sache gewiß so rasch, als thunlich ihrer Erledignng entgegengehe. Und zwar in voller Ueberzeugung, daß sich vieles Unrichtige eingeschlichen habe, was selbst

die Anhänger des alten Regimentes im Verlauf eingesehen hätten."

Wieder hielt Herr Bernhard Dresen ein, dann setzte er bei:

„So spreche man zur Partei „Gülich"! Darauf aber wende man sich an den „anderen," wohl noch immer größeren Theil des Volkes, welcher den schnöden Verläumdungen und dem wilden Treiben hoffentlich noch ferne steht. Man frage diese Ruhigen, ob es nicht eine Schande sei, zu murmeln, still zu klagen oder die Schultern zu zucken, statt ehrliche Meinung und Willen auch geltend zu machen? Ob es nicht eine Schmach sei, sich immer mehr verwirren zu lassen und mit dem Ausdruck des Vertrauens auf die, immerhin noch gesetzliche, Herrschaft immer mehr einzuhalten — bis man, Vertrauen und Unterstützung den Oberen entziehend, zuletzt selbst völlig ohnmächtig gegen den Hohn und die Kühnheit Derer werde, welche Schritt für Schritt auf allgemeinen Umsturz hinzielen! Man frage sie, ob es nicht Wahnsinn sei, sich aus eigener Schuld allerletzt der Partei der Aufrührer anschließen zu müssen, vermeintlich, um sicher zu sein. Im Gegentheil, füge man bei, alle Die, welche sich in der Weise zu retten suchten, würden nur Opfer ihrer früheren Unentschiedenheit, Furcht und Vertrauenslosigkeit, werth aller Züchtigung eines Tyrannen! Das sage man. Das soll der Senat aussprechen lassen, und zwar durch Euch, Judendunk! Ja Ihr, und kein Anderer soll zum Volk sprechen. Seht nicht auf Euere Niederlage im Syndicat, rafft Euch auf, greift zu, schüttelt das Joch ab — unter das Hesselmann, Ihr und wir Alle durch

leider zu enge Verbindung mit Gülich gerathen sind — und erobert durch Euere Erhabenheit über das Euch Widerfahrene, durch Offenheit und Muth mit einem Schlage das alte Ansehen des Senates — dessen erster Schritt die Freiheit unseres Freundes Hesselmann sei! Noch einmal, nehmt keinen Anstand, an der bisherigen Führung der Dinge zu tadeln, was zu tadeln ist, betheuert unbeugsamen Willen, die edle Sache zu Ende zu bringen — aber bewährt auch den Trotz des Senates und Euerer selbst gegen lügnerische Träume in die Zukunft hinein. Ich sage Euch, zeigt Euch entschieden und mächtig — dann werdet Ihr es auch wieder sein. Gülich macht es so in wachsendem Frevel — thut Ihr es mit vollem Recht!"

Hochathmend, auf nichts um sich her achtend, hatte Herr Bernhard die leidenschaftlichen Worte gesprochen, und innerlich bewegt, mit größter Aufmerksamkeit hatte Judendunk zugehört, ohne daß er und sein Freund bemerkten, Norbert sei durch die offene Seitenthüre getreten.

Einige Secunden stand Judendunk ohne Entgegnung.

Dann sagte er:

„Und wenn die Partei Gülichs doch keine Rücksicht auf meine Worte nimmt? Wenn sie irgend welche Willensmeinung des anderen Theiles auf abschreckende Weise erwiedert, um die Lust zum Widerstande ein für alle Mal zu brechen? Ueberdies, läßt sich läugnen, daß eine deutliche Drohung gegen Gülich nicht allein Die reizen muß, welche seine Pläne vielleicht näher kennen und damit einverstanden sind — sondern auch Jene, welche ihm

das Schlimmste noch nicht zutrauen? Wie wenn also statt der Beruhigung —

„Die Gefahr wüchse?“ uuterbrach Herr Bernhard, sich noch einmal aufraffend. „Wohlan, so greife man denn auch zu offener Gewalt, und müßte es dringenden Falles mit aller Schärfe der Waffen geschehen! Bei Allem, was zugetroffen, will ich an diesen letzten traurigen Fall noch nicht glauben. Aber wenn er sich einstellte, hieße es: Nieder mit den Feinden des Rechtes und der vernünftigen Freiheit! Traurig, traurig, wenn Blut fließen müßte. Aber dennoch besser das Blut sinnloser Empörer, als später das edler Männer, die das Beste wollen, und armer Gutgesinnter, aber Zaghafter. Täuscht Euch in nichts, Judendunk — ermeßt, wie Allen es gelten könnte, wenn die Hölle los würde — haltet Euch an die Lehren der Geschichte. Muth, sage ich, jetzt Entschlossenheit im Auftreten, in Wort und That — wo nicht — ist es zu spät, eh' Ihr es gewahr würdet — zu spät —!“

Gebrochen, erschöpft nach höchster Aufgeregtheit, lehnte sich Herr Bernhard zurück.

Judendunk bedauerte, seinen Zustand herbeigeführt zu haben, während dessen er die Anwesenheit Norberts wahrnahm.

„Entschuldigt Euch nicht,“ flüsterte der alte Herr, „Ihr thatet gut, mir Alles zu sagen. Aber du Norbert“ — auch er hatte ihn jetzt bemerkt — „du kannst sogleich zu Mering schicken — mich bedünkt, ich habe ihn wieder von Nöthen —“

Ein Anfall von Ohnmacht überkam ihn, während Norbert schon die Stube verließ und in der Hast die Thüre auf den Steingang zu, welchen Weg er jetzt nahm, nicht schloß. Unweit traf er Everard, so daß sein Auftrag rasch ausgerichtet war.

Theilnahmsvoll, die Worte seines alten Freundes immer tiefer erwägend, stand mittlerweile Judendunk.

„Die Menge noch mehr in das Spiel ziehen?“ summte er vor sich hin. „Gülich gefangen nehmen, Waffengewalt gegen seine Helfer — welche Früchte trug jene erste Strenge, seine Ausschließung? Wenn eine noch größere Strenge mißlingen sollte —!“

Durch einige Schritte aufmerksam gemacht, wandte er sich und sah Norbert, der wieder eintrat und dann wortlos, tiefe Bekümmerniß auf seinem Antlitz, stehen blieb.

„Norbert,“ sagte Judendunk, sich langsam nähernd, „ich weiß nicht, wie viel Ihr vom Gespräch zwischen mir und Euerem Oheim gehört habt. Gleichviel. Wenn Euch durch meinen treuen Bericht und durch Eueres Oheims Meinung über Gülichs Haltung und mögliche Absichten Schmerz bereitet würde, so bedauere ich es von Herzen. Ihr wißt, was ich meine. Ich spreche von Euerer Beziehung zu Margarethe. Der Schluß, den Ihr Euch aus den Ansichten und Empfindungen Eueres Oheimes für das Gelingen Eueres, nun schon so lange Zeit gepflogenen, schönen Lebensplanes bilden könnt, ist allerdings kein sehr erfreulicher — wenn Ihr zu dieser Erkenntniß nicht schon früher gekommen sein sollt. Oder hättet Ihr wirklich noch ganz gegründete Hoffnung? Ehrlich gesagt, ich und Hesselmann hegten immer eine leise

Besorgniß, daß Gülich Euerem Oheim einmal zu weit gehen könne."

„Und doch gingt Ihr selbst so weit mit ihm," sagte Norbert dumpf.

Judendunks Wangen rötheten sich wie im Blitz.

„Ueberlaßt es mir," sagte er dann, „junger Freund, dessen eigenes Herz für edle Freiheit und Recht schlägt, mit meiner und Hesselmanns Unvorsichtigkeit schon endgiltig abzurechnen. Hoffentlich werden wir durch neue Schritte verbessern, was ein allzuvertrauter Anschluß an Gülich verdorben hat. Indessen, habe ich mich und Hesselmann politisch getäuscht, so wünsche ich, daß Ihr Euch nicht in etwas Anderem vielleicht länger täuscht, als nöthig."

„Ihr meint —?"

„Nach der und jener Aeußerung Eueres Oheimes glaube ich nicht, daß Euere wirkliche Verbindung mit Margarethe so sehr leicht, wie früher, zu ermöglichen sein dürfte — mindest nicht mit Herrn Bernhards Bewilligung." Er bot Norbert ab. „Hütet Euch, ihn durch zu große Aeußerung des Schmerzes über Eueren Verlust, oder sagen wir über die ziemlich große Unsicherheit Eueres Zieles kränker zu machen, als er ist. Hütet Euch auch vor seinem Zorn, wenn Ihr in Euerem Gehorsam gegen ihn schwanktet und zu eigenwillig würdet. Uebrigens glaube ich, daß er über das ganze Liebesverhältniß vorläufig nichts geradeweg mit Euch sprechen wird. Er erwartet vielmehr, glaube ich, daß Ihr seine Gesinnung aus seiner ganzen Art, seinem Schweigen und Anderem erkennt und Euch ohne viele Erklärung in die etwa un=

ausweichliche Lage schicken werdet — mindest zur Zeit seines Lebens."

„O Gott!" stammelte Norbert.

„Ihr schuldet ihm viel, trotzdem er Euch früher hätte beglücken können," setzte Judendunk bei. „Er hatte aber doch die Absicht. Und wenn Ihr Euch zu einem verzweifelten Schritte verirrtet — vorausgesetzt, daß Gülich augenblicklich einstimmte, was ich nicht glaube — würde Euch, statt seines Segens, immerwährender Unwille folgen. Uebrigens zweifle ich auch, ob Margarethe selbst ohne Einwilligung Eueres Oheimes die Hand böte. Ich will nun zwar mit dieser meiner gewiß wehthuenden Eröffnung nicht gerade „alle" Hoffnung zerstört haben. Aber wenn es denn — wie sehr möglich — doch gälte, so zeigt Euch als Mann und laßt auch jetzt schon Margarethe einen leisen Blick in die ziemlich veränderte Lage der Dinge thun. Desto größer die Freude, wenn sich Alles wider Erwarten denn doch noch anders gestalten, wenn die Wolken vom Himmel Euerer Liebe verschwinden sollten. Wer kann die Fügungen des Himmels ermessen? Mit Gott, lieber junger Freund — ich konnte nicht anders sprechen und rathen."

Unter langem, warmem Handdruck nickte er einen ruhigen Gruß zu und verließ, nach einem düsteren Blick auf Herrn Bernhard, die Stube.

Norbert lehnte mit dem Haupt am Pfosten der Thüre.

„Margarethe," flüsterte er. „Dich soll ich verlieren — vielleicht wirklich schon verloren haben?! Nein, nein, ich werde sie nicht vorbereiten, meines Oheims Beistimmung nicht bezweifeln, bis er mir selbst ganz deutlich —"

die Hand preßte er auf die Stirne, drinn es in wirren Gedanken tobte — „aber morgen zu Gülich! Ich muß mit ihm sprechen, vielleicht kann er meines Oheims Unmuth beschwichtigen —“

Die Worte der Großmutter Barbara bei jenem ersten Liebeswerben kamen Norbert unwillkührlich zu Sinn. Die letzten Worte Judendunks waren damit in Einklang.

„Wolken, sagte sie — ja düstere Wolken — aber dann doch an's Ziel! — Nein, nein, ich gebe mein Vertrauen nicht auf —“

Leise Töne klangen her — aus der Ferne.

„Die Glocken von St. Alban,“ lispelte er, „o, beseligender Klang — zu einem Himmelszeichen wirst du mir und gießest Hoffnung in meine Verzweiflung — !“

---

## Der Vermittlungsversuch.

Es war um die zweite Nachmittagsstunde des folgenden Tages, als Norbert und Paul Rigge, den Weg am Kramgewölbe vermeidend, gegen den Seiteneingang am Gülichhause einherkamen. „Herr Gülich daheim?" fragte Erster die Cordula, welche recht sinnend am Eingang stand.

Sie bejahte, und Norbert schritt bald die Treppe hinan.

„Ich warte da," sagte Paul.

Bald kam er mit Cordula auf den düsteren Vorfall am Hause des alten Herrn Bernhard zu reden, sah, welche Sorge sich die Schaffnerin mache und theilte ihr mit: „Norbert sei jetzt hinaufgegangen, um Herrn Gülich eine briefliche Satisfaction für den Oheim abzugewinnen und zugleich irgend einen günstigen Ausspruch über die Zukunft Hesselmanns, mit Beidem man Herrn Bernhard vielleicht beschwichtigen könne." Er war eben daran, seinen eigenen Vorfall mit Mürkens zu erzählen, als er zufällig den Blick auf die vordere Hausthüre richtete.

„Dort drüben geht er, der kecke Geselle," sagte er, „der falschlügnerische — alle Wetter, er kömmt gerade auf's Haus zu."

„Am Ende bindet er noch einmal mit Euch an," sagte Cordula, „geht ihm doch aus dem Weg."

„Nein jetzt gerade bleib' ich. Dort auf der Schwelle erwarte ich ihn. Er soll Etwas wagen! Glaubt übrigens, ich werde nicht so laut, daß es auf der Strasse oder im Hause Aufsehen erregen könnte."

„Aber, Herr Nigge —"

„Nichts für ungut, aber ich weiß, was recht ist! Der Bursche soll nicht glauben, daß man sich vor ihm fürchte."

Er begab sich zum anderen Eingang, an dem er gewissermassen den Weg sperrte.

Ueber ein paar Augenblicke kam Mürkens daher, auf dem Antlitz unverkennbaren Spott, welcher plötzlich einer ungemein verbindlichen Geberde Raum machte.

„Entschuldigt," sagte er, „ich habe da im Hause zu thun."

„Und Ihr entschuldigt, daß ich Euch ein wenig zurückhalte," entgegnete Paul. „Wir haben Etwas zu verhandeln. Hört mich nur an, ich werde ganz ruhig sprechen."

„Was steht zu Diensten, vielwerthester Herr Nigge?"

„Was zu Diensten steht? Ihr wagtet jüngst abzuläugnen, daß Ihr mir obligirt seid. Nun vielleicht afficirte es Euch, daß ich vor Anderen davon sprach."

„Könnte wohl der Fall sein, Etwas solches thut weh."

„Nun wenn das, geh' ich so weit und bitte, nichts für ungut zu nehmen. Aber fehlte ich leicht, hattet Ihr das Recht, mich mit meiner „Rede" öffentlich zu verspotten? Sind das Waffen eines Biedermann's? Habt Ihr

mir nicht mehrmals gesagt, wie leid es Euch thue, sie nicht persönlich gehört zu haben? Schämt Euch — weg da, Cordula, ich muß ihm die Wahrheit sagen. Und erst noch das! Ihr, der mir versprach, überall auf's Beste einzuwirken, Ihr an der Spitze eines Haufens — und unter Euerer Führung wird der edle Herr Bernhard Dresen offendirt und vergewaltigt! Das mich Betreffende will ich nicht in Betracht ziehen, man hat vielleicht zu viel gebechert."

„Ja das mag wohl sein."

„So! Nun Ihr seht, ich bin gewiß billig. Aber Ihr müßt dafür etwas Anderes gut machen. Es gilt dem Glück zweier vortrefflichen Menschen, da müßt Ihr nach Kraft helfen und könnt es!"

„Bitte, nur deutlicher zu sprechen."

„Es betrifft Norbert, meinen Freund, und Margarethe, Herrn Gülichs Tochter. Herr Bernhard wurde schnöd behandelt, kann das sehr leicht in Herrn Gülichs Schuhe schieben und es kann von schlimmsten Consequenzen für die Zukunft der zwei Liebenden sein. Ich frage Euch, ob Ihr das einsehet?"

„Consequenzen?" sagte Mürkens. „Ihr meint da — ich bin nicht so gelehrt —"

„Consequenzen heißt so viel als Folgen."

„Richtig."

„Also denn, obwohl ich das Recht hätte, Euch zu zürnen, bitte ich Euch, die Sache nach Kräften gut zu machen. Geht zu Herrn Gülich hinauf, bei welchem sich Norbert schon befindet, erklärt da, daß Euch die geschehene Gewaltthat sammt allen Drohungen, die da fielen, un=

gemein leid thue, daß Ihr fest überzeugt seid, man habe Herrn Gülichs Mißvergnügen in höchstem Grade erregt, und daß Ihr nöthigen Falles zum Herrn Bernhard Dresen gehen wollet —"

„Um für Andere Abbitte zu leisten," fiel Mürkens lachend ein, „die da mit einem Ruck zur Hand waren und drohten? Nein, das thut der Mürkens nicht, und mein Freund Gülich würde das auch sehr übel aufnehmen."

„Was? Gülich Euer Freund?" rief Paul. „Ihr vielleicht ihm, aber er nicht Euch! Wenn das sein könnte, wäre er nicht der Mann, von dem ich, trotz Allem, was geschehen ist, erwarte —"

„Erwartet, was Ihr wollt oder nicht," sagte Mürkens höhnisch, „und laßt mich jetzt vorbei, oder Ihr macht mich trotz meiner Sanftmuth und Ehrfurcht vor Euch zornig."

„Was Ehrfurcht, was zornig? Ihr wagt schon wieder zu spotten und zu drohen?"

„Nehmt, wie Ihr's wollt," kam's herb entgegen, „und glaubt nicht, daß man sich von Euch Etwas befehlen lasse, weil man Euch ein paar Mal Gelegenheit zu einer kleinen Gefälligkeit gab."

„Was? Befehlen?' Hab ich Euch befohlen? Nicht für ungut, das ist eine unverschämte Lüge!"

„Genug jetzt," herrschte Mürkens. „Mischt Euch in nichts weiter, Ihr habt zu Köln nicht mitzureden, Ihr Mässigkeitsapostel! Sucht einmal eine Braut zu finden, das ist eine bessere Aufgabe, Ihr ewiger Hochzeiter!"

Paul griff racheschnaubend auf Mürkens los und zwar gerade auf dessen Haare. Wie im Blitz faßte

Mürkens dessen Hände und schob ihn ziemlich empfindlich bei Seite, worauf er sich ganz ruhig die Treppe hinaufbegab, wohin ihm Paul folgen wollte, aber von Cordula mit aller Gewalt einer richtigen Schaffnerin am Gewande zurückgehalten wurde.

„Hab' ich's Euch nicht gesagt, junger Herr," flüsterte sie, „Ihr seid nicht der Mann, mit solchen Leuten fertig zu werden, am Wenigsten mit Dem — der ist der keckste, verschlagenste Mensch, den es gab, so lang die Welt steht!"

„Man wird aber doch fertig werden," fiel Paul ein, und zwar durch Herrn Gülich selbst! Habt Ihr gehört, was er sagte? Gülich sein Freund — das wäre so viel, als müsse Der thun, was er und der Pöbel will. Das wird Herr Gülich nicht gelten lassen, dann Gnade Gott diesem Mürkens!"

„Er wird es Euch eben kurzweg läugnen."

„Ihr war't ja Zeuge."

„Mich hört Herr Gülich nicht an, und wenn, so glaubt er mir nicht."

„So? Nun mir soll er glauben, jetzt ist die beste Gelegenheit, Auge um Auge, Zahn um Zahn mit diesem keck, frech, hinterlistig, undankbar und gewaltsüchtigen Gesellen Mürkens!"

Er nahm wieder einen Anlauf in die Gegend der Treppe und wurde wieder zurückgehalten, als von Oben Schritte hörbar wurden.

„Das ist Norbert," sagte Paul, „laßt mich los —!" Bald kam Norbert herab. „Nun was hast du effectuirt?"

Norbert gab keine bestimmte Antwort, sondern veranlaßte ihn zur Begleitung nach Hause.

Dort in seiner Wohnstube angelangt, gab er ausführlichen Bericht, dessen Hauptinhalt war: „Gülich sei ungemein freundlich gewesen, habe die Gefangensetzung Hesselmanns und Judendunks Entsetzung rein auf die Ansichten des Senates geschoben und gesagt, er werde sich gewiß sehr freuen, wenn des Ersteren volle „Unschuld" bei der kommenden Untersuchung klar werde. Was die „Excesse" betreffe, so bedauere er sie lebhaft. Nur könne man es bei derlei Zeiten und Bewegtheiten nicht so genau nehmen. Uebrigens sei er bereit, sich zweckmäßig „schriftlich" an den Oheim zu wenden und die Hoffnung auszudrücken, es werde durch das Geschehene kein Schatten auf das Liebesverhältniß geworfen. Und er stelle es frei, ob er den Brief dann selbst absenden, oder durch Norbert übergeben lassen solle. Schließlich sei dann Mürkens eingetreten und habe von Gülich wegen des vorgestrigen Vorfalles, so viel ihn betreffe, ziemlich ernste Vorwürfe empfangen, worüber Derselbe sehr verlegen und demüthig geschienen habe."

„Glaube dem Schelm seine Confusion und Devotion nicht," fiel Paul ein. Und unfähig, länger zu schweigen, berichtete er seine Scene mit Mürkens, dem er doch neuerdings gefällig gewesen sei.

„Ich sagte dir von Anfang, du habest deine Güte übel angewendet," versetzte Norbert.

„Nun ja, ja — aber was willst du auf den Antrag wegen des Briefes thun? Ueberbring du ihn selbst!"

Norbert zuckte mit den Schultern.

„Und wenn sich mein Oheim nicht beruhigt?" sagte er. „Wenn ich ihm auf diese Weise selbst Veranlassung gebe, auf meine Beziehung zu Margarethe zu kommen, und er Das, was mir Judendunk mit einiger Schonung andeutete, in der ersten Aufwallung selbst hinschleuderte — wenn er riefe: Alles ist zu Ende —! und wenn er dann dieses sein Wort nicht mehr zurücknähme?"

„Schrecklich! Ja wer soll denn ——?"

Im selben Augenblick klopfte es, und der alte Everard trat ein.

„Kommt gütigst herab, junger Herr," sagte er, „Euer Oheim gefällt mir zum Beispiel gar nicht. Fürchte sehr, daß wir ihn wieder auf lange krank haben — laufe sogleich wieder zum Mering!"

Rasch verabschiedete sich Norbert von Paul und begab sich zum Oheim, während Paul forteilte, innerlich in größter Zerrissenheit über die Lage des Freundes, Margarethens und seiner Selbst wegen des verwünschten Mürkens —

Er ahnte nicht, wie viel ihm dieser Mürkens noch zu schaffen mache — — —

# Sorgen — Verlegenheiten — Clasen am Buttermarkt.

Herr Bernhard Dresen hatte seinen Rath ertheilt — und dessen neues Erkranken entriß Judendunk der großen Verlegenheit, ihm sagen zu müssen, daß er doch nicht dienlich erachtet habe, sich an die Menge zu wenden, vor deren Mitwirkung ihn so große Scheue ergriffen hatte. Vielmehr erwartete er, neues Vertrauen zu gewinnen, indem er die Inquisition zu beschleunigen suche — und hoffte andererseits auf baldige Befreiung des Freundes, wegen gänzlichen Mangels an Beweisen gegen Denselben. Aber er täuschte sich, das Erste zu erzielen — es war gerade, als ob es Einflüssen von der Partei Gülich zuzuschreiben sei, daß die Sache immer schleppender würde — und er täuschte sich im Zweiten — —

Wie tief Norbert von diesen Umständen und dem bedenklichen Befinden seines Oheims berührt ward, sein eigenes Geschick machte ihm gewiß nicht geringere Sorge. Einmal mußte jener versöhnliche Brief an den Oheim unterbleiben, da ihn Derselbe doch nicht hätte lesen können. Und was ihm hinwieder bange machte, war, daß Margarethe erfahre, wie es mit Herrn Bernhard ergangen sei. Weder er, noch irgend Jemand hatte es ihr mitgetheilt — aber welche Gedanken mußten sich daran knüpfen, wenn sie es doch erführe.

Und sie erfuhr es durch einen unglückseligen Zufall.

Während Mutter Anna einmal abwesend war, kam eine arme Frau in's Haus, sagte so und so — und was geschehen, blieb nicht mehr Geheimniß. So verrieth Margarethe eines Abends zum Schrecken Norberts, daß sie das Geschehene wisse und bat um weitere Nachricht.

Norbert konnte nicht umhin, die Annahme einer Gereiztheit seines Oheimes im Ganzen zuzugeben, tröstete aber sogleich mit der Bereitwilligkeit Vater Gülichs hinsichtlich jenes Briefes, welcher auch sogleich abgehen werde, wenn sich die Gesundheitszustände seines Oheims wieder gebessert hätten.

Margaretha hörte schweigend zu, drückte Norbert die Hand und schien mehr beruhigt.

Aber sie war es nicht, und Norbert erkannte es nur zu gut, wie wenig Werth sie auf den voraussichtlichen Inhalt eines solchen Schreibens lege — — —.

Aber Herr Niklas Gülich?

Dieser erfuhr von der düsteren Ankündigung Judenbunks an Norbert gewiß nichts. Aber er verkannte die Lage der Dinge deshalb nicht, und es schien ihm sehr möglich, daß Herr Bernhard bei erster Gelegenheit das Gebot, mit Margarethe zu brechen, an Norbert ergehen lassen könne. Gut. Dann war auch seinerseits gewiß keine weitere Genehmigung des Bündnisses zu erwarten. Aber noch mehr. Bei einigermaßen gerechtfertigter Annahme, daß ein solches Gebot eintreten werde, hoffte er einen Ausspruch Herrn Bernhards noch zuvorzukommen. Sollte der Letztere das Bündniß gleichwohl in „Schwebe" halten — auch gut. Er lebte wahrscheinlich doch nicht mehr

gar zu lange, und Norbert war dann sein Erbe. Hatte sich Dieser, ungeachtet mancher deutlichen Unzufriedenheit über Stadtvorgänge, dennoch nicht verhindert gefühlt, in's Haus zu kommen, so mochte er sich durch das etwa „ferner" Geschehende auch nicht beirren lassen und somit sein Herzensziel erreichen dürfen. Bei etwa „offenem Widerwillen gegen Kommendes" aber sollte seinen Hoffnungen rasch ein Ende gemacht werden — und dann Meshov als Auskunftsmittel dienen — ebensowohl, wenn sich Alles noch bei Lebzeiten des Herrn Bernhard erledigte. Auf unbedingten Gehorsam Margarethens rechnete er, wie wehthuend er auch Anfangs sein möchte.

In dieser Weise rechnete er.

Es schien ihm dann allmählig, daß Herr Bernhard noch keinen Entschluß gefaßt habe. Denn obwohl Derselbe, nachdem er sich wieder etwas besser befand, keine Anzeichen einer gewünschten Annäherung gab, zeigte sich doch auch nichts, was auf die Absicht hindeutete, mit dem Hause Gülich brechen zu wollen.

Aus diesem Umstande schöpfte auch Norbert immer wieder Hoffnung; um so mehr, als der Oheim — so unwillig er sich zeigte, daß Judendunk seinen Rath nicht befolgt habe — ihm selbst gegenüber eine auffallende Erhöhung seines Wohlwollens eintreten ließ. Aber es war dies keineswegs eine Einlenkung zum Vortheil des Liebesbündnisses, sondern des Verlangens, den Schmerz zu mildern, von welchem er seines lieben Neffen Brust mit Recht erfüllt glaubte. Denn da er in einem Gespräch mit Judendunk auf die unverkennbare Gedrücktheit Norberts gerathen war und gefragt hatte, ob er vielleicht die unangenehme Auf-

gabe übernommen habe, seinem Neffen das Ende seines Glückes in Aussicht zu stellen, war die Frage, unter tief bedauernder Geberde, bejaht worden — — —

Während dies Alles so war, hielt sich Gülich überaus ruhig, bis die ganz rechte Zeit käme. Dabei ließ er gelegentlich durch Mürkens verbreiten, er habe sich mit seinen Hausfreunden überworfen, dann wieder, man habe einen nächtlichen Anfall gegen ihn versucht. Das Eine, um seine Feinde immer sicherer zu machen — das Andere, um sich in Erinnerung zu erhalten. Dann war er wieder wie verschollen, und Wenige ahnten, wie er durch Mürkens wühlen lasse, welche Reden er vor einem stets größeren Kreise von Parteiführern und Anderen an sicheren Orten halte, und wie er sich da großmüthig zeige.

Doch auch von solchen Zusammenkünften zog er sich manches Mal zurück. Und zwar deshalb, weil es ihm an Mitteln zur Freigebigkeit an die wachsende Zahl brauchbarer Eingeweihter aus geringem Stande fehlte. Ja, es fehlte ihm manchmal sogar an Mitteln für das Haus — und um wie viel mehr noch zu allmählig werthvollen Geschenken an Jene, deren dämonischer Zauber immer mehr auf ihn zu wirken begann — an die schöne Sachs Judith.

Sich geradezu an seine nächsten Freunde zu wenden, stand ihm nicht an. Das Spiel widerstrebte der Meinung von seinem jetzigen Ansehen. So kam es denn, daß er hie und da einen Theil Waaren aus seinem Lager zu unverhältnißmäßig geringem Preis losschlug, was Margarethen und Frau Anna nicht verborgen bleiben konnte. So hatten Diese traurige Stunden, wenn sich Mangel an

Mitteln einstellte, noch traurigere, wenn die Verlegenheit wieder zu Ende ging. Denn da kam Herr Gülich, legte das für den Unterhalt Nöthige hin, wies alle Fragen ab, begab sich in die Vorderstube und schritt da ab und zu, erwägend, wie er der etwa neu drohenden Ebbe seiner Finanzen abhelfen könne, ohne sich vor Frau und Tochter neue Blößen zu geben.

Dann sann er wieder und sann und dachte — an die Judith. So bemächtigte sich Seiner immer größere Leidenschaft für die äußerlich schöne Erscheinung der Maid, und seine abenteuerliche Seele, für welche die ruhige Abgeschlossenheit und die sinnige Bescheidenheit eines weiblichen Wesens längst ihren frommen, edlen Reiz verloren hatte, fühlte sich vom ganz eigenthümlichen Gehaben der intrikant gefallsüchtigen Judith förmlich hingerissen, wann immer er, und es geschah nicht selten, in ihre Nähe kam. Entzückend war ihm ihre verhängnißvolle, stolze Haltung in Begleit eines schelmisch siegreichen Lächelns, welches ihr so gerne um den schön geformten Mund spielte und im Blitz wieder verschwand. Und wie berauschte ihn der flackernde, dann wieder still waltende Blick aus ihren tiefbraunen Augen unter den rabenschwarzen Wimpern hervor, ihr oft so eigenthümliches, langes Schauen in die seinen, ihre oft kühn zutraulichen Worte, denen dann meist ein rasches Schweigen folgte — gleich als erinnere sie sich, daß er ja einer Anderen gehöre, und als wolle sie eine feurige, unvorsichtig entdeckte Empfindung verhehlen! Ja, das berauschte ihn. Und wenn sie erst beim Kredenzen des Bechers, wie zufällig, seine Hand berührte, oder gar beim „gute Nacht, Herr Gülich" einen seiner

Finger neckisch mit fast fieberhaftem Druck beehrte, ha wie brannte der leise Druck fort und durchloderte ihn in seinem ganzen Sein und Wesen! Vollständig angezaubert schied er dann und träumte seines Weges dahin, wie er es anstellen sollte, die Hindernisse zu besiegen, welche ihm der leidig gewordene Verband mit seiner „taubenfrommen" Frau Anna auferlegt hatte, oder — wenn diese Bande nicht zu zerbrechen wären — wie dennoch sein Glück zu erreichen. Und weshalb denn nicht? Schien nicht Abraham Sachs nachsichtig genug für das unverkennbare Gefallen an seiner Tochter? Hatte Der etwas dagegen gehabt, als er sich in letzter Zeit wieder erlaubt hatte, mit einigen, allerdings noch kleinen, Geschenken anzukommen? Sollten werthvollere zurückgewiesen werden? Mußte Sachs nicht geschmeichelt sein, die Annäherung eines Mannes zu sehen, welchem er zutrauen konnte, eine immer bedeutendere Stellung einzunehmen? Und waren etwa die religiösen Ueberzeugungen des ungeschlachten Herrn Abraham Sachs von der Beschaffenheit, daß er die Bande, welche an Frau Anna fesselten, nicht gerne allmählig gelockert und dann vielleicht zerbrochen wüßte? Er täuschte sich in den letzten Betrachtungen nicht gänzlich. Aber er erkannte nicht, daß, wie er selbst sich mit der wirklichen Geneigtheit der Maid täusche, so auch deren leiblich gewaltiger und vermeintlich auch gewaltig scharf sehender Vater doch nur der Spielball ihrer List und Schalkheit sei. Dies erkannte Gülich's eitle Seele nicht, und tief schmerzte ihn, daß er, als ein Mann von so bedeutendem Werthe sich nicht fein und großartiger zeigen könne, wenn es denn gelte — und da mußte doch einigermaßen abgeholfen werden.

Schon manche Wege hatte er in Betracht gezogen. Zuletzt sah er nur einen Ausweg, nämlich: Sich an den alten, schon mehrfach erwähnten, Clasen zu wenden — jene, damals zu Köln durch langjährigen Handel mit allerlei Waaren, abgelegten Kleidern, oder auch unbedeutenden Kleinodien, gar wohl bekannte und wohl geachtete Persönlichkeit. Aeußerlich schien dieser Clasen ärmlich. Aber man sagte sich, er habe schon über ziemlich bedeutende Summen verfügt, wenn es einem ganz sicheren Anlehen galt, unentschieden, ob er selbst die Mittel gehabt, oder sie anderweitig aufgebracht habe — was wohl möglich, da er vielseitiges Vertrauen genoß. Abgesehen von diesem Umstande, kannte ihn Gülich eben sehr gut, hatte ihm selbst manche Waare billig zukommen lassen, und des alten Mannes oft und viel bewährte Verehrung, wie früher für Großmutter Barbara, so noch immer für Anna und Margaretha kam nicht minder zu statten.

Aber wie sich mit ihm benehmen, und wo und wann?

Seit Längerem kam Clasen viel seltener in's Haus, und wenn er etwa wieder einmal käme, war er, Gülich, eben daheim und ungestört? So beschloß er, die Sache in Clasens eigener Behausung abzumachen und ihm möglichst vorher zu begegnen.

Er wandte sich eines Abends dem Buttermarkte zu, an welchem der alte Mann seinen eigenen, kleinen Besitz hatte, und durchschritt fragliche enge Gasse langsam, in der Hoffnung, auf ihn zu stoßen, wann er mit seinem Tagsüber Erhandelten heimkehre. Er täuschte sich auch nicht — und trat ihm, wie zufällig aus einem Nebengäßchen kommend, in den Weg.

„Guten Abend, lieber Clasen", sagte er, „Euch treffe ich zufällig? Nun, weshalb kommt Ihr denn neuerlich so selten? Wäre vielleicht Manches für Euch da. Nun, habt Ihr heute guten Handel gemacht?"

Mit wortloser Befremdung hatte Clasen zu Gülich geblickt.

„Wo soll der gute Handel herkommen", sagte er dann ruhig, „sind doch diese Zeiten der Unruhe nicht dazu angethan. Böse, böse Zeiten."

„Weiß wohl. Ihr seid ein Mann, der die Ruhe liebt. Indessen Ihr seht wohl zu schwarz, in Kurzem wird Alles besser gehen und Manches, was Ihr für schlimm haltet, wird Euch in anderem Licht erscheinen."

„Glaub' es nicht", sagte Clasen, sein silberlockiges Haupt wiegend. Es schien, als wolle er seine Worte begründen, unterließ es aber.

„Es ist, als hättet Ihr etwas Schweres gegen mich auf dem Herzen", sagte Gülich.

Möchte wohl sein", kam es entgegen, „und wenn ich seltener komme, ist es vielleicht deshalb, weil ich Euch Manches vor die Seele rücken möchte, aber fürchte, es sei vergeblich. Da komme ich besser nicht — und erspare es mir, den Trübsinn der Eueren zu sehen."

„Was das Reden sind — ich versteh' Euch nicht recht. Habt Ihr mir Etwas zu sagen, sollt Ihr es. Ich hätte Euch desgleichen Etwas zu sagen. Seid Ihr vernünftig, mag es gute Früchte bringen. Hier kann ich nicht weiter sprechen. Haltet Euch auf den Schlag der neunten Stunde an Euerer Thüre bereit, ich komme. Dabei hoffe ich auf Euere volle Verschwiegenheit — versteht Ihr? Wollt Ihr mich erwarten?"

In Ueberraschung stand Clasen.

„Nun denn, ja."

Gülich grüßte kurz, warf noch einen prüfenden Blick in die Umgegend, verließ dann das Gäßchen und wandte sich scheinbar in Gedanken der Kostgasse zu, in welcher, hoch oben, Mürkens wohnte. Mit Diesem hatte er zu sprechen, außerdem er sich Einiges verschaffen wollte, um später jedenfalls unkenntlich zu sein —

---

Als Clasen ein paar Stunden darauf den Fensterladen an seiner kleinen Behausung geschlossen hatte und wieder eingetreten war, machte er Licht.

Die Lampe beleuchtete eine niedere, wenig behagliche Rückstube.

Er trat zu einem uralten Schrein, öffnete denselben und schaute auf fünf Säckel, welche nebeneinander lagen.

„Gutes, mühsam ehrlich erworbenes Geld," sagte er. „Diese vier sind heimbezahltes Kapital — hier im fünften die Zinsen."

Er rückte den Schrein weg und lüpfte ein Brett über einer Vertiefung im Boden, worin sein eigentlicher Vorrath lag. Es war eine ziemliche Anzahl Rollen zu sehen. Alles gutes Gold. Er legte vier von den Säckeln aus dem Schrein in die Vertiefung, rückte Alles wieder zurecht und sagte vor sich hin: „Wenn es so fortgeht, sind wir bald nicht mehr sicher, und ich will Euch aus Köln salviren. Der Jonas in Deuz ist ein ehrlicher Mann, Dem könnt' ich Euch wohl anvertrauen."

Dann nahm er die Lampe und den fünften, den Zinssäckel und wollte die Stube verlassen. Aber er hielt

ein, stellte Beides weg und trat zur Holzverkleidung der linken Seitenwand. Mühselig griff er dahinter und nahm einen ledernen Beutel hervor. In dem Beutel war das Geld, welches er zur Wohlthätigkeit für Arme bestimmt hatte. Manche Thräne des Dankes war zu Köln geflossen, und man kannte den großmüthigen Spender nie. Der Säckel ward oft in Anspruch genommen, und wenn dann wieder Gewinn kam, ward das Fehlende ersetzt. So fügte Clasen auch jetzt einige Thaler zum Armengeld, brachte es dann wieder an seinen Ort und ging zur „vorderen" Stube. Dort legte er den bewußten Säckel in einen anderen Schrein, deutete an, daß demnächst nun mit diesem Gelde gearbeitet würde — nahm dann seinen schlichten Abendimbiß hinterm Ofen hervor — und nachdem er nochmals in die kleine Hausflur getreten war, um ein Stückchen Speck in der dort aufgestellten Mausfalle zu befestigen, kehrte er zurück, setzte sich und aß.

Ueber einige Minuten klappte Etwas.

„Aha, haben wir dich schon, Mäuslein?" raunte er. „Warte, morgen wirst du auf die Felder hinausgetragen, ich kann dich da herin nicht brauchen."

Später warf er den Blick auf seine alte Wanduhr, und es bedünkte ihm Zeit, an die Hausthüre zu gehen. Eben schlug es auch neun Uhr. Er erhob sich, schloß draußen auf und schaute vorsichtig umher. Niemand war zu sehen, als eine Gestalt, welche an der Schattenseite, die niederen Häuser entlang, näher kam. Es war Gülich in Mürkens Gewand. Rasch kreuzte Derselbe das Gäßlein, und Clasen führte ihn in die Rückstube.

„Da sind wir, guten Abend zum zweiten Male!" Gülich warf den Stülphut auf den alten Schrein. „Nun Clasen, was habt Ihr mir mitzutheilen, vor was zu warnen?"

„Und was habt Ihr mir zu sagen?"

„Ich wollte Euch den Vorrang lassen", antwortete Gülich. „Soll ich aber zuerst sprechen, ist's bald gesagt. Erlaubt, daß ich mich setze!" Er nahm Platz und fuhr, die Beine kreuzend und mit den Fingern spielend, nachlässig fort: „Clasen, ich vertraue Euch Etwas an. Ich brauche Geld. Vierhundert Thaler. Mich bedünkt, Ihr könnt sie mir darleihen. Seht, da habe ich ein Verzeichniß. Es wird Euch ein Theil meiner Waaren zum halben Preis verschrieben, und bin ich in drei Monden nicht solvent, verfallen sie Euch unverweigerlich. Kein schlechtes Geschäft — und ich lasse mich überdies zu ganz guten Zinsen herbei. Jetzt wißt Ihr's."

„Und das ist Alles, was Ihr mir da zu sagen habt?" Clasen sah das Verzeichniß durch und stellte es zurück. „So — also Geld und so viel Geld." Er zuckte mit den Schultern. „Ei wozu braucht Ihr's denn?"

Die Röthe des Unmuth's flog über Gülich's bleiches Gesicht. Er empfand in diesem Augenblick die gewaltige Verschiedenheit seiner Autorität in Köln und der Kühnheit dieser Frage. Doch bändigte er sich im Ausbruch seines Zornes und veränderte seine Stellung nicht.

„Die Verwendung kann Euch gleichgültig sein, denk' ich", sagte er mit eisiger Kälte.

„Keineswegs", entgegnete der Alte ruhig. „Ist es doch mein schwer erworbenes Geld, um was es sich handelt.

Bedürft Ihr einer Summe für das Haus, so möcht' ich Euch wohl in irgend einer Weise dienlich sein, und Ihr könnt darauf rechnen, daß ich dann gewiß keinen Gewinn ziehen will. Doch ich sehe nicht ein, wie Ihr einer solchen Summe für Euere liebe Frau und Tochter bedürftet."

„Bin Euerem Mitgefühl für Frau und Tochter von je wahrhaft verbunden und bin es für künftig und für immer", versetzte Gülich, sich langsam erhebend, „doch überlaßt mir, was meine Sache ist. Ich bedarf des Geldes für andere, sehr gute — politische Zwecke." Er that einen Schritt hinweg, hielt dann ein, stützte sich mit dem einen Arm auf die Lehne des Stuhles und fuhr fort: „Leiht mir das Geld, Clasen, seid klug, alter Freund des Hauses, Ihr könnt nur gewinnen. Niclas Gülich vergißt ebenso wenig, wenn ihm Jemand in augenblicklicher Verlegenheit dient, als er der Mann ist, nicht zu vergessen, wenn man ihn und seinen Geist beleidigt, welche Beide keine geringe Aufgabe zu haben scheinen. Kommt die Zeit zum Heile Kölns, um welche es sich ehrlich handelt, lieber Clasen — und sie wird viel früher und nicht unter so vielen Wehen kommen, als Ihr, guter Mann, vielleicht aus Einigem schließen möchtet — so werde ich gewiß so viel Einfluß haben, daß Ihr belohnt werdet, ohne daß Euer Gewissen dagegen Scrupel erheben kann. Und an Mitteln wird es nicht fehlen."

„Mittel — und wie?"

„Unter Vielem Eines. Die ganze Sache der früheren Bürgermeister muß noch einmal aufgenommen werden, und höhere Geldstrafen müssen eintreten. Sie werden um Einiges höher ausfallen, als zum wirklichen Schadenersatz an die

Stadt nöthig ist, denn Das, wozu man sie damals verurtheilte, ist nicht der Rede werth gewesen. Dies Geld wird zum Vortheile der Stadt verwendet. Ein Theil aber wird zur Verwendung an Jene kommen, welche unter der früheren schlechten und jetzt nicht viel besseren Verwaltung verloren, oder sich in Erwartung der künftigen, besseren verdient gemacht haben. Gleichviel, ob sie durch Rath und That mitwirken — oder sich still verhalten, aber zur rechten Zeit Mittel boten. Zu diesen gehörtet Ihr."

„Ich muß zum Voraus für solche Belohnung danken", versetzte Clasen. „Nie werde ich Etwas annehmen, denn ich bin nicht auf Euerer Seite. Also Geld für Parteizwecke, zu Spenden, wie früher im Lützenkirchengarten —"

„Nie gab ich dort Etwas —"

„Nun denn, aber doch vor Kurzem an der „Dauff" oder in der „Hahnengaßschenke", wo die Volksfreunde zusammenkommen —"

„Ihr seid sehr eingeweiht!"

„Dieser Meshov, Westhof neben Euch an der Spitze — dieser Mürkens, dessen doch ziemlich bekanntes Gewand Ihr tragt, und dieser Sachs mit seiner, wie ich munkeln hörte, Euch sehr wohlgefälligen —"

„Was mit „seiner" — was Euch „wohlgefälligen" —!" fiel Gülich in die Rede. Gerade hatte er sich aufgerichtet und den Stuhl langsam an der Lehne wiegend, setzte er in verhängnißvoller Ruhe bei: „Eine Anklage? Clasen, geht nicht zu weit. Ihr wäret da nicht mein Richter. Ich weise eine solche Andeutung, als mir ganz fremd, zurück."

„Habt sie gleichwohl verstanden."

„Ich mußte sie verstehen und könnte zürnen. Ich will es nicht, sondern sage nur: Ich deute Euere politische Theilnahmslosigkeit nicht falsch. So habt Ihr mich nicht mißzuverstehen, wenn ich, der ich wirksam bin und sein muß, Begegnungen habe, welche ich nicht vermeiden kann — sowohl mit tüchtigen Parteimännern, als zufällig mit den Ihren. Ob ich dies Letztere wünsche, ist etwas Anderes.“

„Wolle Gott, daß dem so sei“, entgegnete Clasen. „Habt aber Ihr dies Eine zurückgewiesen, so weise ich den Vorwurf einer „Theilnahmslosigkeit“ zurück. Ich stehe zu Judendunk und Hesselmann, zu den Ehrenmännern. Von ihnen erwarte ich alles Heil, ob auch der Eine zur Zeit im Gefängnisse liegt und zur Unthätigkeit verdammt ist. Gott wird walten, daß er wieder frei wird und segenreich mitwirken kann, die gerechten Wünsche zur Erfüllung zu bringen, statt daß jetzt, wie es scheint, Ihr allein —“

„Nun, das ist ja ganz gesinnungstüchtig!“ unterbrach Gülich, mit den Fingern auf der Lehne des Stuhles trommelnd, „Nehmt Euch nur in Acht, daß Ihr solchen Ansichten, die ich Euch gar nicht übel nehme, nicht zu thatsächlich Folge gebt und Euch bei der großen Gelegenheit, in viele Häuser zu kommen, nicht zum politischen „Zwischenträger“ benützen laßt.“

„Haltet Ihr mich zu einem Geschäft, wie das Eueres Mürkens, fähig?“ unterbrach Clasen ruhig.

„Was da Mürkens — thut dem harmlos tollen Burschen nicht Unrecht“, versetzte Gülich, „und möchte nur selbst freundschaftlich gerathen haben, Euch nicht —

vielleicht ganz wider Willen — benützen zu lassen. Ihr könntet dabei später sehr übel fahren, selbst wenn ich Euch schonen wollte."

„Selbst wenn Ihr —?" sagte Clasen. „Also Ihr selbst gesteht, daß Euch manchmal die Gewalt fehlen könnte, mich vor Eueren Genossen zu schützen? Nun so laßt mich sagen, was ich Euch längstens gerne ausgesprochen hätte! Ihr habt Euch eine furchtbare Partei geschaffen, und ich sehe deutlich, zu was Ihr sie nützen wollt. Ihr wollt die ganze städtische Sache möglichst allein in die Hand bekommen. Deshalb wurden und werden jene trefflichen Männer auf alle mögliche Weise zurückgedrängt, deshalb wurden sie mit den unglaublichsten Verdächtigungen überschüttet und gedemüthigt. Aber Herr Gülich, wenn es sein könnte, sie bleibend in Unthätigkeit und Schmach zu lassen, glaubt nicht, daß Ihr — und hättet Ihr fortan die besten Absichten — die Zügel allein führtet. Ihr würdet bald von der Partei beherrscht sein, durch die Ihr stiegt, und Tausendfaches würde geschehen, was Euch gewiß selbst widerstrebte. Erinnert Euch an die Beleidigung, welche damals Herrn Bernhard Dresen widerfuhr. Dies war vielleicht ein Nichts gegen alles Das, was zügellose Willkühr künftig erfände! Sie würde Euch vielleicht innerlich empören. Aber Ihr würdet nicht weichen wollen, und, um an der Spitze zu bleiben, nachgeben. Nein, nicht allein Dies! Ihr würdet es dem Muth und Trotz Euerer Anhänger „zuvorthun" wollen — und dann käme plötzlich der Lohn über Euch und Euere Helfer! Denn wie ohnmächtig jetzt der Kurfürst, wie viel beschäftigt, wie nachsichtig der Kaiser — das Blatt kann sich plötzlich

wenden — und Ihr haftet dann für Thaten, die Ihr Anfangs nie beabsichtigt habt! Dann werdet Ihr bereuen, furchtbare Strafe und Schmach gewagt zu haben. Strafe und Schmach — anstatt noch zu rechter Zeit auf einen Pfad getreten zu sein, der Euch zur Anerkennung führte und wirklich in Stand setzte, Euere Partei im Gehorsam zu halten — statt daß sie Euch ohne Zweifel schon jetzt immer weiter treibt. Und für Das wollt Ihr Geld unter immer neue Genossen streuen, die Euch Alle verlassen würden, wenn die Stunde der wahren Gefahr käme?"

„Hm!"

„Laßt Euch bereden, Herr Gülich! Ich weiß gar gut, daß Ihr größere Macht habt, größeres Ansehen bei einem Theil besitzt, als man ahnt, weil man Euer längeres Schweigen verkennt und nicht weiß, wo und wie Ihr thätig seid, um wieder einen Schlag zu führen. Aber nützt diese Euere Macht und Euer Ansehen dazu, daß Hesselmann so bald, als nur möglich, wieder frei werde! Er ist schuldlos, er muß es sein. Und Judendunk muß an seine Stelle zurück. Dann sagt die Welt: „Gülichs Partei lärmte, die Mehrzahl des Senates ließ sich einschüchtern, man vergriff sich an Schuldlosen. Aber als die Zeit günstig war, machte „Gülich" den großen Fehler gut. Er wollte die „böse Nachrede" tödten, daß er jene Männer zu vernichten getrachtet habe. Er gab dem Getobe nur deshalb nach, um durch den Mangel aller Beweise seiner Partei darzuthun, wie unsinnig sie gelärmt, wie viel vorsichtiger man künftig sein müsse." Und wären Euere Freunde unzufrieden, Herr Gülich, was liegt daran? Ihr müßt ihnen Euere Besonnenheit, Eueren edlen Willen,

Euere Entschlossenheit zeigen — dann werden sie sich hüten, Euch weiter zu mißbrauchen!“

Clasen hielt ein und sagte dann:

„Aus treuestem Wunsche für das Wohl der Stadt und Euer eigenes habe ich so zu Euch gesprochen, Herr Gülich! Aber nun bitte ich Euch um etwas Anderes. Ach, denkt an Euere treffliche Frau, denkt an Euere gute, engelreine Tochter Margarethe! Reißt nicht gänzlich auseinander das gewiß schon so sehr gefährdete Band ihrer Liebe zu Norbert Dresen, dem sie so treuinnig, so heilig ergeben ist. Ich beschwöre Euch im Namen Gottes!“

Die Hände in einander geklammert, mit flehender Geberde harrte Clasen der Antwort Gülichs — und allmählig sank er auf die Kniee.

Den Stuhl hatte Gülich weggeschoben und, die Arme übereinander geschlagen, halb abgewendet, hatte er Clasens Worte angehört. Nun sah er kalt freundlich zu ihm. Die Demüthigung des alten Mannes gefiel ihm.

„Erhebt Euch doch, lieber Clasen!“ mahnte er.

„Nicht früher, als bis Ihr versprecht —“

„Erhebt Euch, sage ich. Ihr seht überall zu schwarz. Ich werde von den mir Getreuen nicht getrieben, sondern bin von ihnen vollkommen unabhängig. Manches zufällig Geschehene fand allerdings ohne meinen Willen statt, und das ist mir unlieb. Aber im Ganzen treibe i ch. Und ich werde dies nicht mehr thun, wenn das wahre Recht des Volkes erreicht ist. Euere Gefühle und Anschauungen achte ich, denn ihr habt doch ehrlich Farbe bekannt. Hinsichtlich Margarethens drücktet Ihr rührende Sorge aus. Bester Clasen, ich für meinen Theil lasse ja doch der

Sache ihren ruhigen Fortgang — und vielleicht erkennt Herr Bernhard Dresen, auf den Ihr mir vorhin anzuspielen schient, daß ich so schlimm nicht bin, als er vielleicht glaubt, weil eine ungeschlachte Schaar an seinem Hause lärmte und ihn Einer unsanft berührte. Ich habe mich genug bemüht, den Thäter ausfindig zu machen, und da mir es nicht gelang, meinen Unmuth gegen Andere ausgedrückt. Ja, dürft es glauben. Was weiter wegen Hesselmann's möglich ist, wird geschehen. Man will durchaus behaupten, er sei schuldlos. Wenn so, mir lieb. Und wenn anders? Kann mich ein Vorwurf treffen, falls sich seine Schuld aus vorliegenden Documenten herausstellt, oder aus dem nicht mehr Vorhandensein solcher? Wozu es ziemlichen Anschein hat. Dann gibt es auch noch Anderes in Betracht zu ziehen — sein früherer zu auffallender Verkehr mit gewissen Personen, außerdem noch verschiedene Indizien. Wie gesagt, gebe Gott, daß es auch an diesen fehlt, dann wird sich Alles gut gestalten — nun und ein und das Andere nicht zu Wichtige wird man nicht beachten."

„Aber es wird sich gar nichts finden und beweisen lassen."

„Desto besser, desto besser! — Wir kamen aber von Dem ab, wovon ich sprechen wollte", unterbrach Gülich. „Also ich lasse das Bündniß zwischen Margarethe und Norbert unberührt. Träte wider Erwarten Herr Bernhard Dresen dazwischen, wäre es gewiß meine Schuld nicht. Ich meines Theils erbot mich an Norbert zu einigen Zeilen an seinen Oheim, um nichts aufkommen zu lassen. Er hat bisher keinen Gebrauch gemacht. Vielleicht findet

er den Schritt für unnöthig. Wieder desto besser! Damit genug von Dem — und was Politisches betrifft — noch einmal, seid außer zu großer Sorge. Wo man baut, fliegen die Späne. Das sind Worte, welche der alte Herr Dresen und seine Freunde selbst mehrmals aussprachen, und zwar weit kräftiger, als jetzt ich."

„Ich alter Mann habe gethan, was ich vermochte", sagte Clasen, „ewiger Gott, thue du das Deine!"

„Ja, das wird er", sagte Gülich. „Ihr aber könnt auch Etwas thun. Wer weiß, fördert Ihr politisch mehr Gutes, als Ihr glaubt, wenn ihr mir gefällig seid. Wer beweist Euch denn, daß ich Euer Geld zur „Unruhe" benützen will? Ich könnte es ja auch zu entgegengesetztem Zweck benützen. Wie immer, ich darf jetzt nicht von solchem Quarke in Verlegenheit gesetzt werden — und ich wäre es sicher nicht, wenn ich nur Unruhe wollte. Vergeßt nicht den reichen Meshov, Westhof, Sachs — mir stünde da viel zu Gebot. Ich hoffe, Ihr versteht mich jetzt. Uebrigens will ich Euch denn offen gestehen, daß ich wirklich den dritten Theil der Summa, welche ich wünsche, für mein Haus bedarf. Ich frage Euch also, wollt Ihr mir die benöthigten vierhundert Thaler darleihen, oder könnt Ihr nicht?"

„Ich habe nicht so viel zur Verfügung für Euch — die Hälfte wohl."

„Was verlangt Ihr? Sechs vom Hundert?"

„Dies von Niemand, noch weniger von Euch. Viere genügen stets. Von Euch verlange ich gar keine Zinsen."

„Kann es nicht annehmen."

„Dann geb' ich Euch die Summe nicht."

„Schuldschein — wo ist Feder und Tinte?"

„Nehme keinen. Ich halte Euch für zu stolz, als daß Ihr, wenn Euch Rückgabe möglich wird, nicht selbst kommt oder sendet."

„Gut, werde Mürkens zu Euch senden."

„Den lasse ich nicht gerne zu mir."

„So einen Anderen, unter gutem Vorwand."

„Wie Euch beliebt. Wollt Ihr mir statt eines Theiles der Summa Waaren geben, bin ich zum Empfang bereit. Doch zum Preis, wie Ihr ankauftet. Anders nehme ich nicht an. Ihr und die Eueren sollen durch mich nicht verlieren."

„Ich bewundere Euch immer mehr. Ihr seid wahrhaft gut und edel, und ich sage Euch dafür, daß Ihr bei uns im Hause wirklich sehr fehlt. Kommt doch wieder öfter, wie früher. Margarethe und meine Frau sprechen so oft von Euch und wünschten, Euch zu sehen. Ihr stört auch Andere nicht. Norbert Dresen ist Euch ja, wie Ihr wißt, wohl geneigt. Uebrigens kommt er oft mehrere Tage nicht, weil er meist beim Oheim sein muß und auch viele Arbeit hat, denn Alles liegt auf seinen Schultern. Also Ihr wollt die Güte haben — ?"

„Ja. Folgt mir in die vordere Stube."

Als sie durch die kleine Hausflur schritten, senkte Clasen die Lampe wie zufällig gegen die Mausfalle.

„Ei seht, da hat sich ein Mäuslein gefangen, Herr Niclas Gülich! Je nun, es lief mir zu viel herum, machte sich krabbich, nagte aller Orte und rebellirte, als ob's

Herr im Hause sei. Da ward ich des Gethues satt und legte ihm einen Köder. Jetzt ist es gefangen und hängt von meiner Gnade ab.“

Gülich biß in die Lippen, denn er verstand die Anspielung wohl.

In der Vorderstube öffnete Clasen den dortigen Schrein, nahm das bewußte Säcklein heraus und zahlte, hie und da mit einem Blick auf den Fensterladen, das Geld äußerst vorsichtig und jeden Klang vermeidend hin — dann aus einem im Schrank mitbefindlich gewesenen Geldschächtelein noch vier Thaler dazu.

„Jetzt habt Ihr mich nahezu ganz geplündert“, sagte er, zwei große Geldrollen fertigend. Nun vielleicht kommt mir in diesen Tagen Einiges.“

„Macht Euch nur nicht gar so arm“, sagte Gülich, ihm auf die Schulter klopfend. „Vorläufig meinen Dank — Alles richtig.“ Er steckte die zwei Rollen zu sich und machte sich auf Nachdem er einen prüfenden Blick umhergeworfen, verließ er rasch das Haus. Leise schloß sich die Thüre hinter ihm. Einen, der unferne an der Ecke gelauert und beim Aufgehen der Thüre wie der Wind sich entfernt hatte, bemerkte er nicht — es war Mürkens.

Clasen war in die Stube zurückgekehrt.

„O arme Anna, o arme Margarethe“, flüsterte er, „wenn Ihr wüßtet, daß ich Euch helfen muß!“

Bald erlosch die Lampe an seinem schlichten Pfühl — —

Als Gülich über eine Weile zu Mürkens in's Haus wollte, traf er ihn unter der Thüre.

„Wo ward Ihr denn?“ fragte Dieser.

„Das kann Euch ganz gleich sein. Da ist Mantel und Hut, gebt mir den meinen. Was Wetter, Ihr habt meinen Mantel um?"

„He he — ich wollte mich ein wenig in Euch hineindenken."

„Tolle Rede — gute Nacht. Halt — kommt morgen früh zu mir, es liegt schon lange Etwas bereit für Die und Jene, Ihr wißt schon —"

„Weiß, weiß."

„Für Euch selbst auch Recompens. Was sagt Ihr denn nicht, wenn Ihr Etwas bedürft?"

Gülich schritt seines Weges fort, Mürkens, der ihn mit einer äußerst drolligen Reverenz begleitet hatte, blieb stehen und sah ihm nach.

„Nun weiß man doch, wo Geld zu finden ist", raunte er. „He he, wie mir beim Nigge, geht's ihm beim Clasen — nichts bleibt verborgen. Also Geld, wohl viel Geld. Da wird bald ein hübsches Geschenk anrücken bei der Sachs Judith. Er machte schon diese Tage eine Andeutung. He he, wie sicher er seiner Sache zu sein scheint, und ich wette darauf, die Maid hält ihn zum Besten! Aber nur mich hingeschickt — gehe sehr gerne — scheint mir beinahe, ich gefalle ihr besser, als mein gnädiger Herr —!" Er warf den Mantel um. „Morgen Recompens? D'rauf wird noch diese Nacht gezecht — heisa!"

Er schlug den Hut auf das Haupt, machte einen drolligen Sprung und jagte dann der Gegend des Dauffgartens zu —

## Halbe That — an Gräbern — ein Triumph.

Es war in der zweiten Hälfte Augusts, als Gülich urplötzlich wieder die Langsamkeit der Commission angriff und auf dem Zunfthause „Himmelreich" mit noch nie da gewesener Heftigkeit auftrat. Der Erfolg der Rede war außerordentlich, dem Senat kamen sogleich massenhafte Drohungen zu, und der Tumult legte sich erst, als man sich zu einer Frist verstand, an deren Ende Alles bereinigt sein sollte.

Nun war sie abgelaufen, dem Versprechen war nicht genügt — und die Partei Gülich war in höchster Gährung.

Gülich selbst hatte sich auf dem „Himmelreich" förmlich angesiedelt — —

Eines Abends um die fünfte Stunde saß Herr Bernhard Dresen am Tisch, schrieb an die zwei Bürgermeister und eben war er zu Ende, als Norbert eintrat.

„Kommst mir gelegen," sagte Herr Bernhard. „Hm, siehst bleich, kann mir denken, weshalb und es thut mir recht leid. Sei Mann! Da besorge mir dies Schreiben vorsichtig auf das Rathhaus. Helfen diese Vorstellungen

nichts, verdient es der Senat, den letzten Funken Vertrauen zu verlieren."

„So wichtig ist der Brief!" sagte Norbert. „Er betrifft —?"

„Gülich! Höchst Unrecht, daß nicht Alles bereinigt ist. Aber was er deswegen vorhaben soll und nach meiner Ueberzeugung auch vorhat, geht über alles Maaß. Da muß gesorgt werden." Er siegelte das Schreiben zu. „Ich sprach gestern mit Judendunk und Mering. Erstem gab ich den Entwurf eines „Manifestes" an das Volk mit. Hätte er schon damals meinem Rath gefolgt, wär Alles besser gegangen. Man hätte da selbst eine Zeit festgesetzt, die man wirklich einhalten hätte können. Jetzt mußte man wieder lärmende Drohungen hinnehmen und bewies nicht einmal den Muth, auszusprechen, daß man so schnell und mit einem Mal nicht zu Ende kommen könnte, weil so viele Andere hereingezogen wurden, welche sich in der Sache noch nicht zurecht finden. Dazu die langsame Untersuchung gegen Hesselmann —"

Herr Bernhard hatte die Adresse geschrieben.

„So, Judendunk und Mering sind jetzt eben auf dem Rathhaus. Du kannst wohl erfahren, wie der Entwurf des Manifestes beurtheilt wird. Hoffentlich gut. Zum Ueberfluß folgt dieser Brief an die gesammte Stadtautorität. Sind die Räthe noch heute zusammenzubringen, gut. Wo nicht, sollen die jetzigen Herrn Bürgermeister die Verantwortung allein übernehmen. Dann morgen die Ansprache an's Volk. Man hat meinen Rath verlangt. Nun soll man ihn auch achten — sie scheinen ohnehin Alle den Kopf verloren zu haben — da!"

Er erhob sich.

„Gülich muß arretirt werden," fuhr er fort, „und mit ihm seine Hauptgenossen. So muß es sein, auf alle Gefahr hin. Und nicht heimlich — offen, vor den Augen des Volkes, mit vollem Beweis des Ansehens und der gesetzlichen Macht. Schaltet er nicht schon wie ein Dictator auf seinem „Himmelreich?" Zwei Mahnungen des Senates schnöd' abgewiesen! Was folgt, wenn man ihn wieder gewähren ließe? Eben heute sollen die gefährlichsten Beschlüsse gefaßt werden, ich weiß es durch Mering, dem es verrathen wurde — also ist's höchste Zeit. Nimm doch das Schreiben und spute dich!"

Norbert leistete Folge und verließ das Gemach, aber auf dem Weg zur Treppe hielt er ein.

„Ich selbst soll mithelfen gegen — Margarethens Vater?" Er wandte sich. „Und wenn ich den Auftrag ablehne, wird er nicht fragen, ob ich — ? Gott füge es — i h m stelle ich anheim, ob er frägt — zu viel frägt —"

Er kehrte zum Oheim zurück.

„Nun was noch?"

„Ihr befahlt mir noch nichts," sagte Norbert mit bebender Stimme, denn er war sich bewußt, nicht ganz die Wahrheit zu sprechen, „was unerfüllt geblieben wäre. Aber aller Dinge ist ein Maaß."

Er legte den Brief auf den Tisch.

„Du willst ihn also nicht überbringen?"

„Ich kann, ich darf nicht."

„Was soll das?“ sagte Herr Bernhard. „Hättest du etwa noch so genauen Verkehr mit Gülichs Tochter? Ich hoffe nicht. Schweige, ich bedarf keiner Betheuerung, daß du nicht wider meinen deutlich gewordenen Willen —“ gewaltsam hatte er sich erhoben. Er ließ sich wieder langsam nieder. „Hm, ich verstehe dich. Wenn du auch nicht mehr in so naher Verbindung bist, muß es dir gleichwohl zu unangenehm sein, die Hand jetzt im Spiel zu haben. Ich will dir den Schritt ersparen.“

Er schellte, und als Everard kam, übergab er ihm das Schreiben mit dem Auftrag, es zu verbergen und in möglichst unscheinbarer Weise an Mann zu bringen.

„Du thust am Besten, du läßt dir Mering bei Seite rufen, und wenn man dich fragte, weshalb, so sagst du Etwas von einem neuen Unwohlsein meinerseits — 's ist wahr genug. Halt, bleibe noch Everard, — du, Norbert kannst gehen. Zerstreu' dich, suche Paul Rigge auf, thu' was du willst. Gute Nacht für heute, es müßte nur sein, daß du Wichtiges erfährst — dann komm' wieder zu mir.“

Norbert drückte des Oheims dargereichte Hand fieberhaft. Ein eigener Geist war urplötzlich über ihn gekommen. Er wünschte, daß Herr Bernhard noch einmal von seiner Liebe spreche, dann wollte er ihm auf alle Gefahr hin sagen, wie lange er ihn schon getäuscht habe. Aber Herr Bernhard nahm seines Neffen Bewegtheit für Schmerz über die Unmöglichkeit, sich Margarethen mehr nahen zu dürfen, und fragte nicht weiter.

Gleichwohl, als sich Norbert entfernt hatte, wurde er nachdenklich.

„Everard," sagte er, „sollte er noch in letzter Zeit Verkehr mit Gülichs Tochter gehabt — oder noch haben? Bei deiner Treue, was weißt du davon?"

„Ich weiß von nichts," stotterte Everard. „Ich ging und geh' ihm nirgends nach. Wenn ich aber zum Beispiel seinen Schmerz betrachte, so glaub' ich mindestens, daß er die treffliche Jungfrau gewiß nicht ganz vergessen hat, obwohl ich weiß, daß ihm Herr Judendunk dazumal einen gehörigen Deut gab, wie Ihr gesinnt seid. Ach du lieber Gott, und wirklich, für immer sollte es aus sein?"

„Welche Wunder müßten geschehen," sagte Herr Bernhard, „wenn sich Gülich je mehr so benähme, daß Norbert wieder hoffen könnte! Das Allererste wäre, daß er beitrüge, meines einen Freundes Freiheit und die Wiedereinsetzung des Anderen zu erzielen. Das fällt ihm aber nicht ein. Er ist froh, sie gestürzt zu haben. Und mich selbst betreffend, gab er mir ein Zeichen des Bedauerns über die rasenden Excesse seiner Partei?"

„Doch, doch, er soll sich seiner Zeit dazu bereit erklärt haben," fiel Everard ein, „ich meine, etwas derlei von Norbert und von Paul Rigge gehört zu haben. Aber Euere Krankheit —"

Herr Bernhard winkte ab. „Eitles Gerede! War ich nicht bald in so weit hergestellt, daß ich einen Brief lesen konnte? Weshalb schrieb er nicht? Und weshalb sprach Norbert von einer solchen Absicht Gülichs nie? Aber was Brief. Konnte er nicht selbst kommen, dieser Herr Gülich, wenn ihm Etwas daranlag, sich zu rechtfertigen, und mich, wie Norbert in seiner Sache zu be-

ruhigen? Ja ja, er kam nicht, weil er wohl empfand, er habe mit mir, wie mit meinen Freunden schon zu sehr gebrochen, und weil er erwartete, daß ich Dinge von ihm verlangen würde, welche weit über die von ihm angetragene Genugthuung — sein „Bedauern" — hinausreichten. — So wird er sich gedacht haben: „Geh' es wie da wolle. Das Verhältniß ist mir ohnehin lästig, da dieser Herr Bernhard immer nicht das Geschäft übergibt, oder, was noch besser wäre, stirbt. Ich sage dir, Everard, Gülich selbst betrachtet Alles für zu Ende, so daß es nur mehr des völligen Erlöschens bedarf. Wohlan. Ich habe da den Schmerz Norberts zu beschwichtigen — Gülichs Sache ist es, Margarethe zu beruhigen, daß sich Norbert zurückzog. Nichts mehr davon. Es hilft nichts. Geh' und vollführe deinen Auftrag!"

Everard steckte den Brief zu sich und ging.

Ach wie weh war dem alten, biederen Mann. Er wußte gar wohl, daß Alles anders sei, als Herr Bernhard glaubte — daß Norbert, ob auch seltener und nicht so unbesorgt wie früher, in das Haus Gülich komme — —

---

Als Everard die Rathhaustreppe hinaufschritt, begegnete ihm ein Mann, welcher innerlich zu den treuesten Anhängern Gülichs zählte, aber sich äußerlich noch vorsichtig verhielt.

Es war der magere, fuchshaarige Anwalt, vielmehr Winkeladvocat, Martin Gottschalk von Inden mit seiner kleinen, stumpfen, ein wenig gerötheten Nase. Wie aller Orte zu Köln, hatte der sogenannte „Herr Doctor" auch besonders auf dem Rathaus verschiedene heimliche

Kundschaft und gute Verbindung mit Niederbediensteten, um wichtige Dinge zu erfahren und sie an die Partei Gülichs zu verrathen. Noch lieber an Diesen selbst, welcher seine Rechtskenntnisse, wie List, Verwegenheit und ungemeine Kenntniß von Personen und Familienzuständen wohl zu schätzen wußte und ihm seiner Zeit eine gute Stellung zudachte. Jedenfalls aber keine solche, welche ihn etwa in Stand setzte, ihm selbst zu große Concurrenz in offener Thätigkeit zu bieten. Und dazu hielt ihn Gülich wohl für fähig, wenn sich Gelegenheit böte.

Wie immer, während der letzten Tage war der Herr Doctor zur „Spähe" ganz besonders beauftragt worden, weshalb er sich dem Bereiche der Rathsverhandlungen unter allerlei geschickten Vorwänden nahte und mit seinen wasserhellen Augen und guten Ohren nichts außer Acht ließ, was ihm merkenswerth erschien. Da er nun, wie von den Gesinnungen Anderer, so auch jener des alten Herrn Dresen gar wohl Kenntniß hatte, kam es ihm ganz eigenthümlich vor, den alten Everard eben in diesen Tagen in's Rathhaus kommen zu sehen — weshalb er sich ungemein freundlich an denselben wandte und ihn um den Grund seines Hierseins fragte.

Everard griff sogleich zur Ausflucht, welche ihm sein Herr an die Hand gegeben hatte und sagte, unüberlegt genug: „Er habe einen Brief an Mering, welcher zu seinem Herrn gebeten werde, weil Dieser wieder sehr unwohl sei."

Tiefes Bedauern des Herrn Doctors war die Entgegnung, nebst freundlichstem Antrag, den Brief zu be-

sorgen, wodurch Everard im Stande sei, sich sogleich wieder nach Hause zu begeben.

Everard dankte und ließ den gefälligen Mann stehen.

„Muß mir der Satan zum Beispiel gerade den Gesellen in Weg führen,“ raunte er, „den Heuchler! Thut er, als sei ihm ein Unwohlsein meines Herrn, wer weiß, wie leid — mittlerweil' er voll Gift und Groll auf ihn ist, weil er ihm einst die Thüre wies. Trau' ihm auch sonst nicht. Sah ihn jüngst erst mit Mürkens plauschen. Werde mich hüten, zu sagen, daß ich ihn traf. Wer weiß, was in dem Brief steht, mein alter Herr wär' vielleicht voll Sorgen.“

Er setzte seinen Weg zum Bürgermeisterzimmer fort, in dem sich, wie er erfuhr, Mering befand. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und verließ das Rathhaus, ohne Gottschalks wieder ansichtig zu werden.

Der mochte wohl fortgegangen sein.

Aber er war wohl noch da, hatte sich in einen Seitengang postirt und begab sich nun eiligst zum dienstthuenden, tapfer vollbeleibten Rathsdiener Köck, welcher, wie so vieles Lakaienvolk, Feind seiner eigenen Herrschaft und schon lange gleichfalls heimlicher Anhänger der Gülichspartei war. Dieser Köck hatte in der Ankunft Everards auch etwas sehr Auffälliges gefunden. Denn das Beiseitegehen mit Mering, ein Brief von Herrn Bernhard Dresen auf das Rathhaus geschickt, überdies gerade heute — später im Rathszimmer ein paar arglos laut hingesprochene Worte der Bürgermeister, wobei der Name Bernhard Dresen gefallen war — außerdem hatte Köck mit seinem guten Gehör ein paar Mal das Wort

„Manifest" vernommen — und zwar aus dem Munde Judendunks — dann hatte er herausgehorcht, daß man sich auffälliger Weise theils muthiger, theils wieder besorgter, als in letzter Zeit berieth — auch das Wort „Gewaltstreich" war gefallen — dies Alles war doch hinreichend sonderbar, etwas Schlimmes vorauszusehen.

Diese eigenen Annahmen und Bemerkungen Köcks genügten Gottschak. Weshalb er forteilte, um Mürkens, der sich Unten herumtrieb, rasch an Gülich zu senden und ihm sagen zu lassen, daß für ihn Gefährliches obschwebe — —

Kurze Zeit darauf trat der Senator Mering scheinbar gleichgiltig heraus und trug dem Köck, welcher sich im Vorgemach befand und die gewohnte theilnahmslose Geberde zum Besten gab, auf: „Er solle die noch im Rathhause befindlichen Senatoren berufen, denn es sei noch Etwas zu besprechen."

„Nach Befehl," sagte Köck und entfernte sich langsam.

Draußen raunte er: „Wir wissen schon, aber wartet nur. Wenn's geht, wie der Gottschalk sagt, der mich hoch hält, sind bald wir drinn, und Ihr hochblasigen Herren seid draußen — —

* *
*

Um die siebente Stunde kam Mering zu Herrn Bernhard und brachte die Nachricht: „Man habe sich wegen offener Verhaftung Gülichs nicht vereinen können, sie werde „Nachts" stattfinden, und dessen Freunde wolle man unberührt lassen. Gegen etwaige Bewegungen Derselben werde man nöthigen Falles wohl Gewalt gebrauchen, hoffe

aber auf allseitige gründliche Bestürzung. Das „Manifest" betreffend, so sei es im Ganzen begutachtet worden."

Die Hand auf den Tisch gestützt, das düstere Auge senkend, hörte Herr Bernhard des Freundes Worte und dessen Betheuerung an: „Er und Judendunk hätten ganz gewiß das Ihre gethan, den Vorschlag an die Bürgermeister im ganzen Umfange zu unterstützen — aber all' ihr Bemühen sei vergeblich gewesen.

Dann sagte er, kalt spottend:

„Sie werden sehen, wohin sie mit ihrer Gewalt kommen, wenn sich alle Waffenträger Gülichs mit einem Wuthschrei erheben. Sie werden ihn wieder befreien müssen, um dem vollkommenen Aufruhr zu steuern — und dann sind sie völlig geschlagen."

Ueber einige Zeit verließ Mering seinen Freund in größter Besorgniß, denn er theilte dessen Ansicht vollkommen.

Norbert war beim Besuch Merings zugegen gewesen. Als Letzter fort war, gab ihm der Oheim gar keine Gelegenheit, zu sprechen, vielmehr winkte er ihm finster, sich zu entfernen.

Schwanken Sinnes trat Norbert aus dem Hause und schritt planlos dahin. Sollte er Margarethe in Kenntniß setzen, was dem Vater bevorstehe? Er durfte nicht. Es verhehlen und ihr — das Geheimniß der Mitwissenschaft im Herzen tragend — in's Auge blicken? Konnte er das? Es zog ihn zu ihr so allmächtig, aber er durfte ihr heute nicht nahen. Und doch harrte sie Seiner gewiß in höchster Ungeduld, denn schon mehrere Tage war er nicht mehr zu ihr gekommen. Welche Seelenverwirr=

ung im Gedanken an Margarethens und der Mutter baldigen Schrecken und Kummer, an die Folgen einer gewaltsamen Befreiung Gülichs durch dessen wüthende Partei — und hinwieder an die Folgen für Gülich, wenn seine Partei mit Gewalt besiegt würde — wenn sie dann noch nicht ruhte, und wenn wieder Blut flöße —!

Er irrte fort und fort, bis er sich bei „St. Christoph" befand.

Da hielt er ein und schaute zum Friedhof. An der linken Ecke der Mauer waren die Gräber seiner unvergeßlichen Mutter, seines theueren Vaters. Da lag auch ein lieber Bruder, dahingeschieden in der Blüthe der Jahre, und da lag ein Schwesterlein. Ach so hold, so sinnig schön und mild war es gewesen, und so unsäglich hatte er es geliebt. Aber der Ewige hatte gewinkt und gesagt: „Komm zu mir, du Engel, ich will dich vor den Enttäuschungen und Schmerzen der Erdenwelt retten."

In Dank zu Gott hatte Norbert in glücklichen Zeiten an diesen Gräbern emporgeblickt, und die Seele seines zuletzt geschiedenen Schwesterleins war ihm stets zum geistigen Sendboten der Liebe und Sehnsucht an die Anderen geworden. Da hatte ihn dann wohl immer milde Wehmuth ergriffen, aber klaren Herzens war er dann wieder in's Leben und in die Außenwelt zurückgekehrt.

Und als ihm dann Wolken nahten, war er noch öfter an den Gräbern gestanden. Da war ihm auch stets zu Muth geworden, als milderten die Lieben dort Oben auf geheimnißvollen Wegen unzerstörbar geistigen Verbandes die Unruhe seiner Seele. Rettende Gedanken waren ent-

keimt, und bei mancher Wendung der Dinge war ihm gewesen, als müsse eine höhere Fügung gewaltet haben.

Um wie viel mehr trieb es ihn nun jetzt dahin, da er sich sagen mußte: Niemand in dieser irdischen Welt erfaßt das Weh' und Wirrsal deines Herzens und Geistes im ganzen Umfange — o tritt wieder hin zu ihnen, deren tiefschauendes, geistiges Auge deinen Schmerz vollkommen zu erkennen vermag!

Und er trat ein und schritt hin.

Wundersam. Früher so oft milderes, hoffnungsvolles Empfinden — — jetzt war es, als ob seine Sehnsucht, seine Bitte um Trost die Lieben nicht erreichten, als ob sie sich ihm ganz entzogen hätten — als ob es heiße: „Im schwersten Kampfe zeige deine eigene Kraft!"

Tief neigte er das Haupt, nicht ahnend, wer unweit auf ihn schaue.

Es war Paul Nigge.

Voll Kummer über des Freundes so düster gewordenes Geschick, war auch er umhergegangen, hatte ihn eintreten gesehen, war ihm leise gefolgt und hatte auch heiße Bitten zum Himmel gerichtet. Er wollte sich eben wieder leise entfernen, als sich Norbert wandte, ihn erblickte und auf ihn zuschritt.

„Du hier, Paul?" sagte er.

„Ja ich bin hier," rief Paul, und sich nicht mehr halten könnend, warf er sich an Norberts Brust. „O hab' Vertrauen, es wird doch noch Alles recht werden — aber welcher Blick, welcher Druck deiner Hand — ich bitte dich, etwa noch mehr Leid —?!"

„Soll ich dich noch verzweifelter machen, als du meinerwegen schon bist?“ sagte Norbert. „Und soll ich, darf ich dir Alles mittheilen – wirst du schweigen können? Nein du wirst es nicht. Und wenn es sich zeigte, daß Gülich erfahren habe —“

„Was, was? Ich beschwöre dich – ich will schweigen!“

Norbert sann. Dann sagte er: „Ich wollte dir's verhehlen. Aber der Himmel führt dich zu mir, auf daß ich doch Jemand habe, dem ich meine entsetzliche Lage anvertrauen kann. So komm' und höre —!“

Langsam schritten sie fort und verließen den Friedhof von St. Christoph — —

— — —

Und Margarethe?

Sie war auch schon gar manches Mal auf dem Friedhof gewesen, dort zu „St. Laurenz,“ und hatte am Grab der Großeltern gebetet. Erst gestern wieder Da war auch ihr kein Trost in's Herz geflossen, wie doch früher.

Heute aber in der letzten Abenddämmerung saß sie in der Rückstube neben Frau Anna, welche kummerbleich in's Gärtlein hinausschaute.

Margarethe hatte das Haupt gestützt und sah unverwandt zu Norberts Bildniß, das vor ihr lag. Ohne sich gegenseitig auszusprechen, hatte sie und die Mutter den ganzen Abend auf Norberts Ankunft gewartet, und immer kam er nicht. Nun sank die Nacht ein, dunkler als gewöhnlich, denn düstere Wolken hatten den Himmel umzogen. In der Ferne rollt' und grollte es. Dann und wann ein grelles Wetterleuchten, das die Züge des

Bildes jäh erhellte, um es wieder in Dunkelheil versinken zu lassen.

„Grethe," sagte Anna einmal. „Der Vater kömmt auch heute nicht nach Hause."

„Nein, Mutter."

„Grethe," sagte Anna wieder einmal. „Du weißt wohl noch gar nicht. Ich war heute bei Pater Thomas und sprach mit ihm von unserer großen Sorge des Vaters wegen, und fragte ihn, wo das hinaus solle? Er sprach sich nicht bestimmt aus, doch bedauerte er Gülichs kühnes Gehaben tief. Wäre nur Norbert gekommen, uns Nachricht zu bringen, was etwa geschehen könnte, wenn der Vater denn gar nicht vom Zunfthause fort will."

„Sollte es Norbert wissen?" flüsterte Margarethe.

„Ach er könnte doch Dies oder Jenes erfahren haben. Nun es ist vielleicht besser, daß er nicht kam. Es beweist ja, daß weiter nichts Böses vorfiel, oder zu besorgen ist. Komm'! Grethe, geh' jetzt zur Ruhe. Sieh es ist schon ganz Nacht."

„Nacht — finstere Nacht —." Margarethe ergriff der Mutter Hand und starrte in das wachsende Gewitter hinauf. Es zuckte flammend über den Himmel. „Nacht," wiederholte sie mit fast tonloser Stimme, „die Blitze hellen es für Augenblicke auf, das vielleicht schreckenvolle Dunkel der Zukunft!"

Sie sank nieder und barg das Haupt im Schooße der guten, unsäglich bekümmerten Mutter. Wie viel mehr düstere Möglichkeit hatte Diese den Worten des Paters Thomas entnommen, als sie zugestehen wollte.

Margarethe und Frau Anna begaben sich zur Ruhe — spät schlummerten sie ein, und ihre Seelen waren von schweren Träumen durchzogen — —

---

Beim ersten Tagesgrauen weckte sie Lärm auf der Straße über das Haus herüber. Sie rafften sich auf und eilten auf Gülichs Stube zu. Da sahen sie die Cordula athemlos die Treppe heraufkommen.

„Um Himmelswillen, was gibt es, was geschah —?" fragte Frau Anna.

„Was geschehen ist?" lallte Cordula. „Der Herr Senat ließ heute Nacht die Thüre am „Himmelreich" öffnen, unseren Herrn Gülich, der im Schlaf lag, gefangen nehmen und nach dem Alexianerkloster bringen — jetzt ist es schon bekannt — und nun sollen der Westhof und der Sachs, und der Meshov, der Schürmann, der Mürkens und die Anderen — o Gott, o Gott, was soll das werden?!"

Margarethe und Anna eilten an das Fenster in Gülichs Gemach.

Getöse, Geschrei auf der Straße, rottenweise und einzeln von dort und da stürzten die Anhänger Gülichs daher — —

In kurzer Zeit war ganz Köln in Allarm, und mit dem Ruf nach Rache erscholl die Drohung, die Stadt an allen Enden in Brand zu stecken, wenn Gülich nicht sogleich wieder zur Freiheit gelange — „das Manifest," welches man angeschlagen, ward verhöhnt und zerrissen.

So die Menge.

Der Senat berieth und berieth, wollte etliche Züge Soldknechte requiriren und die wilde Menge unter Aussicht auf Waffengewalt zurückschrecken, aber man unterließ es wieder in der Furcht, einen Angriff auf das Rathhaus hervorzurufen. Dies Schwanken wurde von der durch Mürkens geschürten Menge als lautes Bekenntniß der Schwäche und des schlechten Gewissens ausgelegt, die am Rathhause schon befindliche Abtheilung Soldateska mit Vorwürfen, dann Schmeicheleien bearbeitet, und wer sich aus dem Rathhause entfernen wollte, aufgehalten, um jede Möglichkeit abzuschneiden, sich mit dem Stadtkommandanten Kirberein in Benehmen zu setzen. Zugleich wurde der Senat durch Deputationen bestürmt, an deren Spitze der riesige Sachs, der Wetterverkündende Westhof und Schürmann, der grinsende Meshov und der geschäftige Mürkens standen, welche die Freilassung Gülichs immer mehr als das einzige Mittel zur Beschwichtigung der Unten tobenden Partei bezeichneten. Alle Einwürfe des Senates wurden zurückgewiesen, die Verlegenheit desselben wuchs und wuchs mit jedem Augenblicke, die Besinnung war dahin — und Herrn Bernhard Dresens Weissagung wurde wahr — man entschloß sich, „nachzugeben" und die Befreiung Gulichs wurde decretirt.

Bald hallte Jubelgeschrei, mit Hohnlachen vermischt von Unten herauf, und die Menge wälzte sich siegestrunken fort.

Eine Viertelstunde später trat Gülich aus dem Alexianerkloster. Ein Deut mit dem Finger — und Stille herrschte. Man hätte ein Blatt vom Baum fallen gehört.

„Hut ab!“ rief Mürkens — und das Gleiche donnerte Sachs nach.

Es geschah.

Gülich, der auf eine Erhöhung getreten war, nahm seinen Hut gleichfalls ab, winkte damit nach allen Seiten und sah dann zum Himmel. Sehr lange sah er hin und sagte mit lauter Stimme:

„Herr Zebaoth, deine Wege sind die gerechten. Wo du nicht bist, ist keine Hilfe — wo aber du den Geist erhellest und die Menschen klar machst über ihre Pflicht und ihr wahres Wohl, da ist Segen und Gedeihen. Sei gepriesen!“

Dann rasch mit heiterer Miene rief er:

„Ihr Freunde, na ich hab's von Euch erwartet! Da drin in dem Klostercarzer hat es mir gar nicht gefallen. Aber ich dachte mir: „Deus providebit!“ Das heißt: Er, der Herz und Nieren prüft, wird schon sorgen. Und er hat gesorgt durch Euere Treue, Euer Vertrauen, durch Euere Tugend und Einmüthigkeit — „Virtute et Concordia,“ wie der Lateiner sagt! Nochmals, danke schön für freie Luft, die man dem treuesten Manne Kölns nicht gönnen wollte. Wäre mir bald so gut geworden, wie dem anderen treuesten Mann, seiner Hochgeboren Herrn Hesselmann!“

Schallendes Gelächter erfolgte.

„Ich weiß gar nicht, weshalb man zu lachen geruht?!“ sagte Gülich. „Dieser incarcerirte Herr Doctor Hesselmann ist unbedingt ein Ehrenmann. Wenigstens behauptet er das. Und da wir in der Freiheitssache von seiner und seines Freundes Unerschütterlichkeit so „schlagende

Beweise" erlebt haben, und sie namentlich auch mich ungemein begünstigen, so seh' ich nicht ein, weshalb man ihm nicht glauben sollte? Es müßte nur sein, daß er von der Ehrenhaftigkeit und wahren Treue für die gute Sache doch ganz andere Begriffe hätte. Aber bis ich es nicht ganz genau weiß, respectire ich ihn und Herrn Judendunk ungemein — und auch den ganzen hochweisen Senatum — o, da fehlt sich nichts!"

Neues Lachen schlug anf.

„Jetzt lacht Ihr schon wieder —" zürnte Gülich scheinbar, „Ihr seid doch recht undankbar! Meint er es etwa nicht gut mit uns Allen, der Senatus, da er der Stimme des Volkes nachgab? „Vox populi, Vox Dei," heißt es, die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme! Allerdings, zuerst hat sich die „hochwerthe, heilige Stadtgegewalt" erlaubt, den dummen Streich zu machen und Hand an mich zu legen. Sehr lustig. Wie die Diebe sind sie Nachts hereingeschlichen. Aber, lieber Himmel, sie irrten sich eben, wenn sie meinten, es ginge so fort. Es wäre übrigens Unrecht gewesen, wenn sie anders gehandelt hätten. Wie man das Handwerk gelernt, treibt man es! Oder hab' ich Unrecht?"

Die Frage hatte gewünscht unbändig heitere Wirkung zur Folge.

Gülich winkte ab und rief:

„Auf den Kopf seid Ihr nicht gefallen, Ihr Liebe, das seh' ich schon, denn Ihr versteht alle Worte, und darauf bin ich stolz! So lassen wir denn den hochweisen Herren noch ein und zum letzten Male Zeit, allen unseren Forderungen gerecht zu werden — noch zwei Wochen

oder drei. Dann werde ich mir erlauben, Euch aufmerksam zu machen, daß ich das edle Volk nicht für eine Heerde Schafe halte, die man beliebig scheert, oder ihnen gar das Fell über die Ohren abzieht. Damit „finis“ — das heißt: Ich bin zu Ende mit meiner Ansprache — aber nicht mit meiner Treue für Euch, mit meiner Mühe und Bereitwilligkeit zu jedem Opfer!“ Er machte mit seinem Hut eine Bewegung nach ringsum — „es lebe das edle, das erhabene Volk, und wer immer treu, ohne Furcht und Scheue, ohne Halbheit zu ihm steht — die Anderen, oder die gar unsere „Unabhängigkeit“ bedrohen möchten, die lassen wir aber nicht hoch leben — nicht wahr?“

In Mitte eines Sturmes von Lachen und jubelndem Beifall trat er herab. Alles drängte sich zu ihm, und im Triumph wurde er auf das Zunfthaus „Himmelreich“ zurückgeleitet — —

Als er um eine Ecke ging, sah er unweit Clasen, der, auf seinen Stock gestützt, da stand und ernst auf ihn blickte.

Triumphirend sah Gülich zu ihm, während gleichwohl die Röthe der Beschämung sein bleiches Antlitz überflog, denn es fiel ihm seine Verpflichtung ein. Bald wechselte er ein paar vertrauliche Worte mit Meshov. Der lächelte und nickte in sichtlichem Einverständnisse zu — — —
— — — — —

Als Clasen später nach Hause kam, trat ihm Meshov schon an der Thüre entgegen, sagte, er habe einen Auftrag von Gülich, und trat mit ein in die vordere Stube. Da tilgte er Gülichs Schuld, lobte Clasens Be-

reitwilligkeit, sagte hüstelnd, man werde sich derselben bestens erinnern — und noch ein paar Worte und hm hem – dann war er bald verschwunden.

Kommenden Tages betrat Gülich zum ersten Male nach längerer Zeit wieder sein Haus. Frau Anna wankte ihm entgegen. Margarethe fiel ihm um den Hals und weinte.

Diese Wirkung seines Triumphes schien ihm nicht die gewünschte zu sein.

„Vater, bleibt wieder ganz bei uns!" flehte Margarethe.

„Nur ruhig, nur ruhig," sagte er, „ich werde jetzt öfter kommen, und Alles wird recht werden —"

Er machte sich los, sagte „mit Gott!", ging in seine Stube, nahm ein paar Gesetzbücher und verließ das Haus wieder — —

---

## Windstille — der kranke Stiefvater — aus Paul Nigge's Tagebuch — klein Gretchen.

Man hatte gehofft, in das Rad der Ereignisse einzugreifen. Es war mißlungen, und eh' man sich versah, gerieth es wieder in vollen Lauf.

Die Annalen Kölns weisen die einzelnen Vorgänge auf, welche stattfanden, bis Gülich die Gesammtheit des Senates für ungiltig erklärte, die ganze Körperschaft der Commission desgleichen, ihr eine von ihm, aus ergebenen Zünften gewählte entgegensetzte und sich zum Zweck der Ausfertigungen mit Gewalt der Innungssiegel bemächtigte.

In wachsender Furcht wandte sich der Senat an den Kaiser und den Churfürsten von Köln, gerade an sie, deren Einwirkung die Gemüther entflammen mußte. Und es kam später so, denn, wie geheim man die Schritte gethan zu haben glaubte, sie blieben doch nicht verborgen.

Wirklich kam Befehl an die Stadt, von allem Tumulte abzulassen, und strenges Verbot, der Kühnheit Gülichs in irgend Etwas Folge zu leisten. Zugleich in Aussicht gestellt wurde, daß in kurzer Zeit ein „churfürstlicher Commissarius" eintreffe, welcher, zur Seite des kaiserlichen Gesandten, mit dem Senat und der Commission

zu tractiren, über Alles von Gülich Vorgenommene und Geforderte zu entscheiden und sich auch mit dem Schicksal Hesselmanns zu beschäftigen habe.

Durch die wegwerfende Art, in welcher in der kaiserlichen Ankündigung von Gülich die Rede war, fühlte sich der plötzlich siegesgewisse Senat, gegen Judendunks Vorstellungen, zum Erlaß eines Decretes ermuthigt, in welchem Gülich geradeweg als „Rebell" bezeichnet wurde — und die Partei Gülichs war über das kühne Wort, welches einen gewaltigen Hintergrund zu haben schien, Anfangs betroffen und schaute fragend zu ihm.

Doch sein Schlagwort war: „Bange machen gilt nicht!"

So gährte es fort und fort. Manches Mal war ein wüstes Hin und her auf Straßen und Plätzen. Dann ward es wieder so ruhig, als sei die ganze Partei Gülich ausgestorben.

Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm, der unbedingt ausbrechen sollte, wenn man sich etwa an Gülich wieder vergriffe, oder wenn die von ihm aufgestellte Commission völlig unterdrückt werden wollte.

---

Es war in einbrechender Nacht. Kalter Regen strömte draußen nieder, und der Wind brach sich scharf an den Fenstern.

Da schritt Norbert Dresen in seiner Stube sinnend ab und zu.

Es war längst dunkel geworden, als er einhielt, denn er vernahm von der Treppe her laute, eilige Schritte.

Während er sich der Thüre näherte, kam Paul Nigge herein.

„Da ist es ja stockfinster“, sagte Dieser hochathmend. „Bitte, Licht, Licht!“

Während Norbert Licht machte, rannte Paul ein paarmal in der Stube hin und her, nicht ohne Einiges unwillkührlich umzuwerfen oder sonst in Unordnung zu bringen.

„Nun, was ist es denn, Du bist ja ganz aufgeregt,“ sagte Norbert.

„Ein Brief von Dullmann, meines Stiefvaters Hauptbuchhalter — da lies —!“

„Wie, dein Stiefvater schwer erkrankt? Zwar mit Schonung angedeutet — aber dringend genug. Hier der Wunsch nach deinem möglichst raschen Eintreffen, anders du vielleichst zu spät kämest —“

„Schrecklich!“ rief Paul Nigge. „Du siehst, ich muß fort, und glücklicher Weise gibt es Gelegenheit. Der Goldschmied Hildebrand reist eben nach Frankfurt, da fahren wir miteinander. Morgen, in aller Frühe. Das wollte ich dir sagen. Jetzt nicht für ungut, daß ich dich schon wieder verlasse, wollte sagen, daß ich noch so spät kam. Ich will übrigens noch Einiges einpacken und zurecht legen, damit ich wohl versorgt bin, denn es hat mich schon den ganzen Tag gefröstelt. Das kommt vom Wetter und vom Kummer und meiner Excitirtheit über Alles. Also nehm' ich lieber zu wenig, als — wollte sagen, zu viel, als zu wenig mit. Meinen Wildschur und meine Hängeflasche mit Wachholder. Der wärmt aus. Grüße mir Alle — leb' wohl, du armer Norbert —“ er umarmte und küßte ihn — „sollte es sich mit meinem Stiefvater, Gott wolle es, doch wieder zum Besseren vertiren, bin ich bald

wieder da. So — nun wo hab' ich den Brief? Was liegt daran — leb' wohl!"

„Laß dich nur begleiten!"

„Nicht nöthig, der Pförtner stellte Licht auf die Treppe — leb' wohl!"

Norbert folgte ihm gleichwohl bis an das Geländer, dann kehrte er in die Stube zurück.

Ueber eine Weile nahm er den Brief noch einmal zur Hand und las ihn ganz aufmerksam. Er schüttelte das Haupt, legte den Brief hin und schritt wieder ab und zu.

In seinem Innern tobte es. Gerechtester Groll, tiefste Beschämung erfüllten ihn.

Im Laufe des Tages war sein Entschluß gereift, ein ernstes, sehr ernstes Wort mit Gülich zu sprechen, ihn zu warnen, zu mahnen, ihm die Zukunft auszumalen, wenn er nicht einlenke — und Alles war wohl überlegt worden, um der Sache, der „gerechten" nichts zu vergeben und Gülich nicht in die Meinung zu versetzen, er sei dieser ungetreu geworden. Er wußte nicht, wie ähnlich, ja völlig gleich alles das, was er sich zu sagen vorgenommen, Dem sei, was Clasen schon zu Gülich gesprochen hatte. Und doch, konnte sein Rath, sein Mahnen, konnten seine Bitten anders lauten?

Des besten Entschlusses voll, Alles anzuwenden, was nur möglich, hatte er sich dann auf den Weg zum „Himmelreich" gemacht und Mürkens, welchen er am Eingang traf, gesagt, er habe mit Gülich zu sprechen. Ueber einige Zeit waren Meshov und Westhof herabgekommen und hatten ihm in eigenthümlich bedauerlicher Weise mitgetheilt: „Gülich lasse sich entschuldigen, er habe leider durchaus keine

Zeit." Für ihn, Norbert, keine Zeit! Wie vernichtet war er einen Augenblick gestanden, hatte sich dann einige Schritte weit entfernt, aber dann wieder genaht und zu Meshov, den er noch mit Westhof plauschend fand, gesagt: „Er müsse eine Mittheilung machen, und wenn Herr Gülich verhindert sei, einen Besuch anzunehmen, werde er ihm schreiben und er hoffe, daß ihm der Brief übergeben werde." Mit aller Bestimmtheit hatte er das gesagt. Dann war er heimgeeilt, hatte geschrieben, aus vollstem Herzen geschrieben, und den Brief an den freundlich grinsenden Meshov übergeben. Einer Antwort entgegensehend, war er wieder heimgegangen. Sie mußte denn doch eintreffen. Aber sie traf nicht ein — bis in die späte Abendzeit — und als er bei Nigge's Ankunft geglaubt hatte, sie komme, war er wieder getäuscht worden.

Ward er vielleicht keiner Antwort werth gehalten — wer konnte wissen, was man gegen ihn vorgebracht? Oder was konnte da in einer Antwort, vielleicht am nächsten Tage, kommen? — Vielleicht stolzeste Abweisung seiner Rathschläge, Drohung in Betreff seines Bündnisses mit Margarethe, wenn nicht mehr — oder sollte ihn Gülich berufen, um ihm das Alles mündlich zu sagen — wer weiß, in wessen Gegenwart?

Zweifel über Zweifel stürmten herein.

Und der Morgen kam, und es ward Mittag, und der ganze Tag verstrich — keine Antwort.

Hatte Meshov vielleicht den Brief unterschlagen?

Im Gegentheil, er hatte ihn Gülich selbst vorgelesen und Glück gewünscht, einen so einsichtigen, künftigen Schwiegersohn zu besitzen.

Es war beinahe so spät geworden, als Abends vorher, da Rigge sich eingefunden hatte.

Da brachte Everard einen Brief. Groß war er, und es mochte viel darin geschrieben stehen.

Norbert öffnete ihn hastig.

Es stand aber nichts darin, als Dies:

„Lieber Herr Norbert, Euer Schreiben habe ich empfangen. Kömmt die Zeit, werden wir näher sprechen. Bis dahin in gewohntem Respect Euer Gülich.“

---

Ungefähr zwanzig Tage darauf empfing Norbert einen Brief von Paul Rigge aus Frankfurt.

Der Inhalt würde mitgetheilt, wenn nicht Paul's „Tagebuch“, welches gerade hinsichtlich jener Zeit unverletzt vorliegt, über dessen ganze Lage und Gemüthsstimmung noch größeren Aufschluß gäbe.

„Donnerwetter, ich bin voll Zorn und Alteration und hoch unbaß dazu! Ja die Kälte und Nässe! Wildschur und Wachholder haben nichts effectuirt. Ich habe das „Wechselfieber,“ oder das „kalte,“ wie's der dicke Dr. Rauscher, meines Stiefvaters Freund und Hausmedicus nennen mag. Mir ist alle paar Stunden, als rückten alle Eisberge über mein Gebein, dann hab' ich wieder eine Hitze, als sei ich ein brennender Kohlenmeiler. Sei es, was es wolle, was der Rauscher ordinirt, hilft nichts. Weiß gewiß, daß ich beim Schreiben wieder absetzen muß —

Richtig, jetzt kommt er schon, der Frost — — — —

Und aber zu Allem mein Zorn! Der hat mich erst ganz krank gemacht.

Donnerwetter, ist an der ganzen Todesgefahr meines Stiefvaters kein wahres Wort, nur daß er einen starken Schnupfen hat. Und sagte er mir, als ich ankam, mit lachendem Mund: Er habe meinen Aufenthalt zu Köln ferner nicht mitansehen können der beweglichen Zeiten wegen. Deshalb habe er eine kleine Kriegslist mit Hilfe des Hauptbuchhalters Dullmann nicht verschmäht. Und kömmt auch heraus, daß ihm mein Hausherr Sixter von Köln aus, auf Befragen über Verschiedenes referirt habe, insonderheit über meine „ganz wüthige“ Freisinnigkeit — daß ich, wie es heiße, seiner Zeit gar einmal eine „gefährliche Rede“ gehalten — und daß er mich, wenn ich nicht sein, des Herrn Goldsteins, lieber Stiefsohn wäre, längst nicht mehr im Hause gelitten hätte.

Und ich voll gerechter Wuth: „Wollte Gott, meine Rede sei mehr befolgt worden, und wenn ich dem Sixter zu freisinnig bin, bleib' ich gerade ihm zum Trotz bei ihm wohnen, und bringt er mich nicht hinaus, der lange Gesell, der nichts will, als daß die Welt ewig stillstehe.“ Und wie mir da mein Stiefvater entgegnen wollte, rief ich: „Ich hör' Euch nicht an, jetzt soll der Dullmann d'ran!“

Und stürze in die Schreibstube, wo ich ihn am Pult fand, attakirte ihn mitten unter den Anderen und donnerte ihm zu: „Wie daß er sich zu derlei méchant und schändlicher Kriegslist gegen mich gebrauchen lassen konnte?“ Und war so ergrimmt, daß ich in der Wuth das Saldobuch ergriff, um es ihm an sein verwegenes Haupt zu werfen. Wo mich dann ihrer zwei Andere zurückhielten und betheuerten: „Mein liebender Stiefvater werde mich gewiß bald wieder von hinnen lassen, wenn er mich nur

wieder einige Zeit gehabt habe, seine Sorge und Sehnsucht seien einmal zu groß gewesen!"

Und ich: „Also Ihr wißt auch davon? Donnerwetter, nicht für ungut, aber das will ich Euch gedenken, wann die Zeit kommt!"

Und zu meinem Stiefvater, der eben herein eilte, weil er meinte, ich brächte den Dullmann um's Leben: „Ob ich auch krank bin, sobald ich die Zinsen vom Meinigen hab', geh' ich wieder ab und zu Schiff nach Köln!" Und war so unwirsch, daß ich schier den ganzen Respect vergaß, zu dem ich als Stiefsohn obligirt bin. D'rob ward mein Stiefvater so zornig und inflammirt, daß er mit der wahren Farbe herausrückte und rief: „Er extradire mir keine Gelder, bis er nicht Nachricht habe, daß die Sache zu Köln ohne Gefahr für mich sei."

Und ich voll Wuth: „Was? Er wolle mir mein Eigenthum sequestriren und retiniren?"

Und er: „Das sei seine Pflicht, als die eines erfahrenen Mannes, und wenn es mir nicht recht und lieb sei, sollte ich ihn verklagen!" Rief mir auch, ganz bedrohlich mit der Schulter zuckend, zu: „Wenn ich mich und ihn durch mein thörichtes Freiheitsgethu' in Ungelegenheit oder gar Schmach brächte, bekäme ich von seiner ganzen Erbschaft ganz sicher nichts, sondern werde er ein Testament in Favorem der Base Zainemann machen!"

Worauf ich dann in meiner Wuth den Respect immer mehr verlor, des Dullmann große Streusandbüchse ergriff, den ganzen Sand auf den Boden streute und rief: „So viel liege mir an der Erbschaft, wenn ich sie mit Schmach auf meine Independenz erkaufen müßte!"

Und als ich es kaum gerufen hatte, kam es in einem Frost über mich, daß es mich von Oberst bis Unterst schüttelte. Da ließ mich mein Stiefvater zu Bett bringen und den Rauscher kommen, der mir eine gallbittere Wurzelmixtur verschrieb, nebstdem ordinirte: „Wann mich die Kälte attakire, so sollte man mir Brust und Rücken mit Branntewein einreiben, und wann die Hitze, kalte Umschläge über den Kopf machen. Das ich denn auch litt, der Hoffnung, es helfe. Hat aber bisher nicht geholfen. Jetzt kömmt eben die Hitze wieder —"

---

„Gestern sagte ich zum Rauscher, das Einreiben mit Branntwein helfe mir nicht, sondern die Kälte käme dann doch und noch früher, und ich wollte mir's nicht mehr gefallen lassen; und mit dem kalten Wasser auf den Kopf sei es ebenso, da komme die Hitze wieder um so früher. Da höhnte er und sagte: „Das sei eben der richtige Weg. Die zwei Uebel, Hitze und Kälte, müßten in der Zeit immer mehr zu einander gezwungen werden, bis sich die „richtige" Fieber-Natura einstelle. Auf diese Vereinigung komme es an, und dann habe man es nur mehr mit einem Fieber zu thun!"

Das wollte mir nicht einleuchten, und wollte ich, da mich eben die Hitze attakirte, gegen das kalte Wasser auf den Kopf remonstriren.

Worauf er mich nachdrücklich exhortirte, seine augenscheinlich gute Cur nicht zu hindern, und mir, trotz alles Wehrens, mit meines Stiefvaters Hilfe, auch dessen Dieners, mit dem bewußten Wasser zu Leib rückte. Da ich dann dermaßen excitirt wurde, daß ich mich mit aller

Gewalt losriß, dem Rauscher das ganze Waschbecken aus der Hand schlug, und wir Alle ganz naß wurden. Worauf er in größtem Unmuth forteilte, mir an der Thüre zurief: „Ich sollte nur sehen, wohin ich ohne gehörige Obedienz käme, denn ich wisse noch gar nicht, wie schrecklich krank ich sei und worin die Hauptursache liege. Die liege in meiner Gemüthsverfassung und Willensgeneigtheit — aber nicht wegen der wohlmeinend geschehenen Hieherberufung, sondern in meiner unverkenntlichen Inclination für die „verwünschte Kölner Freiheitssache“, die mich gar nichts angehe!

Wie ich das hörte, ward ich der Weise alterirt, daß ich aus dem Bett sprang und ihn ohne Zweifel realiter attakirt hätte, wenn mir nicht mein Stiefvater und sein Jacob mit aller Gewalt in den Weg getreten wären.

Und als ich wieder zu Bett war, schwor ich, keine Mixtur oder Tinktur und gar nichts mehr vom Doctor Rauscher zu nehmen, und mit Wasser und Branntewein sollte mir schon gar Niemand mehr nahen. Wenn Gott wolle, werde ich schon wieder auf die Beine kommen — —

Jetzt habe ich etliche Tage ohne Alles verbracht, und es friert und hitzt mich viel minder. Kann sein, daß die Sache über kurz ganz verschwindet. Das sagte ich dem Rauscher, als er heute Morgens auf heißes Bitten meines Stiefvaters doch wieder kam. Da lachte er ganz hochmüthig und sagte: „Es gehe mir freilich besser, aber ich wisse nicht, weshalb.“

Sage ich: „Weil ich nichts mehr von Eueren Remedien an mich ließ.“

Und er: „Ja wohl, aber die Hauptsache war, daß ich Euch in eine solche Hitze brachte, daß sich das Fieber noch früher concentrirte, als es durch die Tinctur, Branntewein und Wasser möglich gewesen wäre, und sich dann vor zu großem Uebermaß, so zu sagen, selbst tödtete."

Auf das wurde ich wieder so zornig, als ich das vorige Mal gewesen war; denn ich wußte wohl, daß es der Rauscher selbst gar nicht darauf angelegt, sondern Alles nur der Zufall gefügt habe. Dem mag aber sein, wie immer, seit der neuen Excitirtheit bin ich wieder viel besser d'ran, schon den ganzen Tag über —"

---

„Heute kam mein Stiefvater, setzte sich zu mir und sprach von dem und Jenem, bis ich auf einmal merkte, daß er die Rede auf die Ignatia dirigiren wolle, indem er sagte: „Ihre Großmutter und sie selbst hätten schon mehrmals geschickt, um sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen."

Auf dies dachte ich mir: Du kömmst mir gerade recht. Und sagte ihm: „Haltet ein, denn ich weiß, wo das hinausgeht. Wollt Ihr mit Jemand reden, so redet mit ihr und sagt ihr, sie möge sich weiterer Hoffnungen entschlagen, und so Ihr das nicht sagt, habt dann Ihr's zu verantworten, wenn sie in stetem Wahn verbleibt und am Ende noch tiefer hineinkommt."

Da betheuerte mir mein Stiefvater heilig und sicher, er mache ihr weder Wahn noch Hoffnung. Er könne nur den Gedanken nicht fassen, daß ich ihr so ferne bleiben wolle, da es mir doch leichter als jedem Anderen werden

dürfte, sie zu erobern — und wenn er das wünsche, könne ich es ihm doch nicht in Uebel nehmen."

Und ich: „Ich nehm' es Euch von der einen Seite nicht für ungut, desto mehr von der anderen! Denn ihr könnt wohl Wünsche haben, aber vergeßt, daß ich davon nichts wissen will. Merkt Euch das einmal! Jetzt scheint es mit mir besser zu werden. Wenn Ihr aber nochmals auf das Kapitel von der Ignatia kommt, werd' ich so zornig, daß ich etwa wieder kränker werde!"

Sagte er: „Nun vielleicht läßt du ein anderes Mal doch besser mit dir reden."

Und ich: „Donnerwetter, nein und dreimal nein!"

Da seufzte er tief, aber ich gab nichts darauf, und wenn er mich molestirt, sag' ich ihm die Sache erst recht hinein!"

Seit etlichen Tagen sagte mein Stiefvater kein Wort von der Ignatia, und heute auch nicht. Dafür excitirte er mich auf andere Weise. Denn er kam auf die Kölnersache zu sprechen. An der ließ er kein gutes Haar, prophezeite, daß noch Mord und Misere komme, und Alles zu Trümmern gehe, so daß es in hundert Jahren nicht gut zu machen sei. Bei all Dem lästerte er auf Herrn Judendunk und Hesselmann, weil sie den Anlaß zur ganzen Sache gegeben — auf Herrn Bernhard Dresen desgleichen, weil er auch gleichen Sinnes und überdies so unvorsichtig gewesen sei, seinem Neffen eine Verbindung mit der Tochter Gülich's zu gestatten. Und sagte: „Es gebe nur ein Mittel gegen diese ganz verwünschte Sedition. Nämlich, daß der Kaiser eingreife und mit Gülich

und seiner Rotte kurzen Prozeß mache. Und wenn er der Kaiser wäre, ließe er die genannten vornehmen Herrn auch gehörige Zeit einsperren, weil sie die ganze Sache aufgerüttelt hätten. Und er frage mich, ob sie nicht wüst und verabscheuungswürdig sei?".

Als ich da nothgedrungen zugab, es laufe leider Manches mitunter, was der schönen Freiheitssache allerdings schade — aber ihn auch monitirte, er sollte das Kind nicht sammt dem Bade ausschütten und die edelsten Männer nahezu für Verbrecher erklären — da kam er schier ganz von Sinnen, offenbarte seinen grimmigen Haß gegen Alles, was „vom Volk" ausgehe und warf dergestalt mit der Narrheit Derer um sich, welche auf eine wild gewordene Menge mit „gewissen guten Rathschlägen" influenziren wollten — daß ich nicht verkannte, er habe auch wieder meine Rede im Auge. Und da er zuletzt gar auf Norbert Dresen kam und wie Der das Bündniß mit Margarethen nie eingehen und jedenfalls bald wieder hätte lösen sollen, und so auf mehr Anderes, da wurde ich auch auf das Höchste allarmirt. Meiner Sinne aber ward ich schier gar nicht mehr mächtig, als er meine Betheuerung in den Wind schlug, die Margarethe sei zu schön und vortrefflich, als daß man von ihr abzulassen vermöchte, und das, was ein Vater thue, könne nicht auf die Tochter zurückwirken — abgesehen, daß ich mich trotz Allem Geschehenen, bei Herrn Gülich noch eines Guten versähe."

Und wir kamen da so hart aneinander, daß ich nicht glaube, ein sterblicher Mensch sei je zorniger gewesen, als ich, und es habe je ein Stiefsohn seinen Stiefvater dermaßen angedonnert.

Glaube auch, er werde sich wohl hüten, mit mir nochmals über die heilige Freiheitssache anzubinden. O Gott, gib, daß noch Alles gut endet, auf daß ich diesen, meinen gewiß pflichtig geehrt' und geliebten Stiefvater in seinen Anklagen schlagen und ihm nachweisen kann, es sei um die Freiheit doch etwas Schönes! Und gebe Gott, daß mein vielgeliebter Freund sich aus der jetzigen Finsterniß doch noch hinaussehe, und mit ihm die gute Margarethe — —"

---

„Heute bekam ich von Heinrich Thonet aus Amsterdam Nachricht, daß er ein kleines Mägdelein gewonnen hat, will's Margarethe nennen. Ich schrieb ihm sogleich viel heiße Gratulation. Der Brief kann aber erst morgen abgehen, weil ich ihn noch einmal abschreiben muß, sint ich in meiner Hast und sonstigen Allarmirtheit statt der Streusandbüchse das Tintenfaß zur Hand nahm und großes Unheil anstiftete. Nun ich will ihm mit noch mehr Fervor und Freude schreiben, dem Guten, Glücklichen. Ja der Heinrich —!"

„Nun hat er nicht alleine — des Mannesstammes Segen,
Vielmehr auch eine „Tochter" — welch' Glück auf allen Wegen —
Mitweil sich Unser Einer — mit listigen Stiefvätern
Muß raufen und mit seinen — Complicen und Verräthern!
's könnt Einen effective — zuletzt ganz disturbiren,
Und man gerechte Fügung — des Himmels abnegiren!"

## Der Sturm bricht los — große Helden — der Abschied.

Was im Tagebuch Paul's in's Weitere beschrieben war, konnte Norbert aus wenigen Briefzeilen entnehmen, und es genügte ihm. Er war zu ernst gestimmt, um noch mehrere Sonderbarkeiten zu wünschen, als solche auch im Schreiben an ihn zu lesen waren — zu ernst, seines eigenen Schicksales, wie der Spannung wegen, welche in Köln herrschte und ihn so tief mitberührte.

Da kam plötzlich der wohlbeleibte kurfürstliche Rath Saftig mit der schon früher angesagten Vollmacht des Kaisers. Der kaiserliche Gesandte Jodocy empfing ihn an seinem Hôtèl, und schon am nächsten Tage war mehrstündige Conferenz auf dem Rathhause.

Der Entscheidung „für" oder „gegen" wollten die beiden hohen Herren selbst beiwohnen — und so fuhren sie um die vierte Nachmittagsstunde in ihren schwerrollenden, reich mit Gold gezierten Wagen — die Rosse mit wallenden Federbüschen, voran je ein Laufer, auf dem Rücktheil je eines Wagens zwei Lakaien und ein Mohr — an das Portal.

Auf dem Platze standen die Anhänger Gülichs in dichten Reihen. Sie hatten ihre Hüte und Stülpmützen

aufbehalten, Viele aber die Häupter absichtlich entblößt, um dieselben gerade bei Ankunft der zwei hohen Herren ungeschlachter Weise zu bedecken.

Um sobald, als möglich hinter den Beschluß zu kommen, hatte sich Gülich mit Doctor Gottschalk von Inden in Benehmen gesetzt. Waren Diesem ja doch alle Winkel bekannt, in denen man horchen konnte, und Köck, der Rathsdiener war bekanntlich der Mann, ihm überall Zutritt zu verschaffen, wo man sich keines Lauschers versah.

Der Herr Doctor hatte in letzten Tagen die Gelegenheit ergriffen, sich Gülich noch verbindlicher zu machen und ihm deshalb Einzelnes aus den Berathungen hinterbracht.

Nun handelte es sich also um das Wichtigste.

Bei Ertheilung des Auftrages hatte Gülich nicht versäumt, unter dem Scheine, auf Alles gefaßt zu sein, die eigentliche Gesinnung und Urtheilskraft seines Vertrauensmannes hinsichtlich der Folgen eines etwa nöthigen und noch größeren, als bisherigen Gewaltschrittes zu ergründen. Denn daß man einen solchen als wirkliche „Rebellion" betrachten würde, darüber machte er sich keine Zweifel, und der Begriff dieses Wortes war, ungeachtet alles bisherigen Trotzes, mit voller Wucht an ihn herangetreten. In Kurzem war die Ansicht des scharfsinnigen Herrn Doctors, welchem die innere Bewegtheit Gülichs entging, diese gewesen:

„Wenn man im Geringsten zurückweiche, sei alles Bisherige vergeblich. Der gewonnene Theil des Volkes werde abfallen — und dadurch der Kaiser, welcher jetzt nur

einen Versuch mache, in die Lage kommen, seine höchste Autorität zu beweisen. Die erste Folge werde Judendunks Wiedereinsetzung und die Befreiung Hesselmanns sein. Nebstdem gewiß Alles geschehe, um den Verdacht irgend einer gefährlichen Verbindung des kaiserlichen Hofes mit Denselben zu beseitigen. Wie arg man sich gegen ihn, Herrn „Gülich“ und dessen „Hauptgenossen“ verhalten werde, bedürfe keiner Erwähnung, und eben so wenig, daß mit einer gewaltsamen Unterdrückung der Führer die „ganze Freiheitssache“ für immer gebrochen sei.

So sei es im Falle der Annahme eines unwillkommenen Beschlusses.

Wenn man aber einen solchen Beschluß mit allem und dem äußersten Trotz abweise, so schaare sich die Partei freudig um ihr Haupt und unzählige noch Schwankende würden herübergezogen werden.“

Dann hatte Doctor Gottschalk von Inden beigesetzt:

„Eines Erfolges sei man im Fall des Kampfes um so sicherer, als ein Theil der Besatzung geradewegs viele Geneigtheit für ihn, Gülich, hege — während der andere Theil, vielfach aus Söhnen der Stadt bestehend, nicht sehr geneigt sein würde, auf Väter und Mitbürger zu schießen. So müßten denn, wenn man die Zähne gehörig gezeigt habe, die angekommenen zwei Herren den Rückzug antreten — er, Gülich, könne sich beliebig eine Stellung wählen, die ganze Verwaltung und Justizpflege neu organisiren und dabei nur für Eines zu sorgen, nemlich jedem weiteren Vorwurf die Spitze zu brechen. Er müßte also sogleich die urspüngliche Rathsregel herstellen, die früheren Geldverschwendungen zusammenstellen — und

hierüber, wie über die Zahl der noch immer nicht hinlänglich Bestraften, so auch der zu bestrafenden Gegner des verbesserten Stadtzustandes oder auch der einer Halbheit der Gesinnung Verdächtigen genaue Nachricht an den Kaiser selbst geben. Diese Offenheit in jeder Beziehung — dazu die Nachricht, man habe dem Volk die oder jene Steuer erlassen, alles Das müsse günstig erscheinen und wirken, und weder Kaiser noch Kurfürst würden Beruf fühlen, sich der weiteren Ordnung der Dinge in Etwas entgegen zu stellen. Und zwar um so weniger, als, wenn man etwa Hesselmann ein strenges Urtheil angedeihen lasse, in Aussicht stehe, es könnte auch Judendunk noch gleich streng behandelt werden — und zwar nur aus Trotz, falls man denselben herausfodere."

So ungefähr hatte sich Gottschalk von Inden ausgesprochen, und Gülich, des Herrn Doctors Scharfsinn anerkennend, hatte zugenickt, ohne irgend eine Bewegtheit zu verrathen. Aber er war doch innerlich hoch bewegt. Theils des Kommenden im Allgemeinen wegen, als wegen Dessen, was Gottschalk von den zu bestrafenden „Gegnern" und „Halbgesinnten" gesprochen — mit wahrhaft dämonischer Geschicklichkeit hatte er dabei den Namen Bernhard Dresen hinfließen lassen.

Es schien dies nur aus Theilnahme für Gülich geschehen zu sein — aber der wahre Grund lag bei Gottschalk im Verlangen nach Rache.

Der alte Herr Bernhard hatte ihm vor mehreren Jahren öfters Gefälligkeiten erwiesen, um ihn auf eine richtige Bahn zu bringen, bis er sich überzeugt hatte, seine Güte sei unrecht angewendet, und deshalb zu erken=

nen gab, er sei gesonnen, derselben Einhalt zu thun. Als sich jedoch der Herr Doctor dadurch nicht hatte abhalten lassen, in zudringlichster Weise zu nahen, war ihm eines Tages nicht nur ein derbes „Nein" entgegengesetzt worden, sondern der alte Herr hatte sich erlaubt, ihm donnernd zu bedeuten: „Er sollte sich künftig nicht mehr im Hause zeigen, weil man da weder einen nimmermüden Schuldencontrahenten und nichtmehr Heimzahler, noch überhaupts einen Mann dulde, welcher alle paar Monde mit einem neuen Beruf komme — und am Wenigsten einen nun notorisch gewordenen Winkeladvokaten, der sich mit der Hefe des Volkes umhertreibe!"

Dieser gerechte Ausspruch war die Quelle jenes Hasses, und die Combinationen, welche sich aus jener Begegnung mit Everard aufstellen ließen, hatten Gottschalk während des Gespräches hinreichende Gelegenheit gegeben, Gülich zu erhitzen, um dem alten Herren gelegentlich eine Portion großer Unbequemlichkeiten aufzubürden.

Es war unerläßlich, diese Abschweifung zu machen, und wir lenken das Auge des Lesers wieder zu der Menge zurück, welche sich vor dem Rathhaus gesammelt hatte.

In verhängnißvoller Ruhe war da eine halbe Stunde verstrichen, während welcher sich Abraham Sachs, Westhof, der Schmied Schürmann und Andere aus der Lützenkirchen Gesellschaft — Mürkens hinzugezählt — nahe blieben, zuweilen nach einem gewissen Fenster des Rathhauses schauten und dann unter einander plauschten.

„Wo bleibt denn Meshov?" raunte Mürkens schalkhaft.

„Ist bei Gülich auf dem „Himmelreich" geblieben," versetzte Westhof höhnisch.

Eine weitere Viertelstunde verstrich, das von Doctor Gottschalk versprochene Zeichen ließ noch immer auf sich warten, und der Entscheid sollte doch wohl geschehen sein.

„Am Ende geben die vornehmen Gesellen doch nach," murrte Schürmann, „und lassen ein paar von den Unsrigen in die Commission. Aber sicher Keinen, der das rechte Zeug hätte. Dann meinen sie, sei uns genügt, und thun doch, was sie wollen!"

„Wär' nicht unmöglich," entgegnete Westhof, „einen Halm durch den Mund gezogen, das gefiel' ihnen!"

„Aber es könnte auch anders sein. Wie, wenn uns der rothe Gottschalk treulos wär'? Uns da herlocken und, während Die droben in Allem gegen die Partei entscheiden und, wer weiß, was noch beschließen, uns den Weg mit Soldknechten absperren und arretiren lassen. Gülich mit den Anderen auf dem „Himmelreich" desgleichen. Weiß der Henker, was sie mit dem Stadtkommandanten Kirberein abgekartet haben!"

„Der Gedanke verdient Beachtung," fiel Mürkens ein. „Wißt Ihr was? Das Beste ist, ich eile zu Gülich und sage ihm von Euerer Besorgniß, damit er —"

„Nein, Ihr bleibt da," unterbrach Schürmann, „Ihr könnt ihm ja nichts Gewisses sagen. Mir scheint, Ihr möchtet aus dem Spiel sein. Nein nein — habt Ihr mitgeschürt, wagt nur so gut, wie wir!"

„O was den Muth betrifft!" sagte Mürkens lachend.

„Ja da fehlt sich nichts," fiel Sachs ein, „ich sag' Euch, der Mürkens stellt seinen Mann, ist ja damals

Nachts auch voraus gezogen — na macht mir ihn nicht schlecht! Ha ha. Aber was da der Schürmann gemeint hat, glaub' ich nicht. Der brennrothe Doctor wüßt' wohl, was ihm geschäh'! Ich nähm' ihn an seinen verdammten Storchfüßen und schlüg' ihm den gestruppten Schädel am „blauen Stein" drüben entzwei. Ha ha, gefangen nehmen, mich den Sachs?!" Er nahm unterm Mantel eine alte Streitaxt hervor. „Wie die Mohnköpfe flögen die ihren herab, und all' den Unseren, die zum Hasenpanier griffen, erging's nicht besser. Merkt's Euch, Ihr ringsum, kämpfen sollt Ihr, wenn's gilt. Wo nicht, komm' ich über Euch, der Abraham Sachs — Donnerwetter, ich hab's gesagt!!"

„Ganz einverstanden, trefflicher Meister Sachs!" fiel Mürkens ein, „nur nicht so laut vor der Zeit, bitt' ich. Gülich ist's wohl nicht lieb, denn man kann ja doch nicht wissen —"

„Was noch nicht wissen?" polterte Sachs. „Das ist's ja! He da, Ihr hochweis' und vornehmen Herrn da droben, Ihr Sylbensortirer, wird's bald was, oder ich komm' und klopf' mit der Streitaxt an die Narrenstub' — wird's bald?!"

Im selben Augenblicke entstand weitaus Gemurmel. Der kaiserliche Gesandte und der kurfürstliche Commissarius kamen aus dem Rathhaus zurückgefahren.

„Jetzt wissen wir so viel, wie zuerst!" brauste Herr Sachs auf. „Wo soll's hinaus? Die Gesellen schauten drein, als ob — da will ich doch — weg da —!"

Er war eben daran, in das Rathhaus zu dringen, als Einer die Treppe herabkam — es war der Raths-

diener Köck, welcher athembedürftig an Sachs vorüber wollte, während er aus seinem feisten Halse den Hilferuf „Schützt mich!" erschallen ließ.

„Was gibt's?" fuhr ihn Sachs an.

„Laßt mich nur zuerst unter Euch — und —"

„Was da, holt nachher Athem — redet, oder ich schüttle Euch die Worte 'raus!"

„Nun ich rede schon," keuchte Köck. „Also hört! Wie ausgemacht, half ich dem Gottschalk durch den kleinen Steingang in's Gemach neben der inneren Rathsstube, daß er horchen könne. Nach einer halben Stunde kam er und sagte: Der Entscheid gehe höchst wahrscheinlich gegen Gülich, und das sollte ich Euch vorläufig beibringen, damit — damit Ihr — laßt mich nur ein wenig —"

„Sprecht!" herrschte Sachs.

„Damit Ihr Euch schlagfertig halten könntet, falls er dann durch das rechte Zeichen am Fenster volle Gewißheit gäb'. Dann schlich er zurück. Und wie ich mich eben anschick', Euch Nachricht zu geben, da — da kommen der Mering und noch Zwei heraus, gehen rasch nach Links, wo die zwei Soldknechte Wache haben, reden ganz bedeutsam mit ihnen und geben ihnen auch einen Wink auf den kleinen Steingang zu! Denk' ich mir sogleich, holla, das gilt etwa dem Gottschalk — und richtig marschiren sie hin — Die drin mußten was gemerkt haben. Und ich mir's denken, der Mering und die anderen Zwei zu den anderen zwei Soldknechten am anderen End des Ganges und befehlen: „Fort Einer über die Hintertreppe hinab, zum Kirberein, Gewalt her zur Sicherheit, wenn

man Unten was wagte — gibt's Hinderniß, schießt dreimal in die Luft, der Kirberein kennt das Zeichen!" Und der Soldknecht sogleich ab und hinab — und dann Die vom Rath auf mich zu und donnern schon von Weitem: „Wie kam der Gottschalk in das Seitengemach?!" Und kaum gerufen, bringen ihn die zwei Soldknechte schon daher und schleppen ihn zur hinteren Treppe. Und wie er umschaut, sieht er mich und ruft mir zu: „Köck, Ihr seid ein Schurke, wenn Ihr mich als Freund verrathen habt — wo nicht, eilt hinab, daß sie mich befreien!" Jetzt war's mit mir aus, wenn ich länger blieb — und davon und herab! Nun wißt Ihr's. Weiß der Himmel, wie hoch der Kirberein anrückt. Laßt mich fort zu Herrn Gülich, bei dem Ihrer Hunderte sind, daß sie schnell anrücken —!"

„Dazu bedarf's anderer Beine, als der Eueren!" rief Mürkens. „Ich eile hin!"

Fort war er.

Und der Sachs: „Wehr' 'raus, der Gottschalk wird befreit!"

Alsbald drang er mit einer Schaar in das Rathhaus, um zur hinteren Treppe zu gelangen. Da wurde der dicke Köck mitgerissen, was keineswegs nach seinem Sinne war — weshalb er nicht versäumte, sich möglichst rechtzeitig bei Seite zu bringen, als die Anderen wild die Treppe hinaufdrängten. Einen Augenblick unschlüssig, ob nach der Vorderseite zurückkehren, wandte er sich dann möglichst schnell ganz auf die Rückseite des Rathhauses, wo seine genaue Ortskenntniß eine gewisse Mauerbiegung und ein schützendes Gebälk wußte. Von da aus

wollte er sich, falls die Sache mit Gottschalk und alles Weitere gut abliefe, der siegenden Partei Gülichs wieder anschließen und zwar der Art, daß Niemand zweifeln sollte, daß er mitgefochten habe — falls aber die Sache schief ginge, hoffte er mit Sicherheit, sich bei Einbruch der Nacht aus der Stadt zu salviren.

Während diese Erwägungen in der edlen Seele des Herrn Köck vorgingen, war Sachs mit den Seinen schon Oben angekommen. Die zwei Soldknechte wurden entwaffnet. Mit Siegesgeschrei lärmte es bald wieder die Treppe abwärts, und bald trat er, den Gottschalk an der Seite, zur Menge heraus, als der Ruf erscholl: „Die vom Kirberein kommen!"

Fünfzig Soldknechte, an ihrer Spitze der Locotenent Klaun, rückten im Sturmschritt von der Rückseite an.

„Auf! Mir nach! Schlagt sie nieder die Schelme!" donnerte Sachs.

„Halt!" commandirte Klaun, während die Menge von der Vorderseite hereindrang.

Die Truppe hielt an. Trommelwirbel rollte. Die Auslieferung Gottschalk's und augenblickliches Zerstreuen der Menge ward verlangt, außerdem von den Waffen Gebrauch gemacht würde.

In wüstem Hohn brachen Abraham Sachs und Schürmann aus.

„Das laßt Ihr," tobte Letzter den Soldknechten zu, „uns greift Ihr nicht an, die wir das heilige Recht des Volkes vertheidigen — kein ehrliches Kriegsvolk, Schurken wär't Ihr, so Ihr Ehr' und Treu' in die Schanze schlagen wolltet für ein Wort der Tyrannen!"

„Schließt an, Wehr vor!“ commandirte Klaun.

„Werft die Musketen weg, steckt ihn nieder!“ brüllte Sachs. „Wollt Ihr nicht, Ihr zahme Tanzbären? Wart, Ihr sollt den Stock verspüren!“

„Greift an!“ commandirte Klaun.

Gereizt von weiteren Lästerworten des Schürmann und Sachs rückten die Söldner vor. Sachs, Schürmann und die Ihrigen stürzten ihnen mit geschwungener Wehr entgegen.

„Feuer!“ commandirte Klaun. Eine Salve fiel. Mehrere um Sachs stürzten, und wildes Geschrei schlug auf. Wuthschnaubender Kampf entbrannte, anscheinend bald zum Nachtheil des Locotenanten.

Ohne Zweifel wäre er ein Opfer des Sachs geworden, hätte Der nicht bemerkt, daß eine kleine Zahl Soldknechte es auf Gottschalk abgesehen habe, welcher sich wohlweislich in einen Knäuel der Menge salvirt hatte. Sachs warf sich dahin, und erst, als Klaun ihm folgte, wandte er sich wieder.

„Was, mir willst an?“ tobte Sachs und schwang die Streitaxt. Aber Klaun's Schwert kam ihr, wie der Blitz, in den Streich — und, schwer an der rechten Hand verwundet, Rache schreiend, ließ Sachs das Mordwerkzeug fallen. Schürmann und die Anderen folgten dem Ruf und thaten das Ihrige. Aber bald stellte sich der Kampf günstiger für Klaun, und Jene wurden zurückgedrängt. Auf erneute Anstrengung erfolgten einzelne Schüsse. Dort und da stürzte wieder Einer von Gülichs Partei. Alles floh unter Wuthgeschrei nach rechts und links und gerade aus — die Söldner folgten.

„Da sind noch Zwei!“ rief ein Soldknecht.

Kaum das Wort vom Munde, fuhr Jemand, wie eine Katze, hinter dem Gebälke auf eine niedere Mauer, diese entlang und ferner wieder herab. Es war Herr Doctor Gottschalk von Inden, welcher sich aus jenem Knäuel der Menge noch weiter geflüchtet und am gleichen Orte, wie Köck, Sicherheit erwartet hatte. Eine Kugel flog ihm nach, zugleich sein dicker Freund vom Soldknecht aus der Ecke gescheucht ward. In Verzweiflung ergriff Köck einen hingefallenen Hammer — aber im nächsten Augenblick hatte er selbst einen Streich über die Stirne, daß er heulend zusammenbrach.

Wenige Minuten darauf lag der Treulose todt da.

Und Gottschalk? Er hatte den Schmerzruf des Köck gar wohl vernommen, als er von hinnen eilte. Bald sah er eine neue Schaar Anhänger Gülichs heranstürmen, welche dem Rufe des Mürkens gefolgt war, ohne daß Derselbe eben für gut gefunden, den Anführer zu spielen.

Der Anblick fraglicher Schaar gab dem Doctor neuen Muth und athemlos eilte er der Schaar entgegen.

„Wir kämpften wie die Löwen,“ rief er. „Ich bin ganz erschöpft. Dorthin sind sie. Nur voran, ich thu' bald wieder mit — will mir nur eine Wehr' suchen — die meine hab' ich beim Ringen verloren, als ich den Köck retten wollte — Den haben sie erschlagen, glaub' ich!“

Damit eilte er seitwärts.

Die Schaar des Gülich aber stürmte voran, und die Verstärkung der Aufrührer wendete bald den ganzen Kampf. Die Soldknechte Klaun's wurden zurückgewor-

fen und ein Hagel von Steinen begleitete sie auf ihrer Flucht — —

Die ganze Stadt war schon in Bewegung, der Senat aber in Todesangst und sah mit größtem Verlangen etwa weiterer Hülfe Kirbereins entgegen.

Mittlerweile zogen Die vom Gülich triumphirend ihres Weges weiter, die Verwundeten mit sich führend, lauteste Drohungen ausstoßend und das Gewirbel der Lärmtrommeln verhöhnend, welche Kirberein eben entsendet hatte, um die etwa zerstreuten Soldknechte zu sammeln.

An der Spitze eines größeren Haufens schritt Abraham Sachs, an der eines anderen Westhof, an jener eines dritten Schürmann — an die eines vierten trat plötzlich Herr Doctor Gottschalk von Inden, welcher, mit einem Hackbeil bewaffnet, daher gerannt gekommen war. Denn er wollte nicht die Gelegenheit versäumen, seiner Gelehrtheit den Ruhm der Tapferkeit zu verschwistern, und jedenfalls war er sicherer bei Denen von Gülich, als in irgend einem Verstecke des Rathhauses. Allerdings, fragliche Lärmtrommeln zeigten ihm deutlich an, was etwa noch drohen könnte. Aber wenn es galt, konnte er ja wieder échappiren.

Aber Gottschalk war nicht der Einzige, welcher riesenhaften Muth heuchelte.

Auch der Held Mürkens war mit einemmal da und zeitweise an der Spitze eines fünften Haufens zu sehen, dem er von seinem glücklichen Einfall vorprahlte, rechtzeitig zu Gülich geeilt zu sein, wodurch die beim „Himmelreich" befindliche Menge aufgerufen, und so der Sieg über die Soldatenhunde errungen worden sei. So zog

er stolzirend einher, und wo er, oder Gottschalk auf einzelne Soldknechte stießen, welche gerade her oder aus einer Seitengasse kamen, ward gedonnert: „Entwaffnet sie — her da zu uns — mitgezogen, mitgezecht!"

Und immer höher schwoll die Menge an — und in Zeit einer Stunde war die Revolution im Sinne des Wortes im Gang. Die Schaaren der Empörer hatten sich auf Gülichs Anordnung in Kurzem völlig organisirt, die Thore der Stadt wurden gesperrt, das Korn- und Zeughaus ward gestürmt, die Geschütze entführt und ein Theil derselben vor die „Schmiedezunft" gebracht, wo Gülich sein „Hauptquartier" aufschlug. Bald gähnten da drohende Feuerschlünde jedem Angriff entgegen. Der größere Theil der Geschütze ward gegen das Rathhaus gerichtet, um welches Kirberein in der Zwischenzeit wieder eine größere Schaar Soldknechte gesammelt hatte. Eine kleine Abtheilung hatte er zum Schutz der Personen und des Archives im Gebäude selbst aufgestellt. Der Anblick derselben reizte den Zorn aufs Neue — und ein Angriff der Menge war vorauszusehen.

Kirberein suchte den Muth der Seinen mit aller Macht zu entflammen, aber bald bemerkte er die schlimmste Stimmung. Die Niederlage der früher in den Kampf Geführten wirkte höchst ungünstig die Kanonen entmuthigten, zu dem wiederholten Schürmann und Andere stets den Ruf: „Daß sie nicht auf Brüder und Verwandte schießen sollten." Kirberein vergaß sich zu unmuthigen Worten — und als er commandirte: „Vorwärts, greift an!" warfen seine Soldknechte reihenweise ihre Waffen weg und traten zu den Aufrührern über.

Er eilte in das Rathhaus, die dortige Abtheilung zu ermuthigen. Vergeblich. Ohnehin im Bewußtsein jetzt unzulänglicher Zahl, war auch sie vom Dämon des Ungehorsams ergriffen worden. Sie zog hinaus — die Menge drang sogleich ein, und die Bürgermeister und sämmtliche Senatoren fielen in die Gewalt der Empörer. Ein Theil der Letzten besetzte das Rathhaus und den Altenmarkt, während die Soldknechte den Befehl empfingen, sich zu entfernen. Sie ließen das Volk leben und marschirten ab, während man den Bürgermeistern und Senatoren unter Verhöhnungen und thatsächlichen Mißhandlungen zudonnerte, vorläufig sich in ihre Häuser zurückzubegeben. Kirberein selbst betreffend, so machte er einer Schaar Angreifer noch lange zu schaffen, bis er nach vergeblicher Gegenwehr gefangen genommen wurde. Da führten sie ihn zuerst nach der „Schmiedezunft," und von da auf Gülich's Befehl in das Gefängniß auf der „Hacht" — — —

Helldunkel brach herein.

Da pflanzte sich wildes Geschrei von der „Schmiedezunft" her über die brandende Menge fort, von welcher eine Zahl den Weg mit Pechkränzen zu erleuchten begann.

„Hesselmann in strengere Haft — nehmt auch Judendunk gefangen — nieder mit den Verräthern und Halbgesinnten —! brauste es durcheinander.

Auch tauchte mehr und mehr der Name „Bernhard Dresen" auf — denn Doctor Gottschalk von Inden hatte das Seine gethan. Im Uebrigen versäumte er nicht, sich geltend zu machen.

Deshalb rannte er, in der Linken ein Beil, zur Rechten mit einem Degen fuchtelnd, auf und ab und rief: „Sagt dem Gülich drin, er soll nur befehlen wegen des Hesselmann und Judendunk — Ihr wollt es, und was Ihr wollt, muß geschehen! Den Mering, den Monschaw und den alten Dresen nehm' ich auf mich allein — he da, Dietrichs oder Lützenkirchen, her mit den Euern!"

Fort ging es lärmend — als Meshov herauskam, um den Doctor Gottschalk von einem Angriff auf das Haus des Herrn Bernhard Dresen zurückzuhalten. Denn Gülich wollte in dieser Weise nicht verfahren. Er hatte ganz Anderes vor, wenn sich aus den Papieren auf dem Rathhause des alten Herren sichere Mitschuld an seiner früheren Haft und Weiteres ergäbe.

Einige eilten dem Gottschalk nach, um ihn zurückzuhalten.

Aber als sie ihn erreichten, fragte er nach Gülich's „schriftlichem" Verbot, warf hin, Meshov's Wort allein gelte ihm nichts — und statt umzukehren, zwang er die Boten, mit ihm fortzuziehen.

Meshov war während dessen in's Zunfthaus zurückgeeilt.

Wieder kam er heraus, mit einem Papier in der Hand, drängte sich vor eine bewaffnete Schaar, an deren Spitze Westhof stand und rief: „Auf, Ihr, und fort, in Gülich's Namen, hm hem — der Hesselmann muß auf das „Trankgasserthor"!"

Helles Gelächter schlug auf; denn beim letzten Wort war, was ihm leicht geschah, seine heisere Stimme in nicht geringem Maße übergeschlagen.

Ganz grün ward er vor Zorn.

„Aergert Euch nicht", rief Westhof, es hilft nichts. Euer Kopf ist wohl recht, aber zum Commandiren fehlt's Euch im Hals — he da — mir nach!"

Fort zog Westhof mit seiner Schaar.

Einen wüthenden Blick schleuderte ihm Meshov nach und eilte in das Zunfthaus zurück.

Bald erschien er wieder, ein anderes Decret in der Hand, und wandte sich gegen den Schmied Schürmann. Finster, erwartungsvoll stand Dieser längst an der Seite des Abraham Sachs, welchen seine Hand schmerzte, so daß er ein über das andere Mal in die Lippen biß.

„Nun, wird's was?" dröhnte Schürmann den Meshov an. „Geht's gegen Judendunks Haus?"

„Das will auch ich noch wissen", polterte Sachs darein, „Donnerwetter, brennt die Hand — gilt's frag ich — ich frag', der Sachs!"

„Ja — ja, da steht es", heiserte Meshov, „Schade, daß Ihr nicht mitziehen könnt."

„Meint Ihr?" polterte Sachs. „Nun zieh ich erst recht mit und stech' Alles nieder. Her da mit der Partisan dort d'rin an der Thür', ich hab' in der Linken auch Kraft — 'raus mit dem Rothtuch von der Zunftlade — he da, macht mir eine Fahne zurecht!"

Die rothe Fahne war bald fertig.

„Auf!" herrschte Schürmann, und an der Seite des Sachs zog er fort mit seiner tobenden Schaar.

Meshov kehrte in das Zunfthaus zurück, die übrige Menge harrte weiterer Befehle, wobei Mürkens, mit einem

überaus langen Stoßdegen bewaffnet, aus- und ein eilend, sich unbeschreiblich wichtig machte.

Bald war nur mehr eine geringe Menge vorhanden.

Die Nacht war eingesunken. Im Zunfthause oben sah man nur ein paar Lichter. Vor demselben prasselnde Feuer, deren Funken im Winde stoben. Dort und da Qualm verlöschender Pechkränze. Weiterhin Alles finster. Wie ausgestorben ragten die Häuser auf.

Aus der Ferne dröhnte das Gelärm der nach vielen Seiten ziehenden Horden herüber — —

---

Doch einen Blick auf Haus Gülich, auf Frau Anna und Margarethe.

Während die entsetzlichen Auftritte stattfanden, waren die Guten wohl allein ihrer Verzweiflung überlassen, Norbert nicht bei ihnen?

Nein, es war ihm unmöglich, von Herrn Bernhard Dresen für längere Zeit abzukommen — aber dringend hatte er Doctor Absberg durch Everard bitten lassen, sich in's Haus Gülich zu begehen.

Absberg war sogleich bereit. Auf dem nahen Weg traf er mit Pater Thomas zusammen, welchen eigener Entschluß zu gleichem Ziele führte. Die Zwei kamen zu Margarethe und Frau Anna und fanden schon einen Dritten — den alten Clasen.

Der ehrliche, theilnehmende Freund des Hauses! Oefters war er in letzten Zeiten wieder gekommen, hatte Trost zu geben versucht und gar manche Zuschrift zwischen Margareth und Norbert vermittelt. Und nun in so schrecklicher Zeit sollte er fehlen?

Dankbar drückten ihm Absberg und der Pater die Hand und vereinten ihre Bemühungen mit den seinen, um Margarethen's und der Mutter schreckliche Sorge zu beschwichtigen.

Die Hände verschränkt saß die Letztere da, die thränenlosen Blicke zum Himmel gerichtet, als sage sie: Herr, du wirst helfen und noch größeres Unheil abwenden!

Auch Margareth ließ sich manchmal nieder.

Aber bei dem nächsten Getöse aus der Ferne erhob sie sich fieberhaft auf's Neue und verrieth Clasen dadurch ihr peinliches Verlangen, nähere Kenntniß von den nächtlichen Vorgängen in der Stadt zu gewinnen. Weshalb er sich erbot, das Eine und Andere zu erkunden und sich zeitweise entfernte, um über nicht lange wieder zurückzukehren.

Und wann immer er wieder eintraf, stets schlimmere Nachricht lag in den wenigen Andeutungen, welche er zu geben vermochte —

---

Inzwischen es im Hause Gülich so beschaffen war, und Clasen ab und zu kam — eilte Everard vom Hause des alten Dresen weg und zurück, und so oft er wieder kam, brachte auch er wenig tröstliche Kunde.

Bald war Herr Bernhard kaum mehr zurückzuhalten. Er selbst wollte fort, trotz dem früher Erlebten. Der ungebrochen jugendliche Geist, der fieberhafte Unmuth über die Zügellosigkeit, zu welcher die ursprünglich edelsten Bestrebungen seiner Freunde und seine eigenen Gesinnungen schon geführt und nun im höchsten Grade zu führen drohten, trieb ihn zum heißen Verlangen, der Wuth des Volkes und der Herrschaft Gülichs die Spitze zu brechen,

alle seine Ueberredungskraft bei Letzteren geltend zu machen — ahnungslos, daß er es am Wenigsten sei, welchem man Gehör und Vertrauen schenke, ahnungslos, von wem eben ihm Rache geschworen sei.

Um ihn an eigenen Schritten zu verhindern, rief ihm Norbert seinen Gesundheitszustand und alle Gefahr in dringende Erinnerung, suchte zu beweisen, daß er nicht einmal wisse, wohin sich zuerst wenden, daß, wenn er sich zu Gülich wenden wolle, ein Vorkommen gewiß unmöglich würde — er theilte mit, wie er es selbst schon früher versucht, und daß man ihn nicht vorgelassen habe — und bat um Erlaubniß, sich selbst dort und da umschauen zu dürfen, um doch wohl klarere Berichte zu bringen, als der alte Everard es vermöge.

Dazu verlangte er das heilige Versprechen, ihn zu erwarten.

Herr Bernhard Dresen gab das Versprechen, und der alte Everard that sein Bestes, ihn daran zu erinnern, als Norbert längere Zeit wegblieb.

Schon ging des alten Herrn Geduld zu Ende, als der Letztere sichtlich bestürzt wieder kam.

Er brachte bestimmtere Nachricht über Hesselmann's neue Vergewaltigung, nebst Dem, was er Trauriges über Judendunk von etlichen Bekannten vernommen hatte, welche auf der Flucht mit in das Haus geeilt waren, eben da er selbst zurückkehrte.

Die Nachricht lautete:

„Man habe Judendunk's Haus gestürmt und durchsucht, ihn gefunden, arretirt und schleppe ihn so eben auf die „Faßbinderzunft,“ um ihn kommenden Tags ohne Zweifel

in den „Bayenthurm“ zu werfen. Auch sei Doctor Köppgen arretirt, um inquirirt zu werden, damit sich zeige, wie weit er in die Absicht Hesselmann's und Judendunk's verwickelt sei, die Stadt an den Kaiser zu verrathen und vor Allem der Volkssache ein Ende zu machen.“

„So,“ meldete Norbert, „haben die paar Bekannten gesagt, und ich habe ihnen Schutz im Hausflor nicht versagt. Aber, ob sie da wirklich geschützt sind, steht in Frage, denn eben, als sie hereinflüchteten, kam noch ein Anderer mit schrecklicher Nachricht daher.“

„Und die ist —?“ rief Herr Bernhard Dresen.

„Auch Merings Haus ward so eben angegriffen“, sagte Norbert höchst bewegt, „und das des Monschaw nicht minder, weil sie Beide nur „Halbfreisinnige“ seien. Ohne Zweifel wird sich die Wuth noch auf den und jenen Andern werfen, meinte der Letztgekommene, besonders, wenn man der Meinung Folge gibt, er habe damals zur Haft Gülich's beigetragen und am Manifest mitgewirkt. Und der Meinung scheint man in Betreff Euerer zu sein, Oheim — ja er sagte, Euer Name soll vielfach erklungen sein. O Himmel, wenn von dem Brief verlautet hätte, den Ihr schriebt — Ihr wißt es nicht — Everard traf im Rathhaus mit Gottschalk zusammen!“

„Mit Gottschalk?“

„Ja, Oheim, wenn Gottschalk die Sache entdeckt, oder wenn man den Brief auf dem Rathhaus gefunden hätte — heiliger Gott, welches Brausen, welches Rufen —“

„Kommen sie?“ fiel Herr Dresen ein. „Folge mir, du wirst kämpfen für die Ehre des Hauses, wie ich alter Knabe es thue. Was liegt am Leben voll Schmach, da

es so weit kam mit dem edlen Köln. Mir nach — siehst du Gülich, so stoß ihn nieder!"

Er riß einen der alten Degen, welche in der Ecke hingen, von der Wand, Norbert einen zweiten und folgte eiligst, um den Oheim, welcher schon an der Treppe war, zurückzuhalten.

„Laßt mich allein hinab!" rief er. „Vielleicht gelingt es mir, den Sturm zu beschwichtigen. Ich bin nicht verhaßt, nirgends im Spiel gewesen, ich will zu ihnen reden von Euerer Ehrenhaftigkeit, Euerer reinen Freiheitsliebe, Euerer Wohlthätigkeit, Euerer Großmuth —"

„Wenn Gottschalk im Spiel sein könnte?!" unterbrach Herr Bernhard. „Er, dem ich damals die Thüre wies? Der mir in seinem Ingrimm zurief, vielleicht komme noch eine Zeit, in der er sich an mir rächen könne! Und sollte Gülich mich schonen, der ich ein Freund Judendunk's und Hesselmann's bin, mich, der mit seinem Hause brach? Weg da — folge mir, befehle ich!"

Fort wollte er. Von Schwindel überfallen, hielt er sich einen Augenblick am Treppengeländer, dann schritt er rasch hinab, Everard, der sich auch mit einem alten Degen bewaffnet hatte, von sich weisend, desgleichen ein paar Bedienstete des Hauses, denen Stöcke zur Waffe dienten.

Getümmel und Geschrei tönte von der Straße durch das verschlossene Thor herein, während er noch auf der Treppe war. Schläge an dasselbe hallten herauf, von Oben hörte man das Klirren der zerschmetterten Fenster und das Gepolter der hereingeschleuderten Steine.

Im Hausflor empfingen ihn Jene, welche sich hereingeflüchtet hatten, und der Pförtner Reinhard.

„Oeffne das Thor!“ herrschte der alte Herr. „Willst du, oder nicht? Her mit den Schlüsseln!“

Reinhard und Everard erschöpften sich in Versuchen, ihn zu beschwichtigen, während draußen das Toben immer höher wuchs. Die Stimmen des Schmiedes Pumph, des Gärtners Lützenkirchen, des Mäklers Jösten und besonders die des Doctors Gottschalk waren hörbar.

„Dresen heraus! Nehmt ihn gefangen — auf, die Thüre! erscholl es, und dazu stets neues Geklirre, Gepolter und Stöße am Thor mit herbeigeholten Balken.

Eben hatte sich der alte Dresen der Schlüssel bemächtigt, als das Thor in Trümmer brach. Der rothe Schein der prasselnden Pechspäne leuchtete herein. Unter wüstem Jubelgeschrei der Menge, die Wehr hoch in der Rechten, wollten der Schmied Pumph und Doctor Gottschalk nebst mehreren Anderen in das Haus, ohne Widerstand zu erwarten. Aber er wurde ihnen derart geboten, daß sie sich, von den Ueberfallenen verfolgt, aus dem trümmerbedeckten Eingang für den Augenblick in's Freie zurückziehen mußten. Hiebei kam Pumph noch gerade mit Heil davon. Einige Andere wurden verletzt. Gottschalk, welcher sich die Sache leichter gedacht hatte, war sogleich Anfangs zurückgeprallt und suchte sich aus dem Bereich zu ziehen, wo ihm, statt leichten Sieges, blutiger Ernst drohte. Lützenkirchen und der Mäkler Jösten waren auch keine Freunde von Wunden und folgten dessen Beispiel. Um so mehr feuerten sie mit Geschrei Die draußen an, welche mit dem alten Dresen, Norbert und Everard im Handgemenge lagen.

Herr Bernhard Dresen focht mit staunenerregender Gewalt und Geschicklichkeit. Mehrmals daran, überwältigt zu werden, rang er sich stets wider los, und drang weiter vor. Norbert vertheidigte ihn und ließ seinen Degen nicht minder fühlen, und der alte Everard schlug eben so tapfer darein. Wüthendes Geschrei der Verwundeten, stets neuer Racheruf erscholl — und der Angriff wurde verstärkt.

Aber noch gar Mancher mußte seinen Frevel büßen.

Der Letzte, welcher den Degen des alten Dresen empfand, war Doctor Gottschalk von Inden, als er vom Getümmel wider Willen näher geschoben ward. Ein, leider keineswegs tödtlicher, Streich zeichnete sein diabolisches Antlitz, und in höchster Bestürzung drängte er zurück.

„Ha du Verräther", donnerte Herr Dresen, „sterben sollst du!"

In äußerster Anstrengung seiner Kraft wollte er ihm nach, und Norbert ihm behülflich sein. Da ward Norbert am Arm verwundet und ergriffen, Everard desgleichen und entwaffnet — Herrn Bernhard Dresen sollte das Gleiche widerfahren.

Er rang und stach um sich, viele Degen blitzten auf ihn ein, er ward in das Haus zurückgedrängt — plötzlich brach er zusammen, in der Seite schwer verwundet. Niemand bemerkte augenblicklich, von wem. Aber es war Gottschalk von Inden, welcher den Frevel begangen hatte. In seiner Wuth, racheglühend, war er in den Thoreingang gewischt, hatte seinen Degen zu den anderen gesellt und im günstigen Augenblicke den meuchlerischen Stoß versetzt. Dann wischte er wieder hinaus und höhnender

Geberde unfern an Norbert vorüber, welcher den Fall des Oheims erfuhr, sich Denen entriß, welche ihn fesseln wollten und von ihnen verfolgt, durch die Menge zu Herrn Bernhard drängte, der in den Armen dreier Hausbediensteter lag.

An ihnen vorbei rannten Viele die Treppe hinauf.

In kürzester Zeit hörte man Oben Geschrei und dort und da einen heftigen Schlag, denn die Verwüstung begann. Die Schreine wurden erbrochen, Kaufmannsbücher flogen auf die Straße, höhnend rannte Der mit Silbergeschirr, Jener mit Geld herab, und wieder Andere kamen, sich Beute zu holen, während die um Herrn Bernhard Versammelten lärmend beriethen, was mit Norbert geschehen solle.

„Fort mit ihm, zu Gülich!“ erscholl es.

„Was da“, tobten Etliche, stoßt ihn nieder!“

Der nächste Augenblick hätte Norbert vielleicht den Tod gebracht, wäre nicht der Ruf erschollen: „Gülich kommt!“

Das Gelärme verlor sich in Gemurmel. Mancher, der mit seinem Raub eben herabkam, drückte sich an den Mauern herum bis zum Thor, um hinter Gülich, wenn er einträte, rasch hinauszukommen, Ein' und der Andere warf seinen Raub von sich, wenn dieser zu auffällig war, und mischte sich unter die Umstehenden, welche von einem der mit Herrn Bernhard Dresen beschäftigten Diener dringend ermahnt wurden, einen Arzt zu entbieten.

Niemand kümmerte sich um die Ermahnung, worauf sich der Diener selbst aufmachte, während sich die anderen Zwei mit dem Thorwart Reinhard anschickten, Herrn

Bernhard Dresen aufzurichten und zu seinem Gemache hinaufzutragen.

Aber er ließ es nicht geschehen, und sich mühevoll aufstützend, schaute er starren Blickes zu Gülich, welcher, von ein paar Gesellen mit Fackeln begleitet, in das Haus trat und sich durch die, von der Menge rasch gebildete Gasse Herrn Bernhard näherte.

Da stand er —

Die letzte Kunde, welche der alte Clasen Margarethen hinterbracht hatte, war die gewesen, daß es auf das Haus Dresen abgesehen sei. Niemand war da im Stande gewesen, sie zu halten. Sie war fort in der Nacht und flehend vor den Vater getreten. Sie hatte man nicht zurückzuweisen gewagt — und Gülich hatte Hilfe versprochen — er kam zu spät.

„Was ist da geschehen?“ fragte er nun. „Hat man meinen Befehl nicht empfangen? Weshalb Schaden an diesem Hause anrichten — und gar sich an diesem alten Herren vergreifen und ihn hart verwunden, wie ich befürchte?“

„Er hat uns angegriffen!“ erscholl es rings.

„Und er ist Schuld am Frevel, den man damals an Euch verübte!“ rief Einer aus der Menge.

„Und der Beweis?“

„Das Volk lügt nicht“, rief ein Anderer, „Volksstimm' ist Gottes Stimm' — das habt Ihr selbst gesagt!“

Gülich lüpfte den rothgebänderten Hut.

„Wird nicht widersprochen“, sagte er. „Indessen wird man doch untersuchen, wer die That verübt hat. Vor Allem gilt es aber, diesen alten Herren möglichst zu retten.

Hat man schon nach einem Wundarzte geschickt? Krausnigg ist wohl der nächste? Ja? Gut. Aber hier, was seh' ich!" Er blickte zu Norbert, welcher von Zweien festgehalten wurde. „Man vergreife sich nicht weiter an Diesem. Laßt ihn frei, wie auch den alten Diener dort draußen!"

„Frei, weshalb?" rief Einer. „Waren sie nicht beim Ausfall auf das Volk?!"

„Mag wohl sein. Gewiß aber wollten sie nur den Oheim und Herren vertheidigen — jedoch nicht als Feind des Volkes an sich!"

„Und seid etwa Ihr ein Freund desselben?" rief Herr Bernhard Dresen. „Ihr, dessen Mittel Verläumdung der edelsten Männer ist und ungerechteste Gewaltthat? Der Ihr unverkenntlich Alles niederwerfen wollt, um zur Herrschaft zu gelangen — und nichts von Dem zu halten, was Ihr verspracht? Aber Euere Treulosigkeit wird ihren Lohn finden. Verschlungen können sie vielleicht werden, jene Trefflichen, von der wilden Macht, die sie durch ihre unglückselige Vertraulichkeit mit Euch entfesselten — ich selbst ward getäuscht, und hier trifft mich die Strafe für meinen thörichten Wahn — und noch weiter könnt Ihr hinaufklimmen zur Höhe Euerer Ehrsucht — aber es kömmt die Zeit für Euch! Dasselbe Volk, dem Ihr „goldene Zeiten" versprecht, die es vergeblich erwarten wird, es wird jauchzen, wenn Ihr schmachvoll zu Grunde geht — und die Nachkommen werden Euer Andenken verdammen — Ihr Scheinheiliger — Ihr Vernichter des Glückes — treuer Herzen!"

In mühselig zusammengeraffter Kraft waren die letzten Worte von den Lippen des Schwerverwundeten gekommen, und, die Hand krampfhaft ballend, lehnte er sich an seine Diener, während rings wildester Unmuth der Menge einbrach.

Gülich gebot Schweigen.

Die Linke fest auf den Degen gestützt, sah er dann einige Augenblicke regungslos auf den alten Dresen.

„Ihr macht ein Ungeheuer aus mir“, sagte er kalt, „und thut, als echter Halbfreisinniger, dergleichen, als ob die Welt einstürze, weil es ein wenig gischt und gährt!“ Er wandte sich. „Ah, da kömmt der Krausnigg. Ein Priester könnte am Ende auch von Nöthen sein. Der alte Herr hat mir so viel Böses aufgebürdet, daß ich den Vorwurf nicht auch noch tragen möchte, ihn etwa so ohne geistlichen Seelentrost scheiden zu lassen. Fort ein Paar zum Pfarrherrn von „St. Alban“ — man höre ihn Beicht und biete ihm für alle Fälle das Allerheiligste!“ Er nahm den Hut ab, bedeckte sich wieder und fuhr fort: „Ich bedauere, Herr Dresen, von Euch so tief verkannt zu sein, denn ich habe zwar seit einiger Zeit an Euer Mißvergnügen, doch nie an so arge Feindschaft gedacht. Es schmerzt mich recht sehr, ob Ihr es auch nicht glaubt, Euch vielleicht schon an der Schwelle des Jenseits zu sehen. Denn ungeachtet Eueres später nicht ganz richtigen Begriffes vom Wesen der Freiheit, also einer gewissen schädlichen „Halbheit“, seid Ihr ein trefflicher Mann, der im Ganzen immer seine Ansicht geradeweg aussprach — ja — wie ihr auch jetzt bekundet mit Worten und Eueren zürnenden Blicken. Weshalb zürnen? Lieber Himmel, weil meine Wege zum

gründlichen Heil der Vaterstadt andere sind, als die Eueren? Dieser Eurer Wahrheitsliebe zufolge bitte ich Euch, mir über Etwas Auskunft zu geben. Wart ihr betheiligt bei meiner „Gefangennehmung?“ Ich hörte von einem gewissen „Brief“. Schriebt Ihr ihn — und ein gewisses „Manifest“ —?“

„Ja, ich leugne es nicht!“ trotzte Herr Bernhard Dresen.

„Wirklich? Und dann — war Euer Neffe dabei irgend im Spiel? Ich bitte — versteht wohl, ich bitte — nur um ein kurzes „Nein“. Es soll mich freuen, wenn Ihr es mit gutem Gewissen aussprechen könnt.“

„Das kann ich —“ stöhnte Herr Bernhard Dresen, „Norbert ist an Euerer Haft unschuldig — und an Allem! O du armer Norbert — wie gerne hätte ich dich glücklich gewußt mit dem Engel — es kann nicht sein — O wie schmerzt es mich — Segen über dich — „Fluch,“ wenn du nicht Feind Dessen bleibst — der sich zum Tyrannen aufwerfen will — —“!

Er sank zusammen.

Gülich bot dem ausbrechenden Getöse des Unmuthes ab, sandte einen Blick zum alten Herren, schaute mild lächelnd umher, dann wie gen Himmel und berührte dabei mit der Rechten ein paar Mal die Gegend seines Herzens, als wolle er sagen: „Herr, du siehst mein gutes Bewußtsein!“

Dann erhob er die Hand wie zum Segen über Alle rings — wandte sich und verließ den Hauseingang — —

Eine halbe Stunde später lag Herr Bernhard Dresen entseelt auf seinem Bette. Menschliche Hülfe war vergeblich gewesen — aber die Tröstungen der Kirche waren ihm zu Theil geworden.

Die Arme auf die Brust gelegt, ruhte er. Zwei Wachskerzen, zu Seiten eines Crucifixes, erhellten den Raum.

Friedlich war es anzuschauen das Antlitz des alten Herren und gezeichnet im Tode mit dem Ausdrucke unverbrüchlicher Rechtschaffenheit — ihrer, die im Verein mit der Thatkraft für das Leben, mit Demuth vor Gott, mit Liebe für die Menschheit und ihre guten Ziele, mit edlem Trotz gegen das Böse — jenen inneren Werth verleiht, gegen welchen der Besitz aller Vorzüge an Geist, aller Macht, alles Reichthums und alles irdischen Ruhmes nicht ein Sandkorn in die Wagschale zu legen vermögen.

Norbert kniete am Pfühl.

Der Segen, der reichste Segen auf alle Wege des Lebens war ihm von den Lippen des Verblichenen, seines vieltheueren väterlichen Freundes, seines heißgeliebten Wohlthäters geworden —

Segen auf „alle — alle Wege —"!

Das waren die letzten Worte des Verblichenen gewesen.

Ach wie hatten sie den ganzen Liebesschmerz Norberts aufgewühlt, wie hastig war sein Verlangen erweckt worden, vor dem Oheim sein Herz noch auszuschütten, ehe Derselbe für immer die Augen schlöße, ihn um Ver-

gebung anzuflehen, daß er ihn getäuscht — daß er Margarethe nicht verlassen habe — ihn flehend zu fragen, ob ihm sein Segen nicht doch auch bleibe, wenn er bei ihr ausharre?

„Theuerer Oheim!" hatte er gestammelt, „ach nur noch Eines — Margarethe —!"

Aber kein Wort hatte der alte Herr mehr von den Lippen gebracht. Nur eine letzte Bewegtheit war sichtbar geworden, die Hand hatte er Norbert in Todesnähe vielsagend gedrückt — und matt gegen Himmel gedeutet.

Und als er wenige Augenblicke darauf verathmet hatte, waren langsam zwei Zähren auf die bleichen Wangen niedergeflossen.

War der Deut gegen Himmel, war der Handdruck ein Mahnen, sich dem Geschick zu unterwerfen, seiner Entsagung — wie schwer auch — treu zu bleiben? Oder waren die letzten Thränen jene der Erbarmniß mit seinem Schicksal, und jenes andere Zeichen irgend eine wirre Zusage auch des Segens, wenn denn Gott auf unerforschlichen Wegen seinem kummervollen Herzen doch noch Trost verleihen könnte?

In tiefster Wehmuth über den Verlust des Vielgeliebten, in schmerzlichstem Zweifel über den Sinn seiner letzten Andeutungen, lehnte er das Haupt an den Pfühl, auf dem der theuere Oheim lag, und manches Mal leise dessen Hand berührend, auf die geschlossenen Augen blickend und auf die geschlossenen Lippen, wähnte er, es müsse ihm Etwas klar werden, was ihn trösten könne.

Aber es wurde ihm nichts klar — und wieder sank sein Haupt auf den Pfühl, während es über das Haus herüber lärmte und tobte.

* * *

Und der Herr kurfürstliche Rath Saftig und der Freiherr von Jodocy.

Die Beiden waren schon längst aus der Stadt, denn so viel Lärm gefiel ihnen nicht. Und der kaiserliche Legations-Secretarius Herr von Christiern hatte auch mit fortgesollt, um zu Wien über alles Geschehene referiren und allerhöchsten Unmuth aneifern zu helfen. Aber er hatte den Kopf und Muth nicht so ganz verloren, wie sein Chef.

„Noch ein bischen da sein ist besser, als erst wieder kommen müssen," war seine Meinung gewesen.

So hatte ihn Jodocy hier gelassen — — —